This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

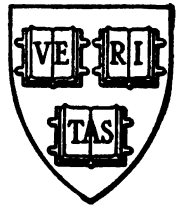
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3Pav 3078.40.2

Harvard College Library




FROM THE BEQUEST OF

HENRY WARE WALES, M.D.

Class of 1838

FOR BOOKS OF INTEREST TO THE
SANSKRIT DEPARTMENT

# Reise

im

# Europäischen Rußland

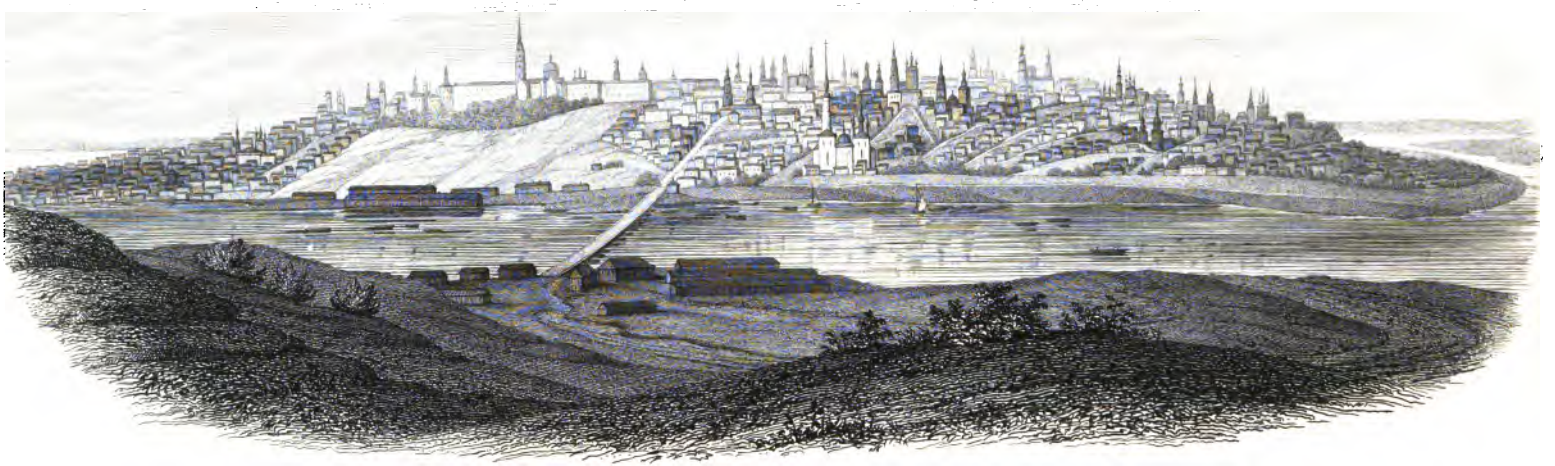
in den Jahren 1840 und 1841.

---

## Zweiter Theil.

## Reise im Süden.

Druck und Papier
von
Friedrich Vieweg und Sohn
in Braunschweig.



XII.

Kaluga

# Reise

im

# Europäischen Rußland

in den Jahren 1840 und 1841.

Von

J. H. Blasius,

Professor am Collegio Carolino in Braunschweig.

Zwei Theile.

Zweiter Theil.

Reise im Süden.

Braunschweig,

Verlag von George Westermann.

1844.

Stav 3078.40.2
~~Stav 30763~~

1856. Col 2 2

Wales Regiment

8379
114-169
38-2

# Inhalt.


Seite

I. Reise von Moskau nach Alexin . . . . . 1

Abfahrt von Moskau. Anblick der Stadt von der Südseite. Iwan weliki. Charakter der Gegend. Bergkalkschichten an der Pachra. Cidariten in der Steinkohlenformation. Die Stadt Podolsk. Die Stadt Serpuchow. Privat- und Kirchenbettler. Charakter der flachen Okagegenden bei Serpuchow. Die Häuser und Dörfer. Bergkalk bei Tarusa an der Oka. Die Stadt Tarusa. Ankunft in Alexin. Gestalt der Flußufer. Allgemeiner geognostischer Charakter der Gegend. Lagerungsverhältnisse der Steinkohlenschichten. Auffallende Abweichungen vom Vorkommen derselben im westlichen Europa. Gliederung der Bergkalkschichten.

II. Die Upagegenden . . . . . 23

Abfahrt nach der Upa. Die Wasserscheide. Charakter der Upagegenden. Die Dörfer der Leibeigenen. Birkowaia. Gastliche Aufnahme. Die Bauern. Mißwachs und Hungersnoth. Unterstützung der Nothleidenden durch die Regierung, und deren specielle Ausführung. Unser Wohnhaus. Wosnesenskaia Sloboda. Rückfahrt am Abend. Abendgesellschaft. Nachtquartier. Die Schichten von Birkowaia. Fahrt nach Wosnesenskaia Sloboda. Trachten der Bauern. Freiwillige Hülfe. Lagerung der Steinkohlen. Gegenseitige Verhältnisse der Oka und Upa. Vegetation der Upa. Ankunft in Alexin.

III. Reise von Alexin nach der Ugra . . . . . 43

Abreise von Alexin. Postfreuden. Rückblick auf die Stadt Alexin. Eisenstein im Sande der Kohlenformation. Wälder. Wege und Birkenalleen. Zeichen der Annäherung an Kaluga. Ankunft. Das Hôtel Kiew. Lage und Anblick der Stadt Kaluga. Das Leben in der Stadt. Promenaden. Bauart der Kirchen in Kaluga. Die Kirche des heiligen Nikita. Die Kathedrale der Kasanischen Mutter Gottes. Die Kirche des Erzengels Michail. Die Hauptkathedrale der Stadt. Geognostische Beschaffenheit der Okaufer. Audienz beim Gouverneur. Postpferde und Postmeister. Das Thal der untern Ugra. Nachtquartier. Abfahrt. Erste Drohungen des herannahenden Winters. Eintritt in das Gouvernement Smolensk. Ankunft an der Ugra. Kampf um ein Nachtquartier.

IV. Reise von der Ugra nach Smolensk . . . . . 71

Ankunft in Lithauen. Die Post hat endlich wieder einmal Pferde. Abweichung in der Bevölkerung. Aenderung im Terrain, und Auftreten der Formation des alten rothen Sandsteins. Verhältnisse der Bauern. Die Stadt Wiaesma. Die Kirchen. Einfluß des Katholizismus. Pfefferkuchen. Der Russe als Handelsmann. Bauernposten. Ukrainische Ochsen. Tour nach Okschelsk an der Dima. Die nordische Eller tritt wieder auf. Die Pflanzen- und Thierwelt bereitet sich für den Winter vor. Die hiesigen Wohnhäuser.

Seite

Nordische Geschiebe werden häufiger. Steinbrüche im Bergkalk der Steinkohlenformation. Gränze zwischen der Formation der Steinkohle und des alten rothen Sandsteins. Dorogobusch. Eine Bauernfamilie an der Uscha in ihrer Morgenbeschäftigung. Der Dniepr und seine Umgebung. Nordischer Charakter der Wälder. Polnische Einflüsse. Trachten. Eßbare Butter. Volksgefühl. Die erste Geige in Rußland. Religiöse Zustände. Polonisirte Wirthin und Kutscher. Annäherung an Smolensk. Die Stadt im Mondschein. Das Gasthaus mit polnisch-russischer Unreinlichkeit. Fischmarkt. Kampf mit der Polizei und Wache. Neugier der Privat-Polizei. Besuch der Steinbrüche. Nordische und russische Geschiebe werden auf Kalk gebrannt. Anblick der Stadt. Frühere Schicksale. Reliquien der Muttergotteskirche. Das Gymnasium. Das adelige Institut.

V. Die Dünagegenden . . . . . 109

Abreise von Smolensk. Rückblick auf die Stadt. Die Wasserscheide. Nachtquartier. Reliefheilige. Die Stadt Poretschie an der Kasplia. Geschnitzte Holzheilige. Straßenpflaster. Charakter der Gegend und des Reisewetters. Eine Regenpause. Die Stadt Welisch an der Düna. Unser Gastwirth und Postmeister. Judenpferde. Die Düna. Feld und Wald. Die kleinen Nebenflüsse. Das hohe Land. Der Himmel klärt sich auf, und wir bleiben stecken. Letzte Reste der Flora. Surasch. Die Brücke und Ueberfahrt über die Kasplia. Geognostische Beschaffenheit der Flußufer. Ein deutsches Gasthaus. Ankunft in der Stadt Witebsk. Bevölkerung des Landes. Die Volksbildung. Die Juden. Das Leben auf den Straßen. Vielseitige Beschäftigung der Juden. Judenrassen. Straßenreinigung. Die Stadt und ihre Kirchen. Spätere russische Verbesserungen der Kirchen. Neuere unirte Kirchen. Die orthodoxen Holzkirchen. Ein Judenfeiertag. Die Polizei. Anstehende Sandschichten an der Witeba. Feierabend. Berührungspunkte der Juden und Christen. Die Juden als Bauernpächter. Mißlungene Versuche, die Naturaliensammlung des Gymnasiums zu sehen. Kirchendecorationen und Gottesdienst. Statistische Rückblicke. Ankunft unserer Reisegefährten. Letzte geognostische Bestrebungen. Abfahrt in verschiedenen Richtungen.

VI. Reise von Witebsk nach Mohilef . . . . . 149

Abreise von Witebsk. Ein Corporal als Diener. Die Wege. Die Nachtfahrt. Nachtquartier. Reisende. Fußgänger. Bettelnde Invaliden. Die Stadt Babinowitsch. Umgekehrte Gastfreundschaft. Der Postmeister. Einfache Kirchenbauten. Crucifixe. Einsame Kirchhöfe. Die Wasserscheide. Nordische Wälder und Sümpfe. Armuth der Bewohner. Nachtfahrt. Ankunft in Orscha. Unsere Wirthin. Heiligenbilder und biblische Darstellungen. Die Stadt Orscha. Geognostische Beschaffenheit der Flußufer. Lagerung der Schichten in der Formation des alten rothen Sandsteins. Mächtigkeit der Diluvialmassen. Die Wälder in der Nähe von Orscha. Gränze der weißen Eller. Abgränzung des mittlern Rußlands. Abfahrt. Aenderung im Charakter der Gegend. Die Stadt Kopis. Abend im Freien. Ankunft in der Stadt Schklof. Die Juden. Bildung des Dnieprthals. Schifffahrt auf dem Dniepr. Ankunft in Mohilef. Angriffe der Polizei. Die Lage der Stadt. Aussicht von der Höhe. Alte Holzkirchen. Aehnlichkeit der Steinkirchen mit denen in Witebsk. Die Kirche St. Joseph. Geognostisches. Mineralwasser. Fledermausjagd. Die Bauern und der Ackerbau. Der Mangel an Familiengefühl und Familiennamen. Die letzten Tage in Mohilef. Schnelligkeit der Briefposten.

Seite

VII. Reise von Mohilef nach Tschernigof . . . . . 185

Abreise von Mohilef. Die niedrigen Theile der Stadt. Die Nebenflüsse der Soscha Dörfer im Flußthal. Tatarengräber. Die Stadt Tschetschersk. Die beiden Kirchen. Die Südgränze der erratischen Blöcke des Nordens. Fuhrwerk mit Ochsen. Die Gegend südlich von Tschetschersk. Homel, das Hauptquartier der Südwest-Armee. Die Brücke der Soscha. Bielicza Die Ebene zwischen Soscha und Snow. Annäherung an den Snow. Die Stadt Gorodnia, ihre Lage und Bewohner. Fruchtbare Flußniederungen in der Nähe des Snow. Die schwarze Erde und die Ackersteppe. Erster Anblick der Steppe. Die Gräber Baty-Chans bei Sednief. Bildung der schwarzen Erde auf den Gräbern. Die ersten Baltathäler. Die Nacht in der Steppe. Ankunft in Tschernigof. Die Reisegesellschaft. Lage der Stadt. Frühere Schicksale. Die Bewohner. Der israelitische Factor. Die Kathedrale oder Christuskirche, die älteste der noch erhaltenen russischen Kirchen. Die Kirche des Jehlezki-Klosters. Verschiedenheiten der russischen Kirchenkuppeln und ihr geographisch-historisches Vorkommen. Das Eliaskloster. Blatnizkaia Zerkof. Die Kirche der heiligen Katharina. Volkszustände.

VIII. Reise von Tschernigof nach Kiew . . . . . 217

Verschiedene Reisehindernisse. Abfahrt und Wettrennen mit einem General. Erste und letzte Postschurkerei in Kleinrußland. Nationalgerichte aus dem Stegreif. Gränze der schwarzen Erde. Die wilden Obstbäume treten auf. Habitueller Charakter der verschiedenen Vegetationsregionen Rußlands. Soldaten auf dem Marsch. Abhärtung der Kleinrussen. Trachten und Körperbildung derselben. Reinlichkeit der Häuser. Die Dörfer in Tschernigof. Die Stadt Koseletz. Bauart der Kirchen. Sumpfniederungen an den linken Flußufern. Ankunft in Kiew. Die vier Städte. Anblick der alten Kirchen. Die Waräger in Kiew. Erste Spuren des Christenthums. Bekehrung Rußlands durch Wladimir. Blüthe, Verfall und wiederholte Zerstörung Kiew's. Gänzliche Vernichtung der Stadt durch die Mongolen. Bauart der alten Kirchen. Die Sophienkirche. Die Kirche des heiligen Michail. Gründung und frühere Bedeutung des Höhlenklosters. Besuch im Höhlenkloster. Die alte und neue Zehntkirche. Die Kirche des heiligen Andreas. Die goldene Pforte. Gesellige Zustände. Die junge Universität. Charakter der Gegend. Abreise.

IX. Reise von Kiew nach Krementschug . . . . . 259

Die beiden Dnieprufer. Die Stadt Pereiaslaw am Trubesch. Hünengräber in der Stadt. Nachtquartier. Eine charakteristische Kirche. Der Trubesch und seine Umgebung. Die Juden unter den Kleinrussen. Allmähliches Ansteigen des Landes nach dem Innern hin. Die Kirche in Jagotin. Die schwarze Erde. Die Dörfer in der Tiefe der Flußthäler. Jahrmärkte. Das Trinken der Kleinrussen. Gleichförmigkeit der Steppe und des Steppenlebens. Die Stadt Piriatin. Das Leben in der Stadt. Lubni an der Sula und Chorol. Die Region der Grassteppe. Das Brennmaterial. Steppenhunde. Die Wohnhäuser und ihre Umgebung. Brennender Burian, und ein Frühstück mit Thränen. Allmähliche Annäherung an den Dniepr. Das Flußthal des Dniepr und die Lage der Stadt Krementschug. Das Vorkommen des Granits und Gneißes am linken Dnieprufer. Die Stromrichtung des Dniepr. Schifffahrt und Handel. Die Bewohner der Stadt. Die Kirchen. Krukoff. Der Markt. Angebundene Osfetrine im Dniepr. Steppenmäuse. Ein Hochzeitszug. Abfahrt.

Seite

X. Reise durch die Ukraine . . . . . 287

Die Ausdehnung der Ukraine. Das Thal des Pssol. Ankunft in Pultawa. Die Lage der Stadt. Gasthäuser und Gastfreiheit. Das Schlachtfeld von 1709. Die Siegessäule. Die alte Holzkirche, in der nach der Schlacht Gottesdienst gehalten worden. Die jüngeren Kirchen. Abreise. Nachtlager von Bauern an der Worskla. Die Nacht. Aenderung im Charakter der Gegend. Wälder. Alte befestigte Gränzwälle. Die Stadt Walki. Der Mist, als Wegebaumaterial. Ackerbau. Zugpferde. Ein merkwürdiger Kirchhof in Georgiewsk. Gränze der Juden. Obstbaumanpflanzungen. Weite Sandthäler im Flußgebiete des Donetz. Ankunft in Charkow. Moskowiter, als Kutscher und Gastwirthe in der Ukraine. Umquartierung. Die Universität und ihre naturhistorischen Sammlungen. Der botanische Garten. Groß- und Kleinrussen als Naturforscher. Die Stadt Charkow und deren Aufblühen. Straßenpflaster. Mist- und Aasplätze. Die Kirchen in Charkow. Militaircolonien. Geognostische Beschaffenheit der Umgegend Charkow's. Wälder und Steppen. Die Thierwelt. Abreise. Die Russen im Freien. Steppenarme. Nachtfahrten. Die Stadt Bjelgorod. Großrussische Elemente. Die Kreideberge. Die deutschen Pächter. Die Kirchen in Bjelgorod. Ukrainische Gastfreundschaft. Frachtzüge. Die Stadt Obojani. Gränzscheide der Klein- und Großrussen. Wasserscheide. Novemberreisefreuden. Annäherung an Kursk.

XI. Rückreise von Kursk nach Moskau . . . . . 331

Anblick der Stadt Kursk. Gasthäuser. Mistniederlage. Kirchenbettler. Das Leben im Freien. Großrussische Nasen. Geognosie der Stadt und Umgegend. Die Stadt Fatesch. Nachtfahrt in der ungebahnten Schneefläche. Die Wasserscheide zwischen Wolga und Dniepr. Nächtliches Zusammentreffen im Posthause. Die Stadt Orel. Volkszustände. Roskolniks. Schichten der Formation des alten rothen Sandsteins an der Oka. Conditoreien und Zeitungen. Die Stadt Bolchof. Die Kirchen. Die Stadt Bjelef. Schlittenzüge der Bauern. Aenderung der Gegend. Tannenwälder. Die Stadt Koselsk an der Schisdra. Dmitri Rustn. Die Stadt Peremyschl. Kaluga im Schnee. Schneefahrten und Fastenspeisen. Die Stadt Malo-Jaroslawetz. Das Schlachtfeld. Nomadenleben der russischen Beamten. Die Stadt Borowsk. Henkersmahlzeit. Letzte Nachtfahrt. Die abgefrorene Nase. Ankunft in Moskau.

XII. Winteraufenthalt in Moskau und St. Petersburg . . . . . 356

Der Winter in Moskau. Geselliges Leben. Klima für Protectionsstammbäume. Merkwürdigkeiten im Kreml und in den Kirchen. Patriotismus der unabhängigen Moskowiter. Schluß des Jahres und Fahrt nach Petersburg. Rückblicke. Geognostisches. Oberflächengestalt des Landes. Wasservertheilung. Die Wälder. Die Bewohner. Häuser, Kirchen und Städte. Bauart der Kirchen im Verhältniß zur historischen Entwickelung des Landes. Winterbeschäftigung. Merkwürdigkeiten und Wunder. Abreise von St. Petersburg.

XIII. Heimkehr durch die Ostseeprovinzen . . . . . 398

# Kupfertafeln und Holzschnitte.


| | | Seite |
|---|---|---|
| | Titelkupfer: Die Stadt Kaluga (zu S. 49). | |
| 35. | Das Innere eines Bauerhauses (zu S. 86) | 1 |
| 36. | Geognostischer Durchschnitt der Pachra bei Podolsk | 4 |
| 37. | Geognostischer Durchschnitt der Oka bei Tarusa | 11 |
| 38. | Geognostischer Durchschnitt der Swinika | 16 |
| 39. | Geognostischer Durchschnitt der Kassaigora | 18 |
| 40. | Bauerhaus an der Upa (zu S. 30) | 23 |
| 41. | Geognostischer Durchschnitt von Wosnesenskaia Sloboda | 37 |
| 42. | Bauerfrauen aus Tula und Kaluga | 43 |
| * 43. | Tafel XII. Die Stadt Kaluga an der Oka, von der Südseite | 49 |
| 44. | Grundriß der Kirchen in Kaluga | 53 |
| * 45. | Tafel XIII Die Kathedrale der Kasanischen Mutter Gottes in Kaluga | 54 |
| * 46. | Tafel XIV. Die Kirche des heiligen Michail in Kaluga | 56 |
| 47. | Geognostischer Durchschnitt der Oka bei Kaluga | 58 |
| 48. | Weißrussen | 71 |
| 49. | Kirche in Wiaesma | 78 |
| 50. | Unirte Kirche in Witebsk | 109 |
| 51. | Erzbischöfliche Kirche in Mohilef | 149 |
| 52. | Geognostischer Durchschnitt des Dniepr bei Orscha | 161 |
| 53. | Die Kirche des heiligen Boris und Gleb in Mohilef | 171 |
| 54. | Die Kirche St. Joseph in Mohilef | 178 |
| 55. | Grundriß der Christuskathedrale in Tschernigof | 208 |
| * 56. | Tafel XV. Die Christuskathedrale in Tschernigof | 208 |
| * 57. | Tafel XVI. Kirche des Jehlezki-Klosters in Tschernigof | 210 |
| * 58. | Tafel XVII. Die Charfreitagskirche in Tschernigof | 214 |
| 59. | Grundriß der Katharinenkirche in Tschernigof | 215 |
| 60. | Kleinrussen | 217 |
| 61. | Grundriß der Sophienkirche in Kiew | 239 |
| * 62. | Tafel XVIII. Die Kirche der heiligen Sophie in Kiew | 240 |
| * 63. | Tafel XIX. Die Kirche des heiligen Michail in Kiew | 242 |
| 64. | Grundriß der neuen Zehntkirche in Kiew | 252 |

Seite
* 65. Tafel XX. Die neue Zehntkirche in Kiew . . . . . 252
* 66. Tafel XXI. Die Kirche des heiligen Andreas in Kiew . . 254
67. Kleinrussisches Bauerhaus . . . . . 259
68. Kirche in Jagotin . . . . . 265
69. Kleinrussisches Dorf . . . . . 287
* 70. Tafel XXII. Alte Holzkirche in Pultawa . . . . . 294
71. Geognostischer Durchschnitt der Kreideberge bei Bjelgorod . . . . 321
72. Kirche in Bjelgorod . . . . . 323
73. Großrussen . . . . . 331
* 74. Tafel XXIII. Die Dreifaltigkeitskirche in Bolchof . . . 346
* 75. Tafel XXIV. Die Kirche der heiligen Katharina in St. Petersburg . . . . . 390

# Druckfehler.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Seite | 5 | Zeile | 6 | von unten: | l. Eidariten statt Eidariten. |
| » | 28 | » | 13 | » unten: | l. unterstützt st. ununterstützt. |
| » | 35 | » | 17 | » unten: | l. Telega st. Telga. |
| » | 145 | » | 1 | » oben: | l. Kunde st. Knude. |
| » | 190 | » | 6 | » unten: | l. Landes st. Landrs. |
| » | 152 | » | 14 | » unten: | l. gezwungen st. gezwuugen. |
| » | 278 | » | 14 | » oben: | l. volhynischen st. volhyinschen. |
| » | 294 | » | 5 | » oben: | l. nicht st. nich. |
| » | 349 | » | 14 | » oben: | l. den st. dem. |

Das Innere eines Bauerhauſes.

# I.

## Reiſe von Moskau nach Alexin.

---

Abfahrt von Moskau. Anblick der Stadt von der Südſeite. Iwan weliki. Charakter der Gegend. Bergkalkſchichten an der Pachra. Cidariten in der Steinkohlenformation. Die Stadt Podolsk. Die Stadt Serpuchow. Privat- und Kirchenbettler. Charakter der flachen Okagegenden bei Serpuchow. Die Häuſer und Dörfer. Bergkalk bei Taruſa an der Oka. Die Stadt Taruſa. Ankunft in Alexin. Geſtalt der Flußufer. Allgemeiner geognoſtiſcher Charakter der Gegend. Lagerungsverhältniſſe der Steinkohlenſchichten. Auffallende Abweichungen vom Vorkommen derſelben im weſtlichen Europa. Gliederung der Bergkalkſchichten.

Am zwölften September, Nachmittags gegen zwei Uhr, verließen wir Moskau. Es war ein ſchöner Tag, und die Sonne hatte noch volle Sommergewalt, obſchon der Herbſt mit ſeinen bunten Farben ſich ſchon überall in den Wäldern niedergelaſſen hatte. Nur die langen Schatten mahnten daran, daß das wärmende Licht uns blos zum Abſchied ſeine freundlichen Strahlen zuſende, und die ſchönen Herbſttage bald gezählt ſein würden.

Der Anblick der Stadt von der Südseite ist dem von den Sperlingsbergen zu vergleichen. Die Stadt erscheint im kleinsten Querdurchmesser, und die Klöster Simonof im Osten und Novo Devitchei im Westen begränzen die Häuser und Thurmmassen. Der Kreml tritt in der Mitte mächtiger wie von irgend einem Standpunkte hervor, und beherrscht fühlbar die wirren Massen von Häusern, Kuppeln und Thürmen.

Mit dem Ueberschreiten einer jeden neuen Hügelreihe verschwand die Stadt vor unseren Augen, und wir sahen mit Sehnsucht zurück, um uns noch einmal an dem prachtvollen, bunten Anblick zu ergötzen. Lange noch kehrte sie bei jedem Ansteigen wieder, immer höher und höher vom Vordergrunde an den Thürmen hinauf abgeschnitten. Endlich stand nur noch die goldene Kuppel des Iwan weliki einsam am Horizonte, und als wir die folgende Hügelreihe überschritten hatten, sahen wir nach Norden hin blos die kahle Herbststoppel und die breite Sandfläche des mühsamen Weges vor uns ausgebreitet.

So ganz andere Gefühle beschäftigten uns, als uns von Petersburg aus die endlosen Urwälder des Nordens in sich aufnahmen, wie jetzt, wo wir von der alten Zaarenburg aus nach Süden den offenen Weg einschlugen, den so oft, wie im Fluge, die siegreichen Tataren bis ins Herz des Landes gesucht und gefunden haben.

Als wir Petersburg verließen, beschien die steigende Sonne das erste, freudige Frühlingsgrün. Ein schöner Frühlingstag erweckt auch im Reisenden mannichfache Regungen, Hoffnungen und Bestrebungen, und der Blick schweift unbemerkt von der Gegenwart und der nächsten Umgebung in eine ferne, unbegränzte Zukunft hinaus.

Aber auch der freundlichste Herbsttag erscheint in einem ernsteren Charakter. Das Jahr hat mit den meisten Hoffnungen und Erwartungen abgerechnet. Das Gefühl einer schon abgeschlossenen Vergangenheit mischt sich jeder Anschauung bei, und nur ungern blickt man unverwandt nach den nahen Gränzen der enge zusammengeschrumpften Zukunft hin. Doch desto intensiver haftet der ungetheilte Sinn an der Gegenwart.

Eine frische Reiselust beseelte uns, und wir wußten kaum unsere

Ungeduld zu mäßigen, wenn eine unwegsame Sandfläche dem raschen Fluge des Tarantase hindernd in den Weg trat.

Die Gegend südlich von Moskau ist auffallend abweichend von der nördlichen. Auch für den Habitus des Landes bildet Moskau eine scharfe Gränzscheide. Man sieht sich in eine weite Ebene versetzt, die nur von ganz unbedeutenden, kaum merkbaren Hügelreihen, wie ein Wasserspiegel von flachen Wellen durchschnitten wird. Der Horizont tritt wieder in unerreichbare Ferne hinaus, und die äußerste Gränze des Gesichtskreises, ein dunkelblauer Streifen, schattirt sich ganz allmählich bis in den nahen Vordergrund ab. Die flachen, meist sandigen Diluvialhügel liegen auf der Ebene in gleicher Höhe, so daß sie nirgends die Ferne verdecken. Auch wenn man nicht wüßte, daß hier die weite Ebene von Bergkalk gebildet würde; so könnte man es nach dem Charakter der Gegenden um den Bjelosero schon vermuthen. (S. Thl. I. p. 105. 108.)

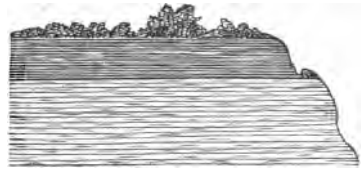
Der Eindruck einer unbegränzten Ebene wird noch begünstigt durch den Mangel an Wäldern. Nur unbedeutende, kleine Eichenhaine sieht man in der Nähe des Weges, alle von gesundem, üppigem Wuchs, und kaum noch mit einer einsamen Tanne untermischt. Aber diese seltenen und beschränkten Haine sind nicht im Stande, den Eindruck einer kahlen Fläche zu zerstören.

Wer die Steppe noch nicht kennt, der glaubt hier, die ersten annähernden Eindrücke derselben in sich aufzunehmen, und findet es begreiflich, daß diese weite Fläche das offene Thor wurde, durch welches die Tatarenhorden so oft bis zu den Mauern des Kreml vordrangen, und so wenig Widerstand in ihr fanden, daß sie nicht selten schneller als das Gerücht kamen und verschwanden.

Bis in die Nähe der Pachra bleibt der Charakter der Gegend unverändert. Schon in einiger Entfernung von der Stadt Podolsk sieht man das rechte Ufer des Flusses auf eine weite Strecke hin als eine helle, steile Felsenwand ansteigen. Wir waren aus der geognostischen Wüste des jüngern, rothen Sandsteins, in der wir, einige kleine Jurastrecken ausgenommen, seit dem Kubenskysee ununterbrochen umherzogen, nun augenscheinlich erlöset. Kaum angekommen, zogen wir, mit Hammer und Meißel bewaffnet, eilig nach der steilen Uferwand des Flusses.

Schon im Eckstein des letzten Hauses traten uns zwei alte Bekannte von Wytegra: Bellerophon costatus und Spirifer trigonalis entgegen, und wir begrüßten das anstehende Gestein, das kaum etliche hundert Schritte entfernt war, freudig als Bergkalk.

Nirgend kann man einen deutlichern Schichtendurchschnitt sehen, wie hier. Das rechte Ufer der Pachra steigt vom Spiegel des Wassers bis gegen 100 Fuß Höhe steil an, und die steile Felsenwand ist nur durch einen einzigen terrassenförmigen Absatz, ungefähr in einer Höhe von 80 Fuß, unterbrochen. Die Diluvialdecke auf der Höhe des Landes in der Nähe des Flusses beträgt kaum 10 Fuß.




Nach dem Fuße der Felsenwand hin entwickelt sich an den weniger steilen Stellen ein dichtes Gesträuch von Haseln, Brombeeren und Himbeeren, untermischt mit üppig wachsenden mannichfaltigen Stauden, wie sie an ähnlichen Stellen die nord- und mitteldeutsche Flora zeigt. Das linke Ufer des Flusses steigt vom Wasser allmählich schwach an, und bietet ein dicht bebautes Ackerland dar, unter dem man keine Spur von anstehendem Gestein vermuthet.

Auch hier ist, wie an der Wytegra, keine Andeutung von spätern Gesteinsveränderungen zu sehen. Alle Schichten liegen, wie in ursprünglicher Ruhe, horizontal, und enthalten einen großen Reichthum von gut erhaltenen Versteinerungen, die großentheils mit denen von Wytegra übereinstimmen.

Dies gilt vorzugsweise für die untern Schichten (b), in denen Spirifer Choristites, trigonalis und laevigatus mit Productus antiquatus, Bellerophon costatus, Aulopora tubaeformis und andern Korallen untermischt fast in jedem Gesteinsbruchstücke sich blicken lassen. Das Gestein ist ein heller, nicht selten kreideähnlicher Kalk, für den zahlreiche Hornsteinconcretionen, und eingeschlossene Quarzdrusen ganz charakteristisch sind, und der an vielen Stellen in deutlichen und sogar vorherschenden Hornstein und Feuerstein übergeht.

Stellenweise sind die Versteinerungen, besonders die Spiriferen- und Korallenarten ausgezeichnet scharf im Feuerstein erhalten.

Die höheren Schichten (*a*) sind weit lockerer und ärmer an Hornstein- und Feuersteinabsonderungen, als die tiefern, und meist von blendend weißer Farbe, so daß die Aehnlichkeit mit der Kreide verführerisch wird. Diese Aehnlichkeit scheint auf den ersten Blick noch größer, wenn man sieht, daß der Kalk fast ganz aus Ueberresten von Seeigeln und Crinoideen besteht, und besonders zahlreiche Stacheln und Asseln von Cidaris rossicus enthält. Da man bisher unterhalb der Jura- und Kreideformation nur an einigen Orten im Muschelkalk Seeigel und Cidaritenstacheln angetroffen hatte, und diese hier in einem ganz kreideähnlichen Kalke mit Feuersteinen, und theilweise in Feuerstein verwandelt, antraf; so erklärt es sich, weßhalb hin und wieder geognostische Reisende sich bewogen gefühlt haben, bei Podolsk die Kreideformation zu verzeichnen.

Von dieser blos äußerlichen, oryctognostischen Aehnlichkeit mit der Kreide kann man leicht abstrahiren, sobald man in denselben Bruchstücken und Schichten zugleich mit den Cidaritenstacheln Spirifer Choristites und trigonalis, Productus plicatilis, Retepora antiqua und Aulopora tubaeformis findet, Versteinerungen, die unzweifelhaft dem Bergkalk der Steinkohlenformation angehören.

Leopold von Buch, der Schöpfer einer wissenschaftlich begründeten Petrefacten- und Formationenkenntniß, hat die Freundlichkeit gehabt, meine nach Deutschland mitgebrachten russischen Versteinerungen einer genauen Untersuchung zu würdigen (Karsten Archiv XVI. p. 521 u. ff.), und in diesen merkwürdigen Cidaritenresten Eigenthümlichkeiten aufgefunden, durch die sie sich auffallend von den Arten der spätern Formationen unterscheiden. Zu diesen charakteristischen Eigenthümlichkeiten gehört die Spiralstellung der Dornen auf den Stacheln, der Mangel an Längsrippen und Längsreihen, auf und in denen die Dornen bei den übrigen Cidariten vertheilt sind, und die kraterförmige Vertiefung in den Asseln, aus der sich die Warze, welche den Stachel trägt, nur schwach erhebt. Dadurch werden diese häufig hier verbreiteten Thierreste schon an und für sich für die Steinkohlenformation bezeichnend.

Es war schon dunkel geworden, ehe wir das Ufer des Flusses

verließen. Noch bei Laternenlicht bestimmten wir die Höhe des Wasserspiegels an der Pachrabrücke, die sich um 26 Fuß tiefer als das Moskauer Universitätsgebäude herausstellte, letzteres zu 328 Fuß über der Ostsee angenommen. (Keyserling in Erman's Archiv, I. p. 778.)

Podolsk, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch ein unbedeutendes, dem Moskauschen Danilowschen Kloster zugehöriges Dorf, hat sich sehr rasch angelegen sein lassen, sich auf städtischen Fuß zu stellen. Nachdem uns die Post für vielfaches Postgeld Bauerpferde vergeblich anzupreisen gewünscht, und wir unsern Moskauer Miethskutscher aufs Neue bis Serpuchow gedungen hatten, rechnete uns, zur Herstellung des Gleichgewichts, der Postwirth etwa sieben Rubel für Theewasser an, und wir beeilten uns, möglichst bald nach Serpuchow aufzubrechen.

Nachdem wir die kalte, sternenhelle Nacht durchgefahren, kamen wir Morgens vor Sonnenaufgang in Serpuchow an.

Sobald es anfing, tageshell zu werden, gingen wir zur Nara, längs deren beiden Ufern die Stadt vertheilt liegt, und versuchten, anstehendes Gestein aufzufinden. Es war ein frischer, schöner Herbstmorgen. Ueberall lag dicker Reif, und an ruhigen Stellen auf dem Wasser schon fingerdickes Eis. Die ganze Stadt war in Nebel eingehüllt, aus dem nur die nahen Thurmspitzen hervorschienen. Auch der Fluß lag dicht voll Nebel und dampfte, so daß man kaum über die Kopfweiden am gegenüberliegenden Ufer hinaussehen konnte. Einen so dichten Herbstnebel hatten wir noch nicht erwartet.

Erst nach Stunden lag die Stadt im vollen Sonnenschein klar vor uns. Sie ist ganz malerisch zerstreut an den Ufern des langsam fließenden Flüßchens. Zwischen den ausgeschwemmten Thalbuchten erheben sich einzelne Sandhügel, mit Rasen, Gebüschen und Baumgruppen bedeckt. Die bebauten Thalwände steigen bedeutend über den Spiegel des Flusses an. Der Spiegel des Flusses, auf Moskau berechnet, hat 275 Fuß Meereshöhe, und über diesen erhebt sich der Markt, fast in der Mitte des nördlichen Stadttheils und der Thalwand gelegen, bis zu 341 Fuß.

Der Haupttheil der Stadt folgt halbmondförmig dem nördlichen Ufer der Nara. Der kleinere Theil liegt zerstreuter und dorfähn-

lich um die gedrängt stehenden Kirchen südlich vom Flusse. Ein dritter Stadttheil mit etlichen Kirchen ist noch mit Befestigungen versehen. Im Ganzen zählt man einige zwanzig Kirchen, mit denen fast ohne Ausnahme die Höhen verziert sind. Diese Zahl scheint, ebenso wie die bedeutende Ausdehnung der Stadt, für kaum 6000 Einwohner unverhältnißmäßig. Man kann in diesen Eigenthümlichkeiten jedoch eine Bewährung für das hohe Alter und die ehemalige Bedeutung der Stadt erblicken.

Serpuchow wurde unter der Regierung des Großfürsten Dmitri Donskoi im Jahre 1374 durch den Fürsten Wladimir Andrejewitsch erbaut, und gleich mit einer Befestigung von Eichenholz umzogen. Diese hinderte jedoch Tochtamysch, den Nachkommen Tschingischan's und Nachfolger Baty's in der Horde, nicht, im Jahr 1382 auf seinem Verheerungszuge nach Moskau sich der neuen Stadt und Festung zu bemächtigen. Und so erlag auch unter den folgenden Einfällen der Tataren die Stadt immer zuerst den Zerstörungen der wilden Horden, von Edigei an, bis zu den späteren Verheerungen der Krymer. Der unmittelbare Uebergang der Steppen in die flachen Okagegenden führte die raschen Steppenbewohner von selber nach dieser Richtung hin. (Kar. V. 87. 64. 158.)

Noch steht hier der Bergkalk an aufgeschlossen Stellen überall an. Die Stadt ist ganz mit Bergkalk gepflastert, und die Steinhäuser werden größtentheils aus Bergkalk erbaut. In den Bruchstücken sieht man zahllose Encrinitenreste und Stacheln von Cidariten. Aber auch Spirifer trigonalis und Choristites fehlen nicht. Der Kalk ist fester und noch mit mehr Hornstein durchzogen, wie an der Pachra, hin und wieder sogar ganz sandig.

Als wir zurück kamen, war der Hof des Gasthauses mit einer Menge von Menschen, Kindern und jungen Schweinen angefüllt, die sich scheinbar um einen Haufen von Zigeunern versammelt hatten. Die Zigeuner waren jedoch nicht Grund der großen Anhäufung von Menschen; sondern die ganze Versammlung verfolgte ein und denselben andern Zweck. Es waren Bettler, meist zerlumpt oder halb nackt, über hundert an der Zahl, die sich ein Almosen oder ein Stück Brod suchten. Wir warfen unsere kleine Münze unter den bedauernswerthen Haufen von Jammergestalten, die wie heiß-

hungerig über das elende Geld herfielen, und einander so zu Boden rannten, daß die gebrechlichen Alten kaum ihre Füße wiederfinden konnten.

Da aber das Betteln in Rußland verboten ist, so dauerte es nicht lange, bis ein Polizeisoldat es für gut fand, mit einem mächtigen Knüppel, einem jungen, starken Baumstamme, Ordnung unter der Masse hervorzubringen, und so um sich zu schlagen, daß der Hof in Zeit von wenigen Secunden bis auf die jungen Schweine, die auch zu hungern schienen, ganz gesäubert war. Nur die Menschen waren der Strenge des Gesetzes und des Prügels unterworfen, und hätten sich sicher Alle für diesmal lieber an die Stelle des bevorzugten Viehes gewünscht, das seine Plage durch andere unter sie eingefallene unsaubere Geister vordem schon erlitten hatte.

Dies waren die ersten Aeußerungen des allgemeinen Mißwachses in den Gouvernements Tula, Orel, Kaluga und Moskau, von dem wir schon in Moskau gehört hatten, und in Folge dessen man eine bedeutende Hungersnoth in diesen Gegenden befürchtete, so daß man uns sogar das Reisen in diesen Gouvernements ernstlich auszureden suchte.

Mit allen möglichen Ausweisungen versehen, schien man jedoch nirgend mehr daran zu denken, zu unserer Weiterbeförderung Postpferde zu erhalten. Unser Wirth, der beim Berechnen des Frühstücks nicht allein die Hungersnoth, sondern auch die nicht in Erwartung stehende Rückkehr mit in Anschlag brachte, empfahl uns einen Bauer, von dem wir es natürlicher fanden, daß er sich seine leere Rückfahrt auch zu berechnen wünschte, um das dreifache Postgeld in das sechsfache zu verwandeln. Von dem bedungenen Fahrgelde nahm der Wirth sogleich die Hälfte halb mit Gewalt in Beschlag, wie nach einer einseitigen stillschweigenden Uebereinkunft, und unser Kutscher, dem immerhin noch hinreichend blieb, begann singend und pfeifend die Fahrt.

Bei der letzten Kirche der Stadt sah ich zum erstenmal einen Kirchenbettler. Mit einem Almosenteller in der einen und einer weithinklingenden Schelle in der andern Hand stand er fast mitten auf der Straße, und suchte sich den frommen Gemüthern durch lautes Klingeln von den übrigen ihn umgebenden Bettlern unterscheid-

bar zu machen. Er wies die Gläubigen auf den Himmel hin, wo sie den heiligen Iwan antreffen würden, der jetzt trostlos sei, weil sein Haus alt und baufällig geworden; darum bäte er Jeden für das neue Haus um etliche fromme Kopeken.

Nach dem Ueberschreiten eines niedrigen diluvialen Höhenzuges, der mit einzelnen Kieferwäldchen bedeckt ist, gelangt man zur Oka.

Das weite, flache Flußthal, mit seinen schwachansteigenden, lichten Höhen und der breiten, ruhigen Wasserfläche der Oka macht einen überraschenden Eindruck. Flußthäler mit so schwachansteigenden, flachen Thalwänden, deren Einförmigkeit kaum durch irgend einen erhabenen Gegenstand unterbrochen wird, hatte ich in Rußland noch nicht gesehen. Und doch hatte dies kahle, weite und einförmige Thal einen wohnlichen und heitern Charakter.

Faßt man das Ansteigen der Thalwände und deren Vegetation genauer in's Auge, so findet man sogar, ungeachtet der abweichenden habituellen Gestalt, noch eine Analogie mit den Flußthälern des Nordens.

Das linke Ufer des Flusses ist von einer weiten, sandigen und ganz ebenen Ueberschwemmungswiese umgränzt. Zahlreiche Pferde- und Rindviehheerden geben der einförmigen Fläche allein Leben und schon einen Anflug von südlichem Charakter. Wenig über diese Wiese ansteigend, beginnt in einer zweiten Terrasse das dichtbebauete, weit ausgedehnte Ackerland, auf dem man jetzt nur Stoppeln und Brachfeld sah. In noch größerer Entfernung sieht man die höchsten Höhen mit vereinzelten unbedeutenden Kieferwäldchen und hin und wieder mit niedrigem Gebüsch bewachsen.

Am rechten Flußufer sind diese drei Terrassen weniger scharf gesondert. Das Ufer steigt ganz allmählich bis zur höchsten Höhe an, die stellenweise mit Laubholz bewachsen ist, und sich bedeutend weniger vom Flußbette entfernt, als die Höhen am linken Flußufer.

Die Terrassenbildung und das steilere Ansteigen der rechten Thalwand hat die Oka also hier mit den nordischen Flüssen gemein. Nur durch die schwachen, kaum merklichen Gegensätze der verschiedenen Terrassen, wie der beiden Thalwände, durch die unbedeutende Erhebung der Höhen über das Flußbett, die kaum mehr als 100 Fuß beträgt, und durch die kahlen Thalwände erhalten die

Das Innere eines Bauerhauſes.

# I.

## Reiſe von Moskau nach Alexin.

Abfahrt von Moskau. Anblick der Stadt von der Südſeite. Iwan welikl. Charakter der Gegend. Bergkalkſchichten an der Pachra. Cidariten in der Steinkohlenformation. Die Stadt Podolsk. Die Stadt Serpuchow. Privat- und Kirchenbettler. Charakter der flachen Okagegenden bei Serpuchow. Die Häuſer und Dörfer. Bergkalk bei Taruſa an der Oka. Die Stadt Taruſa. Ankunft in Alexin. Geſtalt der Flußufer. Allgemeiner geognoſtiſcher Charakter der Gegend. Lagerungsverhältniſſe der Steinkohlenſchichten. Auffallende Abweichungen vom Vorkommen derſelben im weſtlichen Europa. Gliederung der Bergkalkſchichten.

Am zwölften September, Nachmittags gegen zwei Uhr, verließen wir Moskau. Es war ein ſchöner Tag, und die Sonne hatte noch volle Sommergewalt, obſchon der Herbſt mit ſeinen bunten Farben ſich ſchon überall in den Wäldern niedergelaſſen hatte. Nur die langen Schatten mahnten daran, daß das wärmende Licht uns blos zum Abſchied ſeine freundlichen Strahlen zuſende, und die ſchönen Herbſttage bald gezählt ſein würden.

Die Kalkschichten zeigen eine schwache Neigung nach dem Flußthal hin, die mit dem Unterwaschen des Flusses im Zusammenhang steht. In die dadurch entstandene Spalte der Kalkschichten hat sich der plastische Thon, der hier zuerst in der Steinkohlenformation als Formationsglied auftritt, bis auf den Grund nachgesenkt.

Unter den Petrefacten befanden sich viele, die wir schon früher angetroffen hatten, wie: Productus antiquatus, Martini und punctatus, ferner Productus latissimus, Syringopora ramosa und andere Korallen.

Auffallend war uns das häufige Auftreten von Korallen, die besonders in dem am Ufer anstehenden Gestein durch Verwitterung überall frei hervortreten. Manche Kalkschichten scheinen großentheils aus versteinerten Korallen zu bestehen.

Am meisten überraschte uns jedoch das Vorkommen der beiden riesenmäßigen Productusarten, Productus Gigas und comoides, die wir bisher weder im nordischen, noch im moskauischen Bergkalk angetroffen hatten, und die beide so charakteristisch für die Steinkohlenformation des Waldai scheinen. Mit dem Auftreten dieser großen Productusarten, die in zahlloser Menge theils dem Gestein eingelagert, theils lose in Bruchstücken in den Steinbrüchen und am Ufer sichtbar waren, ist der Spirifer Choristites oder moscoviensis, der im nordischen Bergkalk nirgend zu fehlen scheint und den wir bis Serpuchow noch ohne Ausnahme gefunden hatten, ganz verschwunden. Mit Productus Gigas und comoides, die oft einen Durchmesser von 8 bis 10 Zoll erreichen, scheinen unzertrennlich verbunden zwei kleine, fast mikroskopische Petrefacten, die sehr mit Cypris inflata, einer zweischaligen Krebsgattung, und Microconchus carbonarius des englischen Bergkalks übereinstimmen. In keinem Kalkbruchstücke aus diesen Schichten sucht man diese Thierreste vergeblich.

In der Anhäufung der großen Productusarten und dem gänzlichen Mangel an Spirifer Choristites schienen uns neue Schichten der Steinkohlenformation angedeutet, deren Verhältniß zu den uns bekannten Schichten jedoch noch unbestimmt blieb, da wir keine directe Ueberlagerung beobachtet hatten.

Auch das Auftreten eines sehr festen, marmorähnlichen Kalks

und Dolomits, der etliche Werste östlich von Tarusa gebrochen und weithin zum Bau von Kirchen versandt wird, und der mächtigen Lager von plastischem Thon, dem Bergkalk untergeordnet, scheint für diese neuen Schichten charakteristisch zu sein. Spuren von Steinkohlen sollten, nach Aussage des Popen, schon etliche Werste östlich von der Stadt zu Tage treten. Wir erwarteten beim weiteren Fortschreiten an der Oka Auskunft über die neuen Andeutungen zu finden.

Der Stadt Tarusa sieht man ihr Alter nicht mehr an. Im vierzehnten Jahrhundert war sie ein russischer Fürstensitz, und zwei ihrer Fürsten fielen auf den Kulikowschen Feldern in der Schlacht gegen Mamai unter Dmitri Donskoi (Kar. V. 58). Jetzt ist weder in der Anlage der Stadt, noch in Kirchen eine Spur früherer Jahrhunderte sichtbar. Nur eine einzige breite Straße führt mitten durch die Stadt vom Fluß an auf die Höhe. Seitwärts von dieser liegen noch einzelne unbedeutende Häusergruppen ohne Ordnung zerstreut. Einige Beamtenwohnungen sind die einzigen Steinhäuser, die man sieht.

Unser Gasthaus schien eine Musterwirthschaft von russischem Schmutz. Eine Merkwürdigkeit sahen wir hier: der donische Wein war gefärbt und mit Rosenöl geschmiert, um alle Sinne zu bestechen. Nur das Trinkwasser war rein und genießbar. Es kam uns zu Statten, daß wir noch von Moskau her mit Lebensmitteln versehen waren.

Noch in der Nacht kamen wir in Alexin am rechten Ufer der Oka im Gouvernement Tula an.

Wir waren brieflich der hiesigen Stadt- und Districtsbehörde empfohlen, und fanden in Protopopof, dem Chef der hiesigen Behörden, einen Mann von eben so viel Bildung und Einsicht, als redlichem Willen, eine so erfreuliche Erscheinung, wie sie Rußland nur selten Gelegenheit darbietet, zu beobachten. In seiner Gesellschaft begannen wir gleich andern Morgens eine geognostische Excursion in die Umgegend der Stadt.

Die Oka hat hier steil ansteigende Thalwände, die vom Fluß aus mehr als 200 Fuß bis zu den Höhen ansteigen. Alle zwei bis drei Werste münden kleine Seitenthäler von ähnlicher Tiefe und

Steilheit der Thalwände in das enge Okabett. Auch hier ist das rechte Ufer noch auffallend steiler als das linke, auf dessen weiter Thalfläche sich sogar ausgedehnte Wiesen entwickeln. An Stellen, die für den Ackerbau unzugänglich sind, sieht man Laubwälder, die bei passender Schonung und Cultur unverhältnißmäßig mehr leisten könnten, als man von ihnen fordert. Nach den steileren Höhen hin ist die Waldfläche so licht, daß sie auch für die Ferne nicht einmal den anstehenden Kalk verdeckt.

Wer, ohne den geognostischen Zusammenhang zu kennen, direct in die Okagegenden in die Nähe von Alexin gebracht würde, könnte leicht auf die Idee geführt werden, daß hier gewaltige vulkanische Kräfte die geschichteten Formationen verändert hätten, und sich diese hier nirgend mehr in ursprünglichem Zustande, wie im übrigen innern Rußland, vorfänden.

An allen steilen Thalwänden trifft man nach der Tiefe hin anstehendes Gestein an, dessen Schichten sich entschieden nach dem Flußbett hin neigen. So wie die Höhen anfangen, flacher anzusteigen, findet man auf ihnen zahllose und mächtige Gesteinstrümmer, meist noch wie deutlich geschichtet, aber mannichfach zerrissen auf einander ruhend, so daß man in geringer Tiefe das anstehende, aber stark nach den Abhängen geneigte Gestein vermuthet. So erscheinen die Höhen zwischen den kleineren Seitenthälern der Oka alle wie aus dem Innern der Erde gehobene breite Kuppen, deren Schichten nach allen Seiten hin ziemlich regelmäßig sich neigen. Mächtige sandige Dolomitmassen, die in den Alpen die großartigsten vulkanischen Erscheinungen fast überall begleiten, treten auch hier auf, und legen die Idee von vulkanischer Wirksamkeit und einer durchgehenden Veränderung und Verwerfung der Schichten noch näher. So lange man bloß die Tiefen der Flußthäler kennt, bleibt leicht die wirkliche Natur der hiesigen geognostischen Verhältnisse zweifelhaft, und man kann sich geneigt fühlen, auch in dieser Beziehung neue Naturverhältnisse zu vermuthen.

Diese Ansicht und die Vorstellung von einem vielfach zerrissenen, unebenen Terrain verliert sich jedoch, sobald man die Gegend von den höchsten Höhen überblickt, die sich nach unseren Barometermessungen bis zu 650 Fuß Meereshöhe erheben. Von den Höhen

gesehen erscheint die Gegend als eine weite, ununterbrochene und unübersehbare Ebene. Der Horizont dehnt sich meilenweit bis in verschwindende Ferne aus, und nach keiner Seite hin tritt ein Hügel oder ein anderer erhabener Gegenstand dieser ausgedehnten Fernsicht hindernd in den Weg. Alle Höhen steigen bis zu demselben Niveau an, und die Flußthäler erscheinen nur als mehr oder weniger enge Einschnitte in der vorherrschenden Ebene, in der man keine Spur von der die vulkanischen Bildungen gewöhnlich begleitenden Gestalt der Erdoberfläche erblickt.

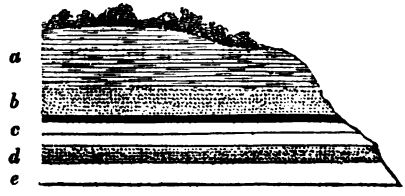
Die Fläche ist auf den Höhen weit und breit mit einem sandigen Diluvium von unbedeutender Mächtigkeit bedeckt, und mit vereinzelten nordischen Granitblöcken, hin und wieder noch von bedeutender Größe, überlagert. So wie man von den Höhen nach den Thälern hin fortschreitet, verliert dies Diluvium an Mächtigkeit, und zeigt sich mit Bergkalktrümmern untermischt, die nach der Tiefe hin immer mehr zunehmen und allmählig in schichtenförmige Lage übergehen, bis sich zuletzt das feste, unzertrümmerte, frei anstehende Gestein zeigt, in dem man Kalk- und Dolomitschichten mit plastischem Thone, lockerem Sande und Steinkohlenlagen wechsellagernd antrifft.

Hier zeigt es sich, daß die Unebenheiten des Bodens nur durch Auswaschung der Flußthäler entstanden sind, und sich die Schichten in Folge dieser Ausspülungen nach der Thalseite hin neigen, gleichviel nach welcher Himmelsgegend die Thalwand oder die Höhe ansteigt. Alle Zerbröckelung des Gesteins ist Folge der Verwitterung, der nicht alle Schichtenbestandtheile gleichmäßig ausgesetzt waren. Auch hier ist die Lage der Schichten, so weit sie von Verwitterung und Ausspülung nicht angegriffen sind, die ursprünglich horizontale, und der plastische Thon und der lockere Sand ist ebenso ursprünglich und unverwandelt, wie in den nordischen Uebergangsformationen erhalten. Die Dolomite findet man geschichtet, mit den versteinerungsreichen Kalkschichten wechsellagernd, und äußerlich kaum durch andere Merkzeichen als durch zahlreiche Concretionen und mit denselben verbundene schwammähnliche Durchlöcherungen von den Kalkschichten ausgezeichnet.

Ziemlich deutlich sieht man den geognostischen Bau dieser Ge-

genden aufgedeckt in der Umgebung der Kassaigora, südwestlich von Alerin, am rechten steilen Ufer der Oka.

Oestlich von derselben mündet das kleine Seitenthal der Swinika. An beiden Thalwänden stehen Kalkschichten an, die sich nach der Thalsohle hin neigen, und Productus Gigas und comoides sieht man in zahlreichen Exemplaren herabgerollt, frei und in Gesteinsstücken, am Wege liegen. Unterhalb dieser Kalkschichten, nach der Mündung des Thals hin, etwa 50 Fuß über dem Okaspiegel, fanden wir die ersten Steinkohlen anstehen.




Am Grunde des Durchschnitts zeigte sich eine Schicht von lichtgrauem plastischem Thon (*e*) von einer Schicht lockern Sandes (*d*) überlagert. Die Steinkohle ruht auf einer Thonschicht (*c*), die nach unten bläulich grau, nach oben in Berührung mit der Kohle gelb gefärbt und mit Sand gemischt ist, und wird von einer Schicht gelben, lockern Sandes (*b*) überdeckt. Ueber dieser Sandschicht zeigt sich wieder der feste, anstehende Kalk (*a*) mit Productus Gigas bis zur Höhe der Thalwand; so wie ein ähnlicher fester Kalk sich unterhalb der Thonschicht (*e*) bis zur Mündung des Thals zu erstrecken scheint.

An der entgegengesetzten Seite der Kassaigora verläuft ein zweites Thal, in dem überall der Bergkalk ansteht, in den engen Thalausgängen noch horizontal und unzertrümmert, da wo sich das Thal erweitert vielfach zerbröckelt und geneigt. Etwa 180 Fuß über der Oka unter diesen Kalkschichten zeigen sich ähnliche Lager wie an der Swinika, Thonschichten von schwarzer und braunschwarzer Färbung, sehr mit Kohle untermischt, etwa 20 Fuß mächtig, unter denen der Kalk wieder anstehend gefunden wird.

Westlich von diesem Punkte an Stellen, wo das rechte Okaufer

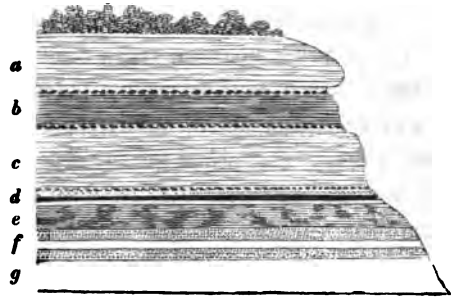
flacher ansteigt und bis fast zum Fluß hin bebaut ist, sieht man die Steinkohlen noch mächtiger, aber unter ähnlichen Lagerungsverhältnissen auftreten. Dicht unter Kiewz mündet ein kleiner Bach in die Oka, den man von der Höhe an verfolgen kann, und dessen Bett etliche 100 Schritte in einem festen Kalk mit Productus Gigas verläuft. Unter diesem Kalk zeigen sich lockere Sandschichten anstehend, denen nach dem Fluß hin in verschiedener Höhe sich Kohlenbestandtheile beimischen, worauf man in noch größerer Tiefe ein etwa anderthalb Fuß mächtiges Kohlenlager antrifft, auf einer dunklen Thonschicht ruhend, die sich bis in den Fluß hinein fortsetzt.

Die Steinkohle ist hier dicht an der Oberfläche dunkelschwarzbraun gefärbt, erdig zerfallen und mit Oker angeflogen und durch Krystalle von Wasserkies stark verunreinigt. Die übergelagerten Sandschichten enthalten zahlreiche kleine Gypskrystalle, die sich in geringem Grade der Kohle ebenfalls beimengen. Die Kohle zeigt sich jedoch, sobald man tiefer in das Lager eindringt, reiner, compact und glänzend braunschwarz, und geeignet, ein brauchbares Brennmaterial zu liefern.

An wirklicher, der alten Steinkohlenformation untergeordneter Steinkohle ist hier noch weniger, als an der technischen Benutzbarkeit zu zweifeln, obschon die Kohle im Aeußern große Aehnlichkeit mit der Braunkohle zeigt, und überall zwischen lockeren Sand- und plastischen Thonschichten eingelagert vorkommt. Die Unterordnung dieser Steinkohle unter den Bergkalk und die Wechsellagerung derselben mit Bergkalkschichten, die sich an der Oka nach Alerin hin ganz deutlich zeigt, läßt für das Alter derselben keinen Zweifel.

Zwischen Kiewz und der Mündung der Swinika, an der Stelle, wo die Fortsetzung der Kassaigora nach der Oka hin steil absetzt, zeigen sich die erwähnten isolirten Erscheinungen im Zusammenhange. Unter der steilen Felsenwand der Kassaigora hat sich, etwa 50 Fuß über dem Wasserspiegel, eine weit nach dem Flußbett hin vorspringende Terrasse gebildet, die sich unmittelbar in die Schichten der Swinika fortsetzt. Der Fluß durchschneidet hier die Schichten von Westen nach Osten, und die Gestalt der Thalwand zeigt sich im genauesten Zusammenhange mit der Natur der Schichten.

Aus dem Flußbett herauf und über dem Waſſerſpiegel der Oka ſieht man eine blaugrau und ſchwärzlich gefärbte Schicht plaſtiſchen




Thons mit Kohlentheilchen gemengt (*g*) am Ufer anſtehen, überlagert von einer 10 bis 12 Fuß mächtigen Schicht Sandes, die ſtellenweiſe in einen verſteinerungsführenden, korallenhaltigen, bröckeligen Sandſtein übergeht. Ueber dieſer Sandſteinſchicht erhebt ſich eine Schicht grauen Thons (*f*), die nach oben allmählich ſtärker mit Sand gemiſcht wird und endlich in eine Sandſchicht übergeht. Den Rand der vorſpringenden Terraſſe bildet ein ſandiges, concretionirtes dolomitiſches Geſtein (*e*), das man unter der Fläche der Terraſſe an verſchiedenen Stellen zu Tage treten ſieht.

Verfolgt man die Terraſſe bis zu der ſteiler anſteigenden Felſenwand (*c*), ſo ſieht man am Fuße derſelben Spuren von einer Steinkohlenſchicht (*d*), von Thon und Sandſchichten umſchloſſen, wie an der Swiniка, und ganz in die Schichten an der Swiniка, in gleicher Höhe mit der Terraſſe, übergehend.

Die Kalkſchicht (*c*), gegen 40 Fuß mächtig, ſcheint im Weſentlichen übereinzuſtimmen mit der bei Taruſa; ſie enthält außer zahlreichen Korallen die großen Productusarten und deutliche, in Kalk verſteinerte Lepidodendronſtämme, von denen wir bis jetzt nirgend eine Spur gefunden hatten. Die folgende Kalkſchicht (*b*) ſpringt terraſſenförmig an der Thalwand zurück, und zeigt entſchieden dolomitiſche Natur; von Productus Gigas fanden wir keine Spur mehr, aber überall im Geſtein zahlloſe Enkrinitenreſte: ſo daß wir eine ganz abweichende Bildung vermuthen mußten, ohne jedoch hier über dieſelbe ganz aufgeklärt zu werden. Die Kalkſchicht (*a*), die

mit weißen mergeligen und lockeren Schichten beginnt, verliert sich allmälich unter dem Diluvium, so daß wir sie auf Versteinerungen nicht untersuchen konnten. Diese äußerste Gränze der steilen Felsenwand mag sich gegen 110 — 120 Fuß über den Spiegel der Oka erheben.

Die Thon- und Sandschicht mit dem eingeschlossenen Steinkohlenlager von Kiewz war hier in der Nähe des Wasserspiegels zu vermuthen, so wie die Schichten ähnlicher Art von der Swiniка hier auf der Terrasse am Fuße der steilen Felsenwand. Ueber beiden steigt der Kalk mit Productus Gigas bis zur Höhe der Thalwand an, wo wir das dritte Lager von Thon und Steinkohlen, was wir an der Kassaigora gesehen, in größerer Höhe unter dem Diluvium vermuthen konnten.

Den Zusammenhang dieser höheren Schichten mit den ganz klar entwickelten tieferen, fanden wir an dem Bergabhange dicht bei der Stadt Alexin aufgedeckt, und überzeugten uns bald, daß die höheren Kalkschichten, über der Schicht (c) mit den großen Productusarten, eine ganz neue, bisher von uns nicht beobachtete, eigenthümliche Schichtenfolge bezeichneten.

Von der Höhe der Stadt aus nach Südwesten windet sich am felsigen Abhange des rechten Okaufers das enge Bett eines kleinen Baches bis in die Oka hinunter. In diesem engen Einschnitt lassen sich die Schichten, die sonst an der Thalwand mannichfach zerstört und zerrissen hervortreten, in ihrer ursprünglichen Lage und Reihenfolge verfolgen.

Etwa 50 Fuß unter der Höhe der Stadt sieht man frei von allem Steinschutt und vom Diluvium eine etwa 20 Fuß mächtige Schicht von dunklem plastischen Thon zu Tage treten. An den Stellen, wo der Thon stark mit Kohle gemengt ist, löset er sich in glänzenden Blättchen ab, und stellt eine Bildung dar, die man mit Fug Kohlenschiefer nennen könnte.

Unter dieser Thonschicht entwickelt sich ein Kalklager von mindestens 120 Fuß Mächtigkeit, in dem Productus Gigas gänzlich fehlt, und auch keine Spur von Spirifer Choristites gefunden wird. Als charakteristische Versteinerungen dieser Kalkschichten können Spirifer laevigatus, striatulus und resupinatus mit deutlich zweifacher

Area, Productus punctatus, und latissimus mit antiquatus, Martini und plicatilis, Syringopora ramosa und Anthophyllum fungiforme angeſehen werden. Spirifer laevigatus bildet an vielen Stellen den Hauptbeſtandtheil der Schichten. Nichts aber tritt hier häufiger auf, als eine zahlloſe Menge von Crinoideenreſten, Bruchſtücke von Stielen und Kronverzweigungen unbeſtimmbarer Arten, die kaum in einem einzigen Geſteinsſtücke fehlen. An vielen Stücken ſieht man noch die kleinen cylindriſchen Glieder der Kronverzweigungen in ihrer natürlichen Aufeinanderfolge reihenweiſe geordnet, ſo daß die damit bedeckten Flächen mähnenartige, ſchopfähnliche und andere mannichfache Zeichnungen tragen, die auch in ihrer Unbeſtimmtheit, da ſie nirgend in dieſen Schichten fehlen, für dieſelben habituell charakteriſtiſch werden.

Nach dem Grunde des Thals hin ſieht man deutlich den über den Thonſchichten am Ufer anſteigenden Kalk mit Productus Gigas von dieſen eigenthümlichen neuen Schichten, die ſich auch auf der Höhe der Kaſſaigora vorfinden, überlagert.

Den Uebergang der beiden ganz von einander abweichenden Schichtenreihen ſieht man am deutlichſten an einem halbiſolirten, von der Höhe durch Auswaſchung herabgeſtürzten mächtigen Kalkfelſen. Auf dem Gipfel deſſelben ſind die feinſchieferigen und vielfach zerklüfteten charakteriſtiſchen oberen Kalklagen frei an der ſteilen Felſenwand, die dem Fluß zugekehrt iſt, aufgeſchloſſen und mit den mannichfaltigſten Figuren von Crinoideenreſten bedeckt. Durch eine Mittelſchicht von grob zerklüftetem, dichtem Kalk gelangt man abwärts zu einer dichten, ſandigen, mannichfach durchlöcherten und concretionirten Dolomitſchicht, die nach unten in einen mäßig zerklüfteten hellen Kalk übergeht, mit dem die obere Bildung abgeſchloſſen ſcheint. Eine ſchwarzgraue, verſteinerungsloſe, grob zerklüftete Schicht Stinkkalk unterhalb dieſer Dolomitſchicht geht tiefer hin unmittelbar in den dunkeln Kalk mit Productus Gigas über, der bis zur Thonſchicht am Ufer anſteht. Vom Dolomit an aufwärts ſind alle Schichten von heller Färbung, ſo wie von dem dunklen Stinkkalk an abwärts der Kalk auffallend dunkelgrau bleibt, ähnlich dem identiſchen Kalk von Taruſa. Im Dolomit und Stinkkalk ſieht man die Gränze beider Schichtenfolgen.

Nach dieſen Unterſuchungen in einem vielfach zerriſſenen und verſtürzten Terrain, das auf den erſten Blick uns wenig ſichere Ausbeute zu geben verſprach, hielten wir uns für berechtigt, anzunehmen, daß wir es hier mit wirklicher, alter Steinkohle der Kohlenformation zu thun hätten, ſo abweichend das Vorkommen derſelben, mit dem in Belgien und den Rheingegenden verglichen, ſich zeigte; wir hielten es für ausgemacht, daß dieſe Steinkohle mit den Bergkalkſchichten, die Productus Gigas umſchließen, hier wechſellagere, ähnlicherweiſe wie im Norden von England die Steinkohle mit dem Bergkalk wechſellagernd beobachtet iſt.

Das ſeltſame Auftreten dieſer Steinkohle, zwiſchen Schichten von plaſtiſchem Thon und lockerem Sande, konnte uns kaum mehr überraſchen, nachdem wir in den älteren Formationen des Uebergangsgebirges im Norden, im alten rothen Sandſtein und in den ſiluriſchen Schichten, die Repräſentanten von Grauwacke und Thonſchiefer in lockerem Sande und in plaſtiſchem Thon erkannt hatten. Da hier, wie dort, von ſpäteren Einflüſſen, durch welche die urſprünglichen Ablagerungen hätten umgewandelt werden können, nicht die Rede ſein kann; ſo ſchien es ſogar natürlich, daß wir hier den Schieferthon der Kohlenformation als plaſtiſchen Thon und den Steinkohlenſandſtein noch als lockeren Sand antrafen. Bei der Fortdauer des urſprünglichen Zuſtandes dieſer beiderlei Schichten ſchien es ebenſo natürlich, daß ſich nirgend in ihnen Pflanzenreſte oder Abdrücke verſteinert erhalten konnten, deren wir im Schieferthon und Sandſtein des Steinkohlengebirges anderwärts in ſo zahlloſer Menge antreffen. Die Pflanzen haben hier, wie die Thiere, Spuren und Reſte nur in den feſteren Kalkſchichten zurückgelaſſen.

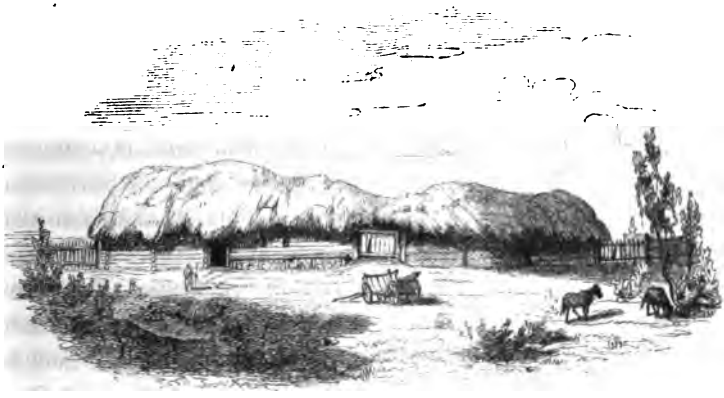
Es iſt nothwendig, daß die Natur und das ſpätere Verhalten der Schichten, in und zwiſchen denen ſich die Pflanzenſubſtanz, der die Steinkohle entlehnt iſt, ablagerte, auf den Zerſetzungsproceß, durch den aus den Pflanzenreſten allmählich die Kohle ſich bildete, einen entſchiedenen Einfluß äußerte. Bei der Lagerungsweiſe der hieſigen Kohlen, zwiſchen Sand und Thon, kann daher auch das ſo ſehr abweichende und Braunkohlen ähnliche Anſehen, die bräunliche Färbung und erdige Beſchaffenheit derſelben, nicht mehr überraſchen. Nach der großen Analogie mit dem Vorkommen der

Braunkohlen muß man vielmehr ein vollkommen der Braunkohle ähnliches Produkt ſchon von vorn herein hier erwarten.

In Bezug auf die Gliederung des Bergkalks konnten wir uns vorläufig nur Vermuthungen überlaſſen, die ſich jedoch, ſo weit wir die Thatſachen kannten, klar und durchgreifend herausſtellten.

Nirgend hatten wir im nordiſchen Bergkalk eine Spur von Steinkohlen und einer ähnlichen Wechſellagerung der Schichten angetroffen. Auch der Charakter der Verſteinerungen deutete eine auffallende Verſchiedenheit zwiſchen dieſen Bildungen an. Wir waren alſo geneigt, anzunehmen, daß ſich die beiden Schichtenreihen der Steinkohlenformation, von denen die eine überall Spirifer Choristites, die andere Productus Gigas umſchließt, unter ganz verſchiedenen Bedingungen, gleichviel ob gleichzeitig oder nach einander, abgeſetzt hätten, und beiderlei Bildungen bei fernerer Unterſuchung für die noch in den erſten Anfängen begriffenen Sonderungen des Bergkalks von Bedeutung werden könnten. Aus dem Verhalten der Schichten bei Alexin glaubten wir auch die dem Productus Gigas aufgelagerten Schichten, in denen weder dieſer Productus noch Spirifer Choristites vorkommt, als ein drittes, geſondertes Glied des Bergkalks anſehen zu müſſen, das nach dem allgemeinen Charakter der Verſteinerungen ſich ſogar mehr der Abtheilung mit Spirifer Choristites als der mit Productus Gigas anſchlöſſe.

An allen Punkten, wo wir ſpäter noch Bergkalk antrafen, ordneten ſich die Schichten den Bildungen an der Oka unter. Seit dem Gouvernement Moskau hatten wir den Kalk mit Spirifer Choristites verlaſſen, ohne daß irgendwo ſein Lagerungsverhältniß zu den Okaſchichten beobachtbar geweſen wäre.



Bauerhaus an der Upa.

## II.

# Die Upagegenden.

Abfahrt nach der Upa. Die Wasserscheide. Charakter der Upagegenden. Die Dörfer der Leibeigenen. Birkowaia. Gastliche Aufnahme. Die Bauern. Mißwachs und Hungersnoth. Unterstützung der Nothleidenden durch die Regierung, und deren specielle Ausführung. Unser Wohnhaus. Wosnesenskaia Sloboda. Rückfahrt am Abend. Abendgesellschaft. Nachtquartier. Die Schichten von Birkowaia. Fahrt nach Wosnesenskaia Sloboda. Trachten der Bauern. Freiwillige Hülfe. Lagerung der Steinkohlen. Gegenseitige Verhältnisse der Oka und Upa. Vegetation der Upa. Ankunft in Alexin.

Montags, den sechszehnten September, durchschnitten wir die Wasserscheide zwischen Oka und Upa, und fuhren ziemlich in gerader Richtung nach Süden.

Auch hier um die Wasserscheide steigen die Höhen alle scheinbar bis zu demselben Niveau an. Die Flußthäler sind Ausspülungen in der weiten Ebene. Die größeren Thäler scheinen auffallend weit, und ihre Wände steigen nur schwach an. Alles Wasser fließt langsam in mannichfachen Windungen über mächtige Thonschichten, die meist den ganzen Thalgrund mit seinen ausgedehnten Wiesen und den untern Theil der Thalwand einnehmen. Die mittlere Thalfläche

ist ein schwach ansteigendes, sandiges Ackerland, dem sich nach oben allmählich Kalktrümmer beimischen. Erst in größerer Entfernung vom Flußbette zeigt sich anstehender Kalk, mit dessen Auftreten die Thalwände steiler ansteigen, und das Ackerland sich zwischen den unbebauten oder niedrigbebuschten Höhen allmählich verliert. Zahlreiche Seitenthäler, meist enge und steil, erstrecken sich von den größern Flüssen aus quer nach den Höhen hin: bebuschte Gründe und Wiesenschluchten, die sich oft im flachen Felde schon verlieren, meist aber den mit niedrigem Strauchwerke bedeckten Höhen anschließen.

Schon allein aus diesem von den Okagegenden abweichenden Charakter der Flußthäler schien es wahrscheinlich, daß sich nach der Upa hin abweichende geognostische Verhältnisse einstellen würden.

Am Mittag überschritten wir die Upa südlich von der Stelle, wo sie, von Tula herkommend, ihren nordwestlichen Lauf plötzlich ändert und sich nach Süden wendet, und fuhren nun auf den Höhen am linken Ufer des Flusses in derselben Richtung weiter.

Das weite, flache Thal, die kahlen Ackerfelder und die fernen Höhen des jenseitigen Ufers sahen wir im schönsten Sonnenschein vor uns ausgebreitet. Ueber eine Meile weit sieht man den ruhigen Fluß die breite grüne Wiese in tausend Krümmungen durchirren. Zahlreiche Dörfer folgen dem Laufe des Flusses, in der Mitte zwischen den kahlen Höhen und der lichten Wiesenfläche in geordneter Reihe. Kein Reiz der Natur und der Kunst bleibt verborgen; und doch rufen diese Gegenden den Eindruck einer erdrückenden, verlassenen Oede und Einsamkeit hervor.

Das Land könnte ein fruchtbarer, schöner Garten sein. Aber die Menschen sind nur bemüht gewesen, den Reichthum der Natur zu vernichten. Kein hoher Baum ist weit und breit zu sehen, kaum in der Nähe menschlicher Wohnungen ein kleiner Busch, um sich vor dem unermüdlichen Sonnenstrahl zu schützen. Die Gegend ist schattenlos, so weit man sehen kann, und der Horizont dehnt sich wie ohne Ende aus.

Der melancholische Eindruck der Gegend wird noch erhöht, wenn der Blick, auch nur im schnellen Vorüberfliegen, auf einem einzelnen Dorfe verweilt. Das Land ist Herrenland, und der Bauer leibeigen. Wer es nicht weiß, der sieht es schon am Habitus der lang

ausgedehnten, reizlosen, armseligen Dörfer. Auch diese ärmlichen Dörfer sind nach vorgeschriebenem Plan gebaut. Durch die Mitte des Dorfes führt der Länge nach eine einzige breite Straße, jederseits mit einer strenge geordneten Reihe von dunkeln, zerfallenen Wohnhäusern, mit halb im Winde flatternden Strohdächern, die kaum für Mäuse und Ratten, geschweige für Menschen, ein Obdach darzubieten scheinen. Hinter dem Hause dehnt sich ein weiter umzäunter Raum aus, in dem das Vieh abgeschlossen werden kann, in dem die Getreidehaufen stehen, und eine Scheune, die außer den Pfosten aus kaum mehr als einem unregelmäßigen Strohdache besteht. Ein kleiner Raum in diesen Höfen, die von der einen Seite der Straße aus nach dem Felde, von der andern aus nach der Wiese hin liegen, ist zu einen Kohlgarten abgezäunt. Ein Hof ist wie der andere, und jedes Haus das Ebenbild des benachbarten. Sogar die Dächer der Wohnhäuser stehen in unmittelbarem Zusammenhange, so daß an jeder Seite der Straße nur ein einziges zusammenhängendes Dach existirt. Alles auf Befehl und Vorschrift. Wer vorüberzieht, sieht in dauernder Wiederkehr nur halbzerfallene Wände von verwitterten, schwarzen Holzstämmen, zerrissene Strohdächer über ihnen, und an der niedern Thür oder am engen Fenster der armen Hütte einen zerlumpten Bauer oder ein halbnacktes Kind.

Aber vergeblich sucht das Auge nach irgend einem freiwillig gepflanzten Baum oder Strauch, irgend einer Blume oder einem grünen Blatt in der Nähe des Hauses, oder nach einer Farbe oder anderen Verzierung an der schwarzen Wohnung, vergeblich nach irgend etwas, auch dem kleinsten, das auf einen freien Genuß des Lebens hindeutete.

Am Ende des Dorfes steht das Herrenhaus, im Verhältniß zu den jammervollen Bauerwohnungen ein Pallast, mitten in einem Park. Aber nur das Haus! Denn der Herr ist weit weg, in der Hauptstadt des Gouvernements, oder, wenn er hinreichend Bauern hat, sicher in Petersburg, wo er die Jammergestalten nicht sieht, die ihm seine Freuden bereiten. Das Haus bewohnt höchstens ein Verwalter, der genau weiß, was der Schweiß des Bauers und seiner Hände Arbeit noch über die Herrenpflicht hinaus abwirft, ehe der Bauer verhungert.

Und so ist ein Dorf hier wie das andere; höchstens fehlt auch wohl das Herrenhaus: dann sehen die Wohnungen hin und wieder etwas besser aus.

Ein solcher Anblick unterdrückt jede Erinnerung an schönere Verhältnisse. Sonst hätte ich hier der glücklichern Nordländer gedacht, deren Himmel zu rauh, und deren Land zu unzugänglich ist, um sie zu verschenken, und mich erinnert, daß es auch leibeigene Dörfer in Rußland giebt, wie das reiche, üppige Kubensky.

Wer diese Gegenden durchreiset, ohne Menschen in der Nähe zu sehen, kommt schwerlich auf den Gedanken, daß sie von Christen bewohnt seien. Die meisten Dörfer haben keine Kirche, und wo noch eine ist, tritt sie kaum merklich auffallend zwischen den übrigen Wohnungen ins Auge. Auch das Land der Kirchen ist der unzugängliche, freiere Norden. Da bringt der Bauer, was er übrig hat, willig seinem Gott dar, um ihm ein Haus zu bauen.

Hier ist es nicht Mangel an frommer Gesinnung, der den Bauer am Kirchenbau hindert. Er kreuzigt sich auch bei jeder Gelegenheit, und entblößt sein Haupt, und wirft sich in den Staub vor Allem, was ihm heilig dünkt, und auch der Aermste hat seine Hausheiligen; aber er hat Mangel an Allem, was das äußere Leben in Anspruch nimmt, und vom Darben steigen wohl Palläste, aber keine Kirchen aus der Erde.

Am Nachmittage waren wir in Birkowaia an der Upa, wo uns Protopopof seine leibeigenen Bauern zur Disposition gestellt hatte. Das Dorf sah noch besser aus, wie die übrigen, die wir gesehen hatten; und doch schien es ein verworrenes Gemisch von Heu- und Getreidehaufen, Hanf- und Kohlgärten, und von Bauerwohnungen, die aus einiger Entfernung nur an der Thür von Strohhaufen zu unterscheiden waren. Diese Verworrenheit rührte daher, daß es verschiedenen Herrschaften zugehörte, die sich nicht über einen gemeinsamen Plan verabredet zu haben schienen.

Die Bauern, an die wir gewiesen waren, und die die wohlhabendsten im Orte schienen, hielten ihre Wohnung nicht für geeignet, uns aufzunehmen, und gingen zum Schloß, wie sie das Herrenhaus nannten, um uns Aufnahme zu verschaffen. Die Herrschaft war in Tula, und nur die Dienerschaft und die Haushälterin anwesend,

die erklärte, daß sie seit einigen Wochen, und besonders heute, die Herrschaft zurückerwarte, daß das Haus ganz rein gescheuert sei, und sie uns folglich nicht aufnehmen dürfe, ohne sich das Mißfallen der Herrschaft und uns Unannehmlichkeiten zuzuziehen.

Unsere gutmüthigen Bauern hatten ohne unsere Absicht die Anfrage wiederholt, und konnten uns zuletzt in der Verlegenheit das Resultat ihrer Bemühungen nicht verschweigen. Wir baten sie, uns in ihrer eigenen Wohnung aufzunehmen, die sie uns nun mit großer Bereitwilligkeit und Freude zu Gebote stellten. Es schien ihnen seltsam, daß wir um Dinge baten, die nach ihrer Meinung hundert Andere an unserer Stelle ohne weitere Redensarten mit Beschlag belegt hätten.

In der Zwischenzeit der Verhandlungen mit den Schloßbewohnern hatten wir auf offener Straße gehauset. Viele Bauern der Dörfer, die wohl selten einen Besuch von Nicht-Russen erlebt hatten, fanden sich in unserer Umgebung ein, um die Fremden in Augenschein zu nehmen. Es war kein erfreulicher Anblick: Männer, Frauen und Kinder zerlumpt und schmutzig, elend und gedrückt, und wie halb verhungert herumschleichen zu sehen. Ergreifend war der Anblick etlicher alter Männer mit grauem Bart, schneeweißem Haar und langen, weißen, buschigen Augenbraunen, unter denen die erloschenen Augen kaum sichtbar blieben. Ein trostloses Bild des Alters und des Hungers.

Die Gouvernements Tula und Orel waren mehr als jedes der anliegenden von Mißwachs heimgesucht worden, und die Folgen desselben fingen hier schon an, drückend zu werden. Der Frost hatte die Roggenerndte vernichtet; der Hafer war mäßig gut gerathen; nur die verhältnißmäßig ergiebige Kartoffelerndte hatte Veranlassung gegeben, an dem alten eingewurzelten Widerwillen gegen Kartoffelcultur zu rütteln. Die Ergebnisse der Erndte reichten jedoch bei Weitem nicht hin, Nahrung für Alle zu geben.

Der augenblickliche Zustand dieser Gegenden war trostlos. Die Bauern hatten ihre Pferde und anderes Vieh abgeschafft, um das wenige Getreide für sich zu behalten und, mit Baumrinde vermischt, zu Brod zu backen. Rindvieh besitzen sie ohnehin wenig oder gar nicht; alle Wiesen sind vernichtet, und dadurch ist die Viehzucht, die

Grundlage des Ackerbaues, unmöglich gemacht. Aller Dünger wird außerdem noch auf den Hanf gebracht, und Roggen und Weizen bleiben ungedüngt. So ist auch in mäßig guten Jahren die Erndte eine unbedeutende, und ein gedüngter Boden würde mindestens das Dreifache liefern. Die Art des Fruchtwechsels läßt bei eintretendem Mißwachs keine Aussicht zu, die unvermeidliche Hungersnoth auf irgend eine Art durch den Ertrag des Landes mildern zu können.

Eine wesentliche Aenderung in diesen Mißverhältnissen ist sobald nicht vorauszusehen. Die gegenseitige Abhängigkeit der Bauern und Gutsbesitzer macht eine einseitige Abänderung unmöglich. Der Bauer wiedersetzt sich von vorn herein einer jeden Veränderung, die blos für seinen Herren Vortheil, und für ihn selber höchstens mehr Arbeit mit sich bringt. Darin aber möchte wohl der Charakter der meisten Neuerungen bestehen, die der Gutsherr einzuführen Lust haben kann, wenigstens fürchtet dies der Bauer durchgehends. An den Gedanken einer Mißerndte hat er sich jedoch gewöhnt.

Niemand ist gegen die üblen Folgen eines unverschuldeten Mißwachses durch die Form des Gesetzes mehr gesichert, als der russische Bauer. Der Gutsbesitzer ist gesetzlich gezwungen, in einem solchen Falle seine Bauern zu ernähren, und muß sogar für jeden, der beim Betteln betroffen wird, eine bestimmte Strafe abtragen. Aber leider ist die ganze Ausführung dieses Gesetzes nothwendig, um die Bauern vor dem Hunger zu retten.

Die Kronbauern werden in einem solchen Falle vom Staate ununterstützt, und vielleicht ist keine Regierung in der Welt mehr geneigt, das dringende Unglück zu mildern, wie die russische. Für die von Mißwachs heimgesuchten Gegenden hatte sie Unterstützung aus Staatsgeldern bewilligt, die bis zu vielen Millionen aufliefen, und im Gouvernement Tula sogar auf den Kopf meist 25 Rubel betrugen. Die Regierung war in diesem Jahre sogar noch weiter gegangen, und hatte den Privatgutsbesitzern aus Staatsgeldern Unterstützung für ihre Leibeigenen angeboten, um ganz sicher zu sein, daß für das Volk gesorgt würde.

Solche Unterstützungsgelder sind natürlich in der Hauptstadt deponirt, und müssen aus einer Hand in die andere gehen, ehe sie in die des Bauers kommen, für den sie bestimmt sind, und von dem

ſie urſprünglich herrühren. Wer den organiſchen Zuſammenhang der Beamtenhierarchie und den daraus hervorgehenden Gang der Dinge in ſolchen Fällen kennt, der begreift, wenn er ein Ausländer iſt, zwar die Conſequenz, aber doch nicht die Möglichkeit, und noch weniger den wirklichen Thatbeſtand des Endreſultats. Es iſt eine Behauptung aus dem Munde rechtlicher Beamten und Grundbeſitzer, die ihr eigenes Vermögen aufboten, um Unglück um ſich her zu mildern, daß dieſe Summen ſchon vielfach dezimirt ſeien, ehe ſie an die Gouvernementsbehörden gelangten, und daß der Bauer, wenn das Geld durch die Gouvernements- und Diſtrictsbehörden gewandert ſei, froh ſein könne, falls er die Hälfte für voll anzunehmen ſich gezwungen ſähe.

Das war auch der Grund, weßhalb die Gutsbeſitzer im Gouvernement Orel ziemlich einſtimmig die angebotene Unterſtützung aus Staatsgeldern auszuſchlagen ſich bewogen gefühlt hatten, indem die Unterſtützungsgelder mehr eine Einnahme für die betreffenden Tſchinoveniks, als eine Erleichterung für den Bauer geworden wären.

Die letzte und einzige Hülfe beſteht in ſolchen Fällen, auch bei Geldunterſtützungen, natürlich immer in der Zufuhr von Getreide. Rußland beſitzt, wie andere Länder, ſeine chriſtlichen Kornjuden, die in ſolchen Fällen raſchere Hülfe ſenden, als es die Regierung kann. Auch hier war eine ſolche ſpeculative Hülfe raſch erfolgt. Aber um das Maß der Schande voll zu machen, waren plötzlich in einem der hartbedrückten Gouvernements die Kornpreiſe im Einverſtändniß und Intereſſe, und, wie es hieß, durch Beſtechung der Gutsbeſitzer, fixirt worden. Alle Kornjuden hatten ihre Sendungen eben ſo plötzlich zurückgezogen, und ſo war dem ganzen Gouvernement alle Hülfe von Außen durch dieſe eigenwillige Maßregel abgeſchnitten.

An ſolchen Klippen, deren es im Meere der ruſſiſchen Beamtenhierarchie zahlloſe geben ſoll, ſcheitert auch der beſte Wille der Regierung.

Viele Bauern ſind ausgewandert ohne Paß von ihren Gutsherren, die ihnen nicht hinreichend Brod verſchaffen konnten oder wollten. Als Herumvagabondirende werden ſie von der Polizei aufgegriffen und nach Sibirien befördert. Viele haben ſich bei der Po-

lizei gemeldet, sie seien ohne Paß, und wünschten nach Sibirien verschickt zu werden. Man erzählt sogar, Etliche hätten alte Frauen todtgeschlagen, um Anspruch auf eine solche Verschickung machen zu können.

Das Haus unseres Wirths fanden wir gleich vom Anfange unseres Einzugs an interessanter, als das sogenannte Schloß, von dessen spröder, halbzerfallener Schönheit wir so unwirthlich weggewiesen waren, und dessen Bewohner unsern Bauern sogar ihren Samowar abschlugen, in welchem die guten Leute uns Theewasser zu bereiten gedachten.

Auch dies Haus, das beste im Dorfe, war höchst ärmlich und in einiger Entfernung kaum von einem Getreidehaufen zu unterscheiden, wie die übrigen mit Stroh gedeckt, das ohne alle Ordnung alljährig mit der Heugabel aufs alte Dach aufgeworfen und mit Hanfstricken oder herabhängenden Birkenstangen befestigt wird.

Runde, unbehauene Baumstämme, deren Lücken mit Moos oder Erde verkittet werden, bilden die niedrige Wand des eigentlichen Wohngemachs. Durch die enge, niedrige Thür kommt man auf die Hausflur, die den größten Theil des Gebäudes einnimmt, und aus der eine andere Thür gradeaus auf den geschlossenen Hof führt. Rechts von der Hausflur ist die Wohnstube, mit zwei Fensterchen, von denen das eine eine einzige, kaum mehr als handbreite Glasscheibe, das andere deren zwei besitzt. Links von der Hausflur befindet sich eine dunkle, fensterlose, nur durch einige Bretter abgeschlossene Vorrathskammer. Der Fußboden der Wohnstube, wie der übrigen Räume, ist mit Erde gedeckt, ganz von derselben Beschaffenheit, wie der nur einen Schritt entfernte auf offener Straße.

Der viereckige Hof ist ringsum mit Stallungen und Strohbehältern umgeben, deren Wände wegen Mangel an Baumstämmen alle aus Flechtwerk von Weiden und Birkenruthen hergestellt sind. Dicht am Wohnzimmer liegt, unter dem Dache der Stallung, die sich nach der rechten Seite des Hauses fortzieht, die Einfahrt auf den Hof, der ungeachtet seiner Kleinheit und seines Schmutzes einen wohnlichen Eindruck macht, indem jeder Winkel benutzt ist. Ein aus Baumstangen zusammengebundenes Thor rechts von der Wohnung führt in den Garten, der blos Kohl und Hanf

producirt, und ein anderes ähnliches Thor links vom Hause nach dem Fluß hin zum Wasser.

Wir ließen uns in der Hausflur nieder, wohin uns Manche der Dorfbewohner folgten, bei denen wir uns nach der Umgegend erkundigten, und nach Pferden, die uns andern Tages weiter nach Süden fortschaffen könnten. Aber nichts Brauchbares war zu haben, indem die Folgen des Mißwachses auch schwer auf dem wenigen noch vorhandenen Zugvieh lasteten. Auch versicherte man uns, wir würden nach dieser Richtung nirgend eine Möglichkeit der Weiterreise finden. Hier schon konnten wir nur ein wenig Milch und Theewasser erhalten, da das hiesige, sehr gemischte Brod uns ziemlich ungenießbar schien. Unser Kutscher hatte nur auf zwei Tage Futter mitgenommen, und so waren wir gebunden.

Nachdem wir den Einschnitt des kleinen Seitenthals, das sich mitten durchs Dorf hinzieht, oberflächlich angesehen, fuhren wir in einer Telega noch nach Wosnesenskaia Sloboda, tiefer hinab an der Upa, um für den folgenden Tag einen Plan entwerfen zu können.

Wosnesenskaia Sloboda ist ein Dorf von mehreren hundert Häusern, so groß wie wir lange keins gesehen hatten, sehr zerstreut an den Armen eines kleinen Seitenflüßchens der Upa in einiger Entfernung von der Upa gelegen. In der einen Hälfte des Dorfes hatte vor Kurzem das Feuer gewüthet; auf den schwarzen Brandstätten hatte man angefangen, aus den angebrannten und noch theilweise geretteten Resten der wenigen Holzstämme neue Häuser zu errichten. In den wenigen gebliebenen Hütten waren die Menschen haufenweise zusammengedrängt. Andere hatten sich Löcher an den Abhang der Anhöhen in die Erde gegraben und diese von Oben nach der Wetterseite überdeckt, um auch nur ein geringes Obdach zu haben.

Wir überzeugten uns bald, daß wir beide Flußeinschnitte, von Birkowaia und Wosnesenskaia Sloboda, vom Fuße an bis zu den höchsten Höhen untersuchen mußten, indem überall in der Tiefe am Ufer der Flüßchen Steinkohlen zu vermuthen waren.

Abends bei Sternenschein fuhren wir nach Birkowaia zurück. Im Westen stand noch ein schmaler, matter Streifen der schnell verschwindenden Abendröthe. Der Horizont nach Osten verschwamm

mit dem grauen Himmel. Die Erde dehnte sich um uns aus, wie eine dunkle Scheibe; kein Anhaltspunkt für das Auge war ringsum zu finden. Der Anblick der vasten, leeren Fläche hatte etwas Beruhigendes. Alles Elend, was wir am Tage gesehen hatten, war unseren Blicken entrückt.

In unserer Wohnung hatten sich wieder viele Bauern aus dem Dorfe versammelt. Im Wohnzimmer brannte das Feuer auf offenem Heerde. Die obere Hälfte der Stube war dicht voll Rauch, gerade bis zu den Augen eines mäßig großen Menschen. Iwan und etliche Bauern und Weiber standen vor der lodernden Flamme, um Theewasser zu bereiten. Auch die alten Bauern, die uns schon Nachmittags als unerreichte Jammergestalten aufgefallen waren, näherten sich dem Feuer, und bildeten, aus einiger Ferne vom Feuer beschienen, eine seltsame, geisterartige Gruppe.

Wir hatten wieder in der fast rauchfreien Hausflur Platz genommen. Ein loses Brett wurde, auf etliche Holzblöcke gestützt, als Bank, und ein ähnliches als Tisch benutzt. Die meisten Bauern hatten sich rings um uns versammelt, und wurden nach Steinbrüchen, Steinkohlen u. s. w. gefragt. Dazwischen erklang vielstimmiges Kindergeschrei, und ein kleiner Hund, der es an gehörigen Respect gegen uns fehlen ließ, und an unsern Tisch schmeichelnd heranzukommen versuchte, wurde von Zeit zu Zeit von der Frau des Hauses durchgeprügelt.

Alle wunderten sich, daß wir mit bedeckten Kopfe in Gegenwart zweier, fast unsichtbarer, von der dunklen Holzwand kaum zu unterscheidender kleiner Heiligenbilder unsern Thee tranken. Kaum hatten wir die Bilder, durch Iwan aufmerksam gemacht, bemerkt, so unterließen wir es nicht, unsere Mützen bei Seite zu legen, und dadurch die Heiligen des gastlichen Hauses zu achten. Eine Rücksicht, die uns gleich Aller Herzen gewonnen hatte.

Im Wohnhause konnten wir die Nacht nicht bleiben. Es war kaum zu begreifen, wie etwa zehn zum Hause gehörige Menschen von jedem Alter und Geschlecht auf und unter den Bänken, auf dem bloßen Lehmboden und auf dem Ofen in der Stube bleiben konnten. Seitwärts vom Hause am Garten hatten wir aber einen Heustall entdeckt, den wir zum Nachtlager vorschlugen.

Ein offenes, aus etlichen halbverwitterten Brettern und Baumrinde zusammengefügtes Thor, in dem die Lücken größer als die Ausfüllungen zwischen denselben waren, führte, halb angelehnt, bequem aus der freien Gartennatur in unser halb mit Heu angefülltes Schlafgemach. Einige senkrechte Pfosten seitlich vom Thor, deren Zwischenfächer durch Birkenflechtwerk ausgefüllt waren, ohne den freien Luftdurchzug zu stören, bildeten die Wände. Ueber uns hing, mit Ausnahme einiger Luken, die den freien Himmel durchließen, ein unregelmäßiges Strohdach, wie auf dem Wohnhause.

Wir suchten uns Schlafstellen zu bereiten. Neben uns lag ein Haufen verkürztes Stroh, um die Mützen und Tagebücher ꝛc. aufzunehmen. Die Bauern lächelten, als ich vergeblich nach einem Balken suchte, um Uhr und Bücher darauf zu legen. Unser Wagenkissen aus dem Tarantase, sonst Iwan's Bettwerk, unter den Kopf gelegt, gruben wir die Füße tief ins Heu ein. Dann wurde noch ein gemeinsamer Mantel übergedeckt, Alles mit Heu überstreut: und so lagen wir in unserm offenen Himmelbette, fast wie in Sommernächten im Norden, und betrachteten durch die Spalten der Bretterthür, durch die Luken der Wände und des Daches den schöngestirnten Himmel.

Die nördliche Krone stand gerade im Gesichtsfelde unserer durchsichtigen Bretterthür. Wir beobachteten, wie sie allmählich von einer Spalte zur andern sich nach Westen hinabsenkte, und schliefen darüber ein.

In der kühlen Herbstnacht, zu Ende unseres deutschen Septembers, und nicht besonders von den Reizen des Lagers festgehalten, erwachten wir schon früh. Ich fand mich hinuntergerutscht wieder, mit den Beinen unter der Thür durch, halb im freien Garten, und übrigens auf dem bloßen Lehmboden. Es hielt mir fast schwer, mich zu orientiren, da es noch nicht ganz Tag geworden war.

Mit der Morgenröthe begann unser Tagewerk. Mit dem Barometer gingen wir durch die breiten, ziemlich nassen Wiesen zum Fluß, und bestimmten auch die Höhe des Dorfes, in der Nähe unseres Hauses.

Die Upa verläuft in einer Höhe von 476 Fuß mit zahllosen Krümmungen zwischen 20 Fuß hohen Thonufern auf einem Thon-

bett. Das flache Wiesenthal steigt fast eben so hoch bis zum Dorfe an, dessen Mitte 520 Fuß hoch liegt. Das Dorf selber befindet sich noch in der dunkeln Thonschicht, die sich bis zum Flußbett erstreckt, und weit über die höchsten Punkte des Dorfes hinaus ansteigt.

Die obere Gränze der Thonschicht ist auffallend schieferig und stark mit Kohle gemengt. Man wühlt die Erde nur bis auf wenige Fuß tief an diesen Stellen auf, und sieht ein Lager anstehender Steinkohlen vor sich.

Diese Steinkohlenschicht, oder die obere Gränze der mehr als 60 Fuß mächtigen Schicht von dunklem, plastischen Thon, der vom Fluß an beginnt, ist durch eine horizontale Reihe von Quellen bezeichnet, die rings über der Höhe des Dorfes in den Gärten und im Ackerfelde zu Tage treten.

Beim weiteren Ansteigen im Flußeinschnitt sieht man die Thon- und Kohlenschicht nämlich mit einer achtzig Fuß mächtigen Schicht von lockerem Sande bedeckt, über dem erst der feste, anstehende Bergkalk zu Tage tritt. Alles Wasser, was die Höhen aufnehmen, sikert durch die lockeren Sandschichten bis auf die Thonschicht durch, welche es sofort in zahlreichen Quellen zu Tage sendet.

Die Sandschichten enden nach oben mit einer dünnen, schwach mit Steinkohle gemischten Thonschicht, die von ununterbrochenen Kalklagern bis zur höchsten Höhe hinauf bedeckt ist.

Diese Kalklager nehmen mindestens eine Schichtenfolge von mehr als 200 Fuß Mächtigkeit ein, und gehören sämmtlich der Gruppe über Productus Gigas an. Die seltsamen Figuren von Crinoideenresten sieht man fast auf jedem in der Richtung der Schichtungsfläche abgesonderten Gesteinsbruchstücke, und außerdem einzelne Stielglieder in scharfen Abdrücken in Hornstein und Feuerstein erhalten, meist der Gattung Cyathocrinites zugehörige Reste. Spirifer trigonalis zeigt sich häufig und deutlich erhalten, und verschiedene Formen von Sanguinolaria, die früher meist unter dem Namen Unio zusammengefaßt wurden. Calamopora Spongites und polymorpha var. ramosa erscheinen sehr häufig, und bilden hier, nach Leopold von Buch (Karsten Arch. XVI. p. 531.), einen Korallenboden, auf dem die übrigen organischen Producte nur Fremdlinge sind.

In diesen Schichten wechselt ein mergeliger Kalk mit Hornstein

und Feuerstein. Die Kalkstreifen sind nach der Oberfläche hin zerbröckelt und theilweise weggespült. So sieht man den Feuerstein und Hornstein in breiten Platten abgesondert, reichhaltig mit Versteinerungen bedeckt und angefüllt, und eben so häufig isolirte Versteinerungen im Feuerstein und Hornstein im schmalen Flußeinschnitt, oder losgelöset noch zwischen den Schichten herumliegen.

Auf der Höhe des Berges angekommen, der dicht mit Haselgebüsch und Eichenstrauchwerk bedeckt ist, fanden wir noch mächtige nordische Granitblöcke einzeln umherliegen. Nach den Abhängen hin war überall das anstehende Gestein durch abfließendes Regenwasser entblößt, und man sah den Kalk- und Hornstein an jedem Wege und kleinsten Bacheinschnitt zu Tage treten.

Einer von unseren Bauern hatte uns begleitet, und andere fanden wir auf der Höhe mit einer Telega bereit, die uns nach Wosnesenskaia Sloboda führen sollte. Die warmen Tage hatten das sandige Ackerfeld bis in die Tiefe ausgetrocknet. Von dichten Staubwolken eingehüllt, und von der Sonne wie im heißen Sommer verfolgt, saßen wir ohne allen Schutz im leichten, offenen Fuhrwerk, das wie ein Pfeil über die schattenlosen Felder dahinflog. Unser Kutscher, der blos sitzend mit der scharfen Kante der Telga in Berührung war, balancirte sich mit einer Sicherheit und Gewandtheit, die wir mehr als alle Seiltänzerkünste zu bewundern fanden.

Im Dorfe Wosnesenskaia Sloboda angekommen, begaben wir uns sogleich in die engste und steilste der beiden Thalschluchten, in der wir die Steinkohlen in der Tiefe, von wenig Schutt verdeckt, hatten anstehen sehen.

Kaum eine Viertelstunde verging, so saßen beide Thalwände in unserer Nähe voll Bauern und Bauerjungen, die sich die fremden Gäste besahen. Es mochten ihrer gegen hundert sein, von denen kaum ein einziger genau nach der Tracht des andern gekleidet war. Nur wenige unter ihnen trugen Kleidungsstücke, die nicht mannichfach zerlumpt und zerrissen gewesen wären. Die Hälfte derselben ging baarfuß; einige hatten Schuhe aus einem einzigen Stück Leder, mit dicken Bindfaden oder schwachen Stricken um den Fuß zusammengezogen, mit denen zugleich das Schienbein bis zum Knie umwickelt war; nur wenige trugen zerrissene Halbstiefeln, in denen sich die

weiten Beinkleider stellenweise verstecken konnten. Das Hemd, meist von blauer Färbung, oder blau und roth gestreift, wird über den Hüften mit einem Gürtel oder einer Schärpe befestigt, und bedeckt die Beinkleider von Außen. Die einzige übliche Halsbekleidung ist der starke, meist bis zur Mitte der Brust herabhängende Bart. Von Ueberkleidern sah man nur einen groben, grauen Wollrock oder weißen Schafspelz mit schwarzem Schafpelzkragen. Kopfbedeckung ist ziemlich allgemeiner Brauch. Die viereckigen Nationalmützen sieht man in möglichst verschiedenen Umrissen und Farben. Doch sind auch schwarzbraune, nach oben verschmälerte Filzhüte mit mäßig großem Rande keine Seltenheit. Je nachdem sie unten oder in der Mitte durch ein breites Band scharf umschnürt werden, nehmen sie eine andere Gestalt an. Die größte Mannichfaltigkeit der Formen entsteht aber erst durch den allmählichen Gebrauch und das stellenweise oder gänzliche Abreißen des Randes und Abrunden der scharfen Kanten. Ebenso scheint auch die große Abwechselung im Habitus der übrigen Kleidungsstücke meist daraus hervorgegangen, daß man ohne Berücksichtigung der Mode die zerrissenen und abgetragenen Kleidungsstücke bis auf den letzen Faden zu benutzen gezwungen ist. Die Armuth muß tragen, was sie hat; und hier sieht man sogar den meisten Gestalten mannichfach andere bittere Entbehrung aufgedrückt.

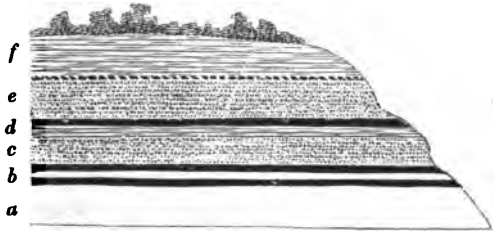
So lange wir uns mit dem Entblößen der Steinkohlenschichten im Grunde des Thals beschäftigten, bemühten sich nur diejenigen für uns, denen wir directen Auftrag gaben. Die Bauern schienen unsere Absichten mit Mißtrauen zu verfolgen. Dies beruht auf einer ziemlich richtigen Beurtheilung der Sachlage. Aus der Auffindung von nutzbaren Mineralkörpern kann für den Bauer direct wenig Vortheil, aber desto sicherer erhöhte Arbeit, und also mehr entschiedener Nachtheil erwachsen. Der Staat und die Gutsbesitzer sorgen schon dafür, daß die etwaigen Vortheile aufgehoben werden.

Sobald wir aber die höher gelegenen Kalkschichten aufgefunden hatten, und uns eifrig mit dem Herausschlagen der Versteinerungen beschäftigten, konnten die guten Leute sich eines erstaunten Lächelns nicht erwehren. Unsere Bestrebungen schienen ihnen einen so harmlosen und seltsamen Charakter anzunehmen, daß fast alle, theilweise

aus angeborener Gutmüthigkeit, theilweise aus Neugier, sich möglichst eifrig bemühten, uns in denselben zu unterstützen. In wenigen Minuten hatten sie sich eine so ausreichende Vorstellung von dem allgemeinen Charakter der Versteinerungen gebildet, daß höchst selten ein Exemplar von ihnen übersehen wurde.

In der Gefälligkeit, Neugier und Naivetät der hiesigen Bewohner erinnert man sich des einfachen, offenen Charakters der Nordländer, von dessen Aeußerungen wir uns lange und auf immer getrennt glaubten. Der einfache, gesunde Sinn des Volks hat sich nur entfernt von den großen Städten und den großen Straßen des Landes erhalten können, da wo das Volk wenig mit der Kaste der Tschinoveniks in Berührung gekommen ist. Die lebhafte, aufgeweckte Beweglichkeit der Nordländer scheint den hiesigen Bewohnern abzugehen.

Die geognostischen Verhältnisse liegen, sobald man alle Schichten entblößt und verfolgt hat, klar vor, und scheinen für die Upagegenden eine allgemeine Norm zu bezeichnen, so wie sie denn auch die von Birkowaia, nur schärfer ausgeprägt, wiederholen.




Den Fuß der Thalwand bildet eine dunkelschiefergraue Thonschicht (*a*), die nach unten mehr in's Bläuliche, nach Oben mehr in's Schwärzliche spielt. Letzteres rührt daher, daß nach Oben hin sich allmählich Kohlentheilchen einmischen, mit deren stärkerer Zunahme der Thon ein schieferiges Gefüge annimmt.

Unmittelbar über dieser mächtigen, bis zu der entfernten Upa hin anstehenden Thonschicht findet man eine doppelte Kohlenschicht (*b*) von fünf Fuß Mächtigkeit gelägert, deren beide Hälften durch eine schwache, nur einige Zoll mächtige Thonschicht getrennt werden. Ebenso wie der Steinkohle der Oka zeigen sich der hiesigen feine Kry-

stalle von Gyps und von Binarkies beigemischt, besonders nach der gemeinschaftlichen Gränze mit den anliegenden Thonschichten hin. Schon etliche Fuß tief unter der Oberfläche hat die Kohle eine glänzend braunschwarze Färbung und deutlich schieferiges Gefüge. Noch nirgend hatten wir die Steinkohle mächtiger und in besserer Qualität hier anstehend gesehen, und in einem Zustande, der ihre Brauchbarkeit als Brennmaterial ohne Zweifel läßt.

Ueber dem Kohlenlager (*b*) ist auch hier wieder eine 80 Fuß mächtige Schichtenfolge von lockerm Sande (*c* und *e*) entwickelt, durch deren Mitte eine dünne Kalkschicht (*d*) verläuft, über der Spuren von Thon und Kohle vorkommen.

Die Kalkschicht (*d*) ist nur etliche Fuß mächtig, besitzt aber einen Reichthum von Versteinerungen, der sogar für Rußland auffallend ist. Der große Productus Gigas und comoides kommt mit zahlreichen Korallenresten in dieser Schicht nach oben hin hier zum letzten Mal vor, und zeigt sich an der Upa, außer in dieser dünnen Schicht, gar nicht. Der Kalk ist durch die Thon- und Kohlentheilchen, mit denen er in Berührung steht, dunkelgrau und schwarz gefärbt, also auch in der Färbung dem dunklen Productuskalk von der Oka ähnlich. Nur zeigen die hiesigen Schichten bei weitem nicht die Festigkeit der Okaschichten, durch die sich letztere so sehr zu Bausteinen eignen.

In der obern Hälfte der Sandschichten (*e*) trifft man stellenweise einen festen Sandstein eingelagert an, in dem sich deutliche Abdrücke von Steinkohlenpflanzenresten erhalten haben. Dieser Sandstein, in dem ganz allein hier Pflanzenspuren erhalten sind, scheint nur ganz lokal verbreitet und, wie der Hornstein in den Kalkschichten, keiner regelmäßigen Schichtenfolge anzugehören. Es war der erste und letzte feste Sandstein, den wir in der Steinkohlenformation Rußlands fanden, ganz von lockeren Sandschichten umgeben.

Die Kalkschicht (*f*) bedeckt die flach ansteigende Thalwand bis zur Höhe des Landes, das auch hier, wie bei Birkowaïa und in der weiten Umgegend, bis mindestens zu 850 Fuß ansteigt, und also die Höhe der nordischen Wasserscheiden schon erreicht oder sogar übertrifft. Die unteren Lagen dieser mächtigen Kalkentwickelung sind sandig und mergelig und meist kreideweiß. Schon mit einer

Höhe von 30 Fuß fangen jedoch die Hornstein- und Feuersteinabsonderungen an. Es zeigen sich zahlreiche Crinoideenreste und der Kalk nimmt ganz den Charakter der oberen Schichten von Birkowaia an, dessen Versteinerungen er auch einschließt.

Um noch mehr Anhaltspunkte zu Vergleichungen und vielleicht neue Auflagerungen anzutreffen, rückten wir noch in der Richtung nach Süden und weiter von der Upa entfernt eine Strecke vor, ohne jedoch wesentliche Abweichungen von den bisher beobachteten Verhältnissen zu finden. Ueberall standen die oberen Bergkalkschichten von Alexin und Birkowaia an, und die Thaleinschnitte lagen schon zu hoch, um alle Verschiedenheiten von Alexin und Wosnesenskaia Sloboda sehen zu können.

Im Dorfe Jelina fanden wir noch die Sand- und Sandsteinschichten der Upa von dem obern Bergkalk überlagert. Es war nur auffallend, daß wir alle Petrefacten, die wir vorher an der Upa in Feuerstein erhalten gesehen hatten, wie die auffallenden Sanguinolariaarten, Spirifer trigonalis und Korallen, hier in Kalk erhalten wiedersahen. Kaum eine Spur von Hornstein und Feuerstein zeigte sich in den Schichten; und in der Entfernung von etlichen Meilen besteht ein großer Theil dieser Schichten aus Kieselbildungen. So ganz unwesentlich, und charakteristisch nur auf Lokalitäten beschränkt, tritt hier der mineralogische Charakter der Schichten auf, deren wesentliche geognostische Bedeutung nur auf dem Charakter der Versteinerungen beruht.

Da wir die Unmöglichkeit eines weiteren Vordringens uns so nahe gelegt sahen, so mußten wir unsere Untersuchungen in dieser Richtung einstellen, und uns auf den Rückweg nach Alexin begeben.

Die Gegenden an der Upa scheinen noch übereinstimmender in der Entwicklung der Steinkohlenformation, als die der Oka. Die Hauptsteinkohlenlager treten überall zu Ende der Thonschicht auf, die von der Upa an gegen 60 bis 80 Fuß ansteigt, und deren Gränze nach der abgelagerten Sandschicht hin überall durch eine horizontale Reihe von Quellen an den Thalabhängen angedeutet wird. Diese Quellenregion bezeichnet das Auftreten der Steinkohle so genau und constant, daß die Höhenbestimmung an den Thalwänden allein schon hinreichend scheint, um die Kohle auf-

zufinden. Nirgend ſcheinen die Sandſchichten hier zu fehlen; ſo wie die ſterilen Höhen überall von den oberen, höher als Productus Gigas gelegenen Bergkalkſchichten gebildet werden, in denen der Feuerſtein oft dem der weißen Kreide täuſchend ähnlich iſt.

Die Thonſchichten ſteigen von der Upa aus ſo hoch und die Thalwände ſo flach an, daß Unterwaſchungen und Einſtürze, wie an den ſteilen Ufern der Oka, hier nicht vorkommen und die Beobachtung erſchweren können.

Der weſentlichſte Unterſchied in den Bildungen der Upa und Oka iſt in der verſchiedenen Thalhöhe beider Flüſſe und dem Anſteigen des Landes nach Süden hin ausgeſprochen. Dadurch ſind die Kalkſchichten mit Productus Gigas, die an der Oka wiederholt mit der Steinkohle wechſellagern, hier größtentheils ausgeſchloſſen; dagegen die höherliegenden, kieſelreichen Schichten des Bergkalks mächtiger entwickelt.

Im Uebrigen ſcheint das Auftreten der Steinkohlen im Innern von Rußland ſo weſentlich unter ſich übereinſtimmend, als es ſich von dem anderer Länder entfernt. Nirgend hat man den Bergkalk in ſo mannichfacher und fremdartiger Beſchaffenheit, und nirgend die Steinkohlen zwiſchen mineralogiſch ſo abweichenden Schichten gefunden, wie hier. Nur die Wechſellagerung der Steinkohle mit den Bergkalkſchichten, wie ſie hier ausgeſprochen iſt, findet im Norden von England, in Yorkſhire, eine Analogie. Die mächtigeren, tiefer liegenden Kohlenflötze von Südwales, Sommerſetſhire, Belgien und den Rheingegenden fehlen hier gänzlich.

Ehe wir von Birkowaia wegfuhren, bereiteten wir uns noch mit ſelbſtgegrabenen Steinkohlen ein ſpärliches Mittagsmahl. Zum letzten Mal verſammelten ſich in der engen, dunklen und armen Hütte die Bauern des Dorfes um uns, deren einfache, unverdorbene Natur uns angezogen und deren Elend uns ein tiefes Mitleid abgefordert hatte. Der Druck des Mißwachſes hatte alle gleichmäßig getroffen; und doch trugen ſie ein verſchiedenes Schickſal. Unſere Hausgenoſſen rühmten die Milde und Güte ihres Gutsherrn, rühmten, daß er das Unmögliche nicht von ihnen verlange, in ſchlechten Jahren ihnen einen Theil der Abgaben erließe und ſie, wenn die Noth hoch ginge, reichlich unterſtütze. Aber ihre Nach-

barn, meinten sie, hätten es weniger gut, und man verlange von ihnen nach der Strenge des Herkommens.

Eins nur war uns ein wohlthuendes Gefühl, daß wir nach langer Zwischenzeit einmal wieder einen Volksschlag gefunden hatten, der noch nicht in dem allgemeinen Strom der Beamtendemoralisirung untergegangen war, sondern die bessern Seiten des russischen Volkscharakters sich erhalten hatte. Aus dem Grunde der Seele und ohne alle Nebengedanken fühlten wir uns überzeugt, daß dies Volk ein besseres Schicksal verdient, als es, durch lange Gewohnheit abgehärtet, zu tragen hat.

Erst spät Nachmittags waren wir auf der Rückkehr nach Alexin. Wir schlugen einen andern Weg ein, wie Tags vorher, verfolgten das Flußthal der Upa so lange wir konnten, und blieben bis etliche Werste vor Alexin in einer Niederung, die nirgend von Höhen durchschnitten ist.

Auffallend waren uns die dunklen Wälder unserer gemeinen Eller, Alnus glutinosa, mit denen die Sumpfniederungen an der Upa an vielen Stellen bedeckt sind. An den feuchten Ufern der Upa vertreten sie die Kieferwälder, die auf den dürren Sandhügeln an der Oka noch hin und wieder vorkommen. Die nordische weiße Eller, Alnus incana, hatten wir seit der Wasserscheide zwischen der Suchona und Wolga nicht mehr gesehen.

In den Upagegenden ist jedes Nadelholz, außer dem Wachholder auf den sterilen Höhen, verschwunden. Die Tanne sieht man nur noch einzeln und höchst selten als Zierpflanze in der Nähe der Guts- oder Herrenwohnungen. In der Regel gedeiht an solchen Orten der Nationalbaum, die Birke, am besten. Die Eiche, die auch hier an vielen Stellen gut gedeihen würde, nimmt so viel Zeit in Anspruch, daß es der lebenden Generation der Gutsbesitzer selten einfällt, sie zu pflanzen und zu pflegen. An ein Bewalden der unbebauten Strecken dieser holzarmen Gegenden scheint man auch nicht einmal ausnahmsweise zu denken. So steht die Zukunft in dieser Beziehung hier klar vor Augen.

An einigen Stellen im Norden der Upa sahen wir mißlungene Versuche, die Industrie zu fördern: Fabrikgebäude, die leer standen und seit Jahren nicht gebraucht worden waren. Nur die Brenne-

reien neben denſelben waren in vollem Gange, um den armen, hungernden Bewohnern ſtatt Brod Branntwein geben zu können.

Es war ſchon lange Nacht, ehe wir die Upa verließen. Einige Seitenflüßchen derſelben mit hohen Ufern und zerfallenen oder durch hohes Waſſer weggeſchwemmten Brücken überſchritten wir in der Nacht nur mit Gefahr. In dieſer Beziehung hätte man ſich in den Norden verſetzt glauben können. Dieſe Gegenden, die zu den bewohnteſten des Landes gehören, ſind unbegreiflich vernachläſſigt.

Um Mitternacht waren wir am Ende der Niederung, die von der Upa nach den Höhen von Alexin führt. Unſere hungrigen und müden Pferde konnten kaum mehr mit ihrer eigenen Laſt die Anhöhe hinan. Aber der Tarantaſe mußte weiter. Iwan ſpannte ſich vor die Pferde, wir ſchoben von hinten nach, und unſer Kutſcher feuerte mit aller Anſtrengung ſeiner Stimme die letzte Kraft der Thiere an. Es gewann den Anſchein, als kämen wir mit wiederholten Pauſen aus der Stelle, und der Himmel war noch nicht im Oſten geröthet, als wir die Stadt erreichten.

Bauerfrauen aus Tula und Kaluga.

## III.

## Reiſe von Alexin nach der Ugra.

Abreiſe von Alexin. Poſtfreuden. Rückblick auf die Stadt Alexin. Eiſenſtein im Sande der Kohlenformation. Wälder. Wege und Birkenalleen. Zeichen der Annäherung an Kaluga. Ankunft. Das Hôtel Kiew. Lage und Anblick der Stadt Kaluga. Das Leben in der Stadt. Promenaden. Bauart der Kirchen in Kaluga. Die Kirche des heiligen Nikita. Die Kathedrale der Kaſaniſchen Mutter Gottes. Die Kirche des Erzengels Michail. Die Hauptkathedrale der Stadt. Geognoſtiſche Beſchaffenheit der Okaufer. Audienz beim Gouverneur. Poſtpferde und Poſtmeiſter. Das Thal der untern Ugra. Nachtquartier. Abfahrt. Erſte Drohungen des herannahenden Winters. Eintritt in das Gouvernement Smolensk. Ankunft an der Ugra. Kampf um ein Nachtquartier.

Nach kurzer Nachtraſt eilten wir, unſere Bergkalkverſteinerungen zu verpacken, und waren bei guter Zeit Morgens am achtzehnten September zur Abreiſe fertig.

Nur durch Protopopof's Hülfe erhielten wir von der Poſt, die anfangs natürlich auch keine Pferde hatte, noch ein Geſpann zur Abfahrt. Der Staroſt wollte jedoch doppelt bezahlt haben, um uns ſicher weiter zu fördern, und ſpannte, als wir dies überflüſſig fanden, drei ausgehungerte und abgemagerte Thiere vor, die an und für ſich kaum Schritt gehen konnten. Bergab lief der Wagen von ſelber, und unſere drei wandelnden Skelette zogen ihn ſogar über die Okabrücke, blieben aber am linken Ufer im Sande ſtecken.

Dem Kutscher schien dies nicht überraschend; aber Iwan fing an, unbarmherzig auf die Thiere loszuschlagen, und wir stiegen aus. Der mit Orden behangene Postmeister, der Starost, und der Eigenthümer der Pferde, alle waren uns in einiger Entfernung gefolgt, um sich am Steckenbleiben zu weiden, und dann ihren Willen zu erreichen, gegen den wir bis dahin Gewalt durchgesetzt hatten. Sobald Iwan seine handgreiflichen Demonstrationen eröffnete, waren gleich alle drei bei der Hand und fingen eine so heftige Opposition an, daß wir jeden Augenblick Thätlichkeiten erwarteten.

Ein ehrlicher Bauer, den wir am Ufer des Flusses antrafen, bot uns seine Pferde an, um uns weiter zu fördern. Die Post hatte vorhin für ihre sogenannten Bauerpferde, die sie uns anfangs angeboten, das Dreifache von dem verlangt, was unser Bauer in Anspruch nahm. Wir deuteten sofort der ganzen Postgesellschaft an, vom decorirten Postmeister bis zu den drei wandelnden Pferdeskeletten, daß sie sich nicht weiter um uns zu bemühen brauchten.

Postanstalten scheinen in diesen Gegenden nur dem Namen und den Personen nach zu existiren. Die Reisenden kämen weit schneller und billiger aus der Stelle, wenn sie gezwungen wären, sich ohne Beihülfe der Posten Bauerpferde zu verschaffen.

Von Alexin aus dehnt sich am linken Ufer der Oka eine breite, flache Wiese, einem kleinen Seitenthal der Oka folgend, weithin nach Westen aus. Etliche Werste von Alexin entfernt, am Rande des Thals und der weiten Wiesenfläche, liegt ein ziemlich ausgedehntes Dorf mit thätigen Eisenhütten, den ersten Werken der Art, die wir im Innern von Rußland sahen. Von diesem Dorfe aus steigt der Weg allmählich bis auf die Höhe des Landes an, so daß die Gegend am linken Ufer erst wieder in Entfernung von etlichen Werften die Höhe von Alexin am andern Ufer erreicht.

Von den Höhen am linken Ufer hat man eine anziehende Aussicht auf die Stadt Alexin und ihre Umgebung. Dicht zu den Füßen vor sich sieht man links die Eisenhütten und rechts die flachen Wiesen, die sich bis zu dem Ufer der Oka ausdehnen. Dichte Laubwälder erstrecken sich rechts und links von der Anhöhe bis zum Rande der Wiese, und verdecken den breiten Strom. So weit man das rechte Okaufer sieht, steigen die kahlen Felsenwände des Berg-

kalks steil und mannichfach zerrissen bis zu den Höhen an. Der breiten Wiese gegenüber sieht man die Blockhütten der Schiffer und Fischer am niedrigen Ufer unterhalb der steilen Kalkwand in regellosen Reihen. Nach Nordosten hin erheben sich die Häusermassen allmählich neben dem steilen Abhange, erreichen in einem breiten Streifen die Höhe oberhalb der steilen Kalkfelsen, und dehnen sich bis zum äußersten Abhange der Thalwand auf etliche Werste hin nach Südwesten aus. Die kahle, öde Kalkwand trennt nach dieser letzten Richtung den obern Theil der Stadt vom untern, und beide stehen nur nach Nordosten im Zusammenhange. Die Ausdehnung der Stadt längs diesem großen Bogen von der Oka an bis zur Höhe beträgt über eine halbe deutsche Meile, obwohl die Stadt nicht einmal 2000 Einwohner zählt. Drei Gruppen von Kirchen, eine in der Mitte der ansteigenden Thalwand, eine links in der Tiefe und eine dritte rechts auf der höchsten Höhe der Stadt, deuten die Armuth der Gegend an, durch die die Geistlichkeit sich hat abschrecken lassen, hier viele Heilige aufzusuchen, oder ihnen Kirchen und Klöster zu bauen. Die Frömmigkeit scheint nicht auf jedem Boden zu gedeihen.

Die Wiesen und Wälder im Vordergrunde, die bebuschten Höhen, die sich hinter der Stadt bis in die größte Ferne hin an einander schließen, und die steilen, zerrissenen Kalkfelsen, auf und unter denen die Stadt sich malerisch ausdehnt, geben ihr, ungeachtet ihrer Armuth und Unbedeutenheit, einen Reiz, wie ihn wenige große russische Städte darbieten.

Auch Alexin war während der Mongolenherrschaft in Rußland, wie Serpuchow und die übrigen Okastädte, oft den Verheerungen der Horde preis gegeben. Im Jahr 1472 lagerte hier Achmat, der Beherrscher der goldnen Horde, und verbrannte, nach heldenmüthiger Gegenwehr der Bewohner, die Stadt mit ihren Einwohnern. Auf der Wiese am rechten Ufer der Oka befanden sich die Russen. Haufenweise stürzten die Tataren sich in den Fluß, um die ruhigen Feinde am jenseitigen Ufer anzugreifen, wurden aber durch den Heldenmuth der Russen zurückgedrängt, und entflohen in der Nacht ohne weitere Angriffe der Vaterlandsvertheidiger (Kar. VI. 41). Ueberall wurden die Ufer der mittlern Oka ein Berührungsort

für die feindlichen Heereshaufen, und kaum ein einziger Punkt blieb von den rohen Verheerungen unzerstört.

In dem kleinen Seitenthal mit den Eisenwerken sieht man den Thoneisenstein in den Sandschichten der Steinkohlenformation überall anstehen. Die lockeren Sandmassen, in denen auch im Gouvernement Tula an der Upa der Eisenstein anstehend gefunden wird, rufen einen eigenthümlich einfachen Bau dieses eisenreichen Terrains hervor. Nichts scheint hier natürlicher, als daß man die Sandschichten ganz wegräumt, und bei der Gelegenheit sieht, wo sie Eisenstein einschließen.

Höher im Thal über den Sandschichten steht der höhere kieselreiche Kalk von Alexin und Birkowaia, mit Hornsteinschichten, Crinoideenresten, Sanguinolarien und Spiriferen an. Auch findet man auf allen Höhen bis Kaluga überall denselben Kalk dieser höheren Schichten in Trümmern auf den Feldern oder an Weg- und Flußeinschnitten anstehen. Da die Gegend zwischen Alexin und Kaluga noch etwas höher ansteigt, als die nächste Umgebung von Alexin, und z. B. Pherſikowa über 700 Fuß Meereshöhe hat, so wird sogar eine mannichfachere Entwickelung der Schichten, wie bei Alexin nicht unwahrscheinlich. Darauf deutet auch das Vorkommen der Sanguinolarien hin, die wir nur in den höheren Schichten an der Upa fanden.

Mit dem Ueberschreiten der Oka sieht man unverkennbar bessere, gedrängtere und zahlreichere Wälder, als im Gouvernement Tula in derselben Breite. Auch hier ist die raschwachsende Espe und Birke vorherrschend, aber mit Eichen untermischt. Aber auch hier schon sind die Wälder meist auf die Nähe der Flüsse beschränkt und an die kleinen Seitenthäler und Thalschluchten gebunden, die sich von den Flüssen aus in's hohe Land hinein erstrecken. Im Norden von Rußland ist umgekehrt die ganze Fläche mit Wald bedeckt, und nur die Umgebung der Flußufer sieht man gelichtet.

Sobald man in das Gouvernement Kaluga eintritt, ist der Weg wieder mit Birkenalleen begränzt, wie in Jaroslaw; und hier sieht man, wozu eine solche Abgränzung gut ist. Der Weg ist schon so breit, daß man sich fast auf demselben verirren könnte, ohne diese lebendigen Wegweiser. Der größte Theil des Weges ist

mit grünem, unberührtem Raſen bedeckt, obſchon ſelten ein Wagen dieſelben Gleiſe verfolgt, wie ſein Vorgänger.

Die Birken gehören vorherrſchend der Betula alba an, und die nordiſche Betula pubescens iſt in Anpflanzungen nur ſelten, in Wäldern faſt gar nicht mehr zu ſehen. Auch hier wird die Birkenrinde noch häufig zu Schuh- und anderm Flechtwerk benutzt, und man ſieht die glatten Birkenſtämme an den Wegen überall entrindet Daran kann man ſchon aus großer Ferne die wenigen Stämme von Betula pubescens unterſcheiden. Es ſind die einzigen, deren Rinde man wegen der glatten Epidermis benutzen kann, indem die Betula alba überall riſſige Borke bildet.

Wo die Weißbirke in geſchloſſenen Wäldern auftritt, wie an einigen Stellen zwiſchen Alexin und Kaluga, bietet ſie einen auffallend reizenden Anblick dar. Die Stämme ſteigen ſchlanker und reiner in die Höhe, als in freier Stellung, und von der Mitte des Stammes an wird die Borke nur dunkel und riſſig in der Nähe der abſterbenden Seitenäſte. Der übrige Stamm iſt blendend weiß. So ſieht man nach den geſchloſſenen Stämmen hin ein ſeltſames elſterbuntes Gemiſch von Weiß und Schwarz, und die ſchlanken Stämme winden ſich nach Oben zwiſchen dem leichten Laube wie bunte Schlangen in die Höhe. Doch nur in der Nähe von Gutswohnungen iſt man darauf bedacht geweſen, ſolche Wälder auf kurze Strecken zu erhalten.

Die Birken waren noch ſämmtlich belaubt, und alle noch friſcher grün, wie vor vier Wochen an der Suchona. Wir überzeugten uns auf's Neue, daß wir uns beim Fortſchreiten nach Süden rückwärts dem Sommer wieder näherten.

Einige freundlich gelegene Gutswohnungen, auf die man offenbar eine Sorgfalt verwandt hat, als würden ſie von den Beſitzern zuweilen benutzt, geben der ganzen Gegend einen wohnlichen Anſtrich. In den Gebäuden ſolcher Gutswohnungen herrſcht jedoch durchgängig eine Geſchmackloſigkeit ohne Analogie. In den Wohngebäuden iſt oft ſehr auf ökonomiſche Beſchäftigungen und Bedürfniſſe gerechnet, und neben denſelben ſtehen Schweineſtälle mit gothiſchen und byzantiniſchen Bogenfenſtern und Hallen.

Je mehr wir uns Kaluga näherten, deſto häufigere Beweiſe

dafür traten uns in den Weg, daß man dort viel Branntwein verbrauche. Von sieben Werften Entfernung von der Stadt an mehrten sich die Betrunkenen, die schlafend am und im Wege lagen, je näher wir der Stadt kamen, zusehends. Noch an den Thoren der Stadt sprangen die Pferde in der Dämmerung von Zeit zu Zeit scheu seitab, wodurch die ruhigen Schläfer zufällig gerettet wurden.

In der Nähe von Kaluga, nachdem der Weg dem Fluß sich wieder genähert hat, nimmt die Gegend einen malerischen Charakter an. Noch der Oka hin gewinnt man eine mannichfache Fernsicht in das Okathal und dessen steile Seitenthäler.

Auch der Weg durchschneidet, wie es an vielen Orten in Rußland Brauch ist, die steilen Abhänge wo möglich in der kürzesten Entfernung, senkrecht, und an solchen Stellen fährt man bergan und bergab besonders rasch. So wird es denn begreiflich, weshalb man hin und wieder Pferdeskelette am Wege liegen sieht, und wir wunderten uns sogar nicht, als wir einen gestürzten und zertrümmerten Bauerwagen mit ausgelaufenen Rädern und etwas tiefer hinab am Abhange den todten Fuhrmann, einen kleinen Bauerjungen, liegen sahen.

Erst am Abend des 18. September waren wir am Thor und hatten nun noch drei Werste in der östlichen Vorstadt zu machen, ehe wir die eigentliche Stadt erreichten. Alles war lebendig und jede Straße gedrängt voll Menschen. So viel wie möglich hatte sich das Volk um Buden mit Lebensmitteln und Getränken versammelt. Irgend ein Heiliger schien die fröhlichen Gläubigen zu seiner Feier in der Stadt um sich versammelt zu haben; und von dem war wahrscheinlich auch die große Zahl absichtloser Wegelagerer ausgesandt worden, vor denen unsere Pferde so oft zurückgeschreckt waren.

Ein großer Menschenschwarm begleitete uns zum Hôtel Kiew, dem besten Gasthause der Stadt, um sich durch diese Begleitung Ansprüche auf unsere Dankbarkeit zu erwerben.

Wir fanden ein großes, leeres Haus mit kalten, unwohnlichen Stuben, und uralten Schmutz vom Fußboden an so weit Menschenhände reichen konnten, an den Wänden, auf den Stühlen, Tischen,

Sophas und Betten. Auf den Treppen, in den Vorzimmern und Gängen war eine jüngere Formation solchen Unraths in Bildung begriffen, und noch theilweise in flüssigem Aggregatzustande verbreitet. Und doch ist Kaluga eine der bedeutendsten Städte im Innern des Landes.

Der folgende Tag, ein klarer, sommerwarmer Herbsttag, schien uns die Stadt und ihre malerische Umgebung im freundlichsten Lichte zeigen zu wollen.

Die Höhen am rechten Okaufer sind vorzugsweise geeignet, Kaluga in voller Ausdehnung und Schönheit hervortreten zu lassen. Die Stadt liegt wie in einem großen Halbmonde vor dem Auge ausgebreitet, die Häusermassen nach beiden Seiten in der Perspective verschwindend, und von der Oka, die im Vordergrunde eine breite, lebhaft bewegte Wasserfläche darbietet, scheinbar rings umflossen. Seitwärts von der Stadt sieht man den schönen Fluß nach Osten und Westen hin in weiter Ferne mit mannichfachen Krümmungen sich zwischen den flachen Ufern verlieren, die sich allmählich unmerklich dem gradlinig abgeschnittenen Horizont in der äußersten Ferne anschließen. Von dem Wasserspiegel der Oka aus steigen die dichtbebauten Thalwände steil bis auf die höchste Höhe an, und die äußerste Gesichtslinie der Stadt erhebt sich vom Fluß aus in einem mächtigen Bogen weit über den fernen Horizont hinaus. So erscheint die Stadt, wie auf einem isolirten, fast rings von Wasser umflossenen Berge erbaut. Einige Hunderte von spitzen, schlanken Thürmen erheben sich meist auf der Höhe des Berges, so dicht gedrängt, daß der Anblick an die Thürme des Kreml und die Kirchenwälder in Moskau erinnert.

Deutlich stellen sich die Häusermassen der Stadt in drei gesonderte Gruppen heraus. Die mittlere Gruppe, die zugleich die Höhe des Berges bedeckt, enthält sämmtliche größere Gebäude, Steinhäuser und Kirchen, die Wohnungen der Beamten und der Kaufleute, und die öffentlichen Gebäude und großen Plätze. Die Gruppe rechts, nach Osten hin, hat zerstreute Holzhäuser, in und zwischen dichtgedrängten Gärten und Obstbäumen gelegen, ein Stadtviertel von Gärtnern bewohnt, und von steilen Straßen durchschnitten. Die westliche Häusergruppe, nach der linken Seite hin, enthält die

Fischer- und Schifferwohnungen, dichtgedrängte, armselige, schwarze Blockhütten, von denen man fast nur die dicht über einander hervortretenden Dächer sieht.

An der Westseite der Stadt sind am Ufer des Flusses große Massen von Holz, Steinen und mannichfachen Waaren aller Art aufgehäuft; der Fluß ist dicht mit Kähnen und Barken bedeckt; jeden Augenblick werden neue Waaren an's Land gebracht und andere wieder eingeschifft. Wo noch Raum zum Durchkommen ist, drängen sich Wagen, Pferde und Menschen. Wer nur den Fluß sieht, überzeugt sich, daß hier ein reges, industrielles Leben entwickelt sein muß.

Als ich die Stadt zeichnete, stand sie in einer hellen Mittagsbeleuchtung, die eine magische Wirkung über die verschiedenartigen bunten Gruppen verbreitete. Die reichen, weißen Steinhäuser im Innern, die freundlichen Kirchen mit ihren hellgrünen Dächern und goldenen Kuppeln deuten auf einen üppigen Wohlstand hin. Die einsameren und bescheidenern Gartenwohnungen rechts am Abhange des Berges geben der Stadt ein freundliches, ländliches Ansehen, das die Idee eines kärglichen Erwerbes nicht aufkommen läßt, mit dem in Wirklichkeit die Bewohner sich begnügen müssen. Auch aus den gedrängten Fischer- und Schifferwohnungen leuchtet die Armuth und Entbehrung nicht bis zum jenseitigen Ufer hinüber; sie regen die Phantasie vielmehr auf eine freundliche Weise an: die dunkelgrauen Dächer erscheinen im Sonnenschein, wie bewegliche Wellen eines fernen Meeres, und die mattglänzenden, flimmernden, unruhigen Häusermassen scheinen sich nach dieser Seite bis in's Unübersehbare auszudehnen. Einen seltsamen Gegensatz zu diesem Allem bilden die grauen, zerrissenen Kalkfelsen und kahlen Felsenwände, die mitten in der belebten Stadt vom lebhaftesten Theil des Flußufers an ziemlich steil bis zu den mächtigsten Häusermassen auf der Höhe der Stadt ansteigen. Alle diese schroff an einander gereihten, bunten Gruppen sind von einem gemeinsamen blauen Rahmen umschlossen, der blauen Wasserfläche des Stromes, die sich in der Ferne scheinbar unmittelbar in den blauen Himmel und die mattgraue Ferne ausdehnt. In Rußland giebt es keine andere Stadt, die auf einem so leicht zu überblickenden, malerischen Raum so schroffe Ge-

gensätze zu einem so harmonischen, wohlthuenden und durch seine Massen ergreifenden Ganzen in sich vereint.

Jaroslaw und Kaluga, beide an den großen Armen des größten Stromes im Innern Rußlands gelegen, und beide auf so vielfache Weise von einander abweichend, als einander ähnlich, sind unübertroffene Ideale von russischen Städten, und geben Kunde von dem gesunden Sinne, mit dem das russische Volk in der Gründung und Erweiterung seiner alten Städte zu Werke gegangen ist.

Von der Okabrücke aus führt eine Straße ziemlich steil auf die Höhe der Stadt und mitten in die lebhaftesten Theile der Stadt hinein. Auch hier ist auf den Straßen eine Bewegung und rastlose Menschenströmung, wie in Jaroslaw und Moskau, und man sieht nur national-russische Gesichter, Trachten und Bärte. Das thätigste Leben ist in der Nähe des Bazars, des Mittelpunkts der kaufmännischen Niederlagen und Niederlassungen, entwickelt. Die großen Plätze in der Nähe geben den Stadtbewohnern Berührungspunkte mit dem Lande, seinen Bewohnern und Erzeugnissen. Die in Dunkelblau gekleideten, langbärtigen und wohlbeleibten Städter bewegen sich im buntesten Gemisch durch einander mit den grauen Bauerntrachten. Die sonnverbrannten, dunkelbraunen Gesichter deuten kaum auf einen Unterschied in der Lebensweise beider hin. So viel wie möglich treiben sich die Russen am Tage in der freien Luft umher.

Doch nur in Geschäften. Geht man aus der Mitte der Stadt nach Südwesten, wo die steilen Kalkhöhen über der Oka eine reizende Aussicht auf das Okathal und die gegenüberliegenden Höhen darbieten, und die Fürsorge der Behörde in der Nähe der colossalen, öffentlichen Gebäude und der Kathedrale große Plätze mit Alleen, Parkanlagen mit Ruheplätzen, Bänken und Fernsichten errichtet hat; so findet man Niemand. Auch das öffentliche Vergnügen wird geschäftsmäßig abgemacht, wie eine Bazar- oder Börsenangelegenheit. Es sind dies die Plätze zu den öffentlichen Spazierfahrten und Spaziergängen, den in Rußland nationalen Gulanien, bei denen man Alles, was eine anständige Equipage hat, in langen Reihen langsam offen fahrend, und jeden, der in einen ganzen, reinen Rock gehüllt ist, in umgekehrter Richtung in einer ähnlichen, parallelen Menschenreihe spazierengehend, und das ganze Publikum nur mit

gegenseitigem Anglotzen und neugierigem Betrachten beschäftigt sieht. Vornehme und Geringe fühlen ohne Unterschied des Standes sich von dem gegenseitigen Anschauen so ergötzt und befriedigt, daß Alle zur bestimmten Zeit den gemeinsamen Versammlungsort nicht verfehlen. In Zwischenzeiten, wo Jeder unsicher ist, einen Andern hier anzutreffen, findet sich kein einziger Spaziergänger ein.

Eine ähnliche Ruhe und Geschäftslosigkeit herrscht für gewöhnlich auch in dem Gartenviertel, im östlichen Theil der Stadt. Auf den Straßen sieht man nur Kinder und Ziegen, und der Vorübergehende wird neugierig aus den Fenstern betrachtet, wie in jedem Dorfe.

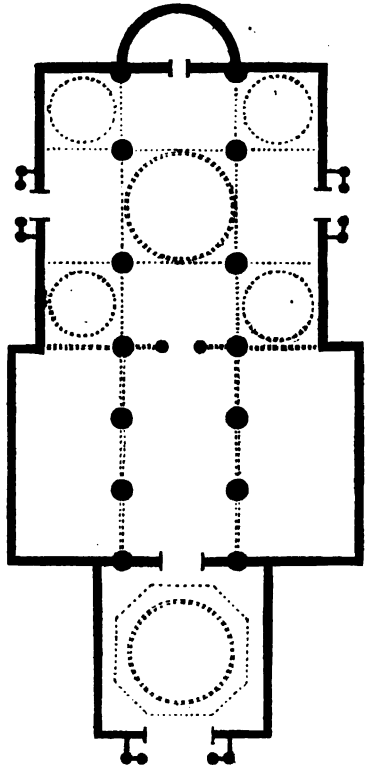
Ein lebhafter Wirrwarr von Geschäftigkeit herrscht dagegen in dem Arbeiter- und Schifferviertel nach Westen. Es ist das Thor, durch welches nicht allein die Oka, sondern auch die Straße von Süden her mit ihren langen Wagenzügen, und die Straße von Westen her ihre Lasten dem Mittelpunkt der Stadt zuführen. Sieht man im Innern der Stadt außer lebhafter Bewegung, Hin- und Herrennen und sorglosem Umhergaffen der Verkäufer nirgend eine wirkliche Beschäftigung und Arbeit; so ist hier mit der lebhaftesten Geschäftigkeit eine ununterbrochene Körperanstrengung verbunden, und die Arbeit wird nur durch kleine Pausen in den nahen Kabaks unterbrochen. Nur die Kleider, nicht die fröhlichen runden Gesichter, tragen hier den Charakter der Armuth und Entbehrung, und man sieht den rührigen Menschen auf den ersten Blick an, daß sie nicht leicht ihren leichten Lebensmuth zu verlieren geneigt sind.

Die colossalsten der öffentlichen Gebäude sind um die Hauptkathedrale der Stadt gestellt, und durch nichts als ihre Größe und uniforme Gestalt ausgezeichnet. Das geistliche Seminar ist nur durch seine Stellung von den militairischen Gebäuden zu unterscheiden. Auch ist gar kein innerer Grund vorhanden, weshalb man den geistlichen Kasernen und adeligen Mädchenpensionen ein anderes Kleid anziehen sollte, als den militairischen Militairanstalten.

Wohl in keiner Stadt in Rußland tragen die Kirchen eine so entschiedene Uniform, wie in Kaluga. Unter etlichen dreißig Kirchen, die Kaluga zählt, ist keine einzige zu finden, die die Bauart der Himmelfahrts- und Michailskirche im Kreml zeigt, die für die älteren moskauischen Kirchen Norm ist. Auch nirgend ist eine Spur

von der ſonderbaren Vermehrung der Thürme, welche die Kathedrale zur Verkündigung Mariä und den Erlöſer hinter dem goldenen Gitter ſo ſehr vor den übrigen moskauiſchen Kirchen auszeichnet.

Jede Kirche in Kaluga hat ihren eigenen hohen Glockenthurm, der mit dem Kirchenſchiff als ein weſentlicher Beſtandtheil des Ganzen vereinigt iſt, und den Haupteingang zur Kirche an der Weſtſeite des ganzen Gebäudes enthält. An der dem Thurm gegenüberliegenden Seite erhebt ſich das Hauptſchiff auf quadratiſchem Grunde mit fünf Thürmen und Kuppeln. Der Raum zwiſchen dem Hauptſchiff und dem Glockenthurm iſt durch eine Gallerie ausgefüllt, die jedoch häufig die Länge des Hauptſchiffs hat und durch ſeitliche Ausbauten über die Breite des Hauptſchiffs hinausgeht und den größten Theil des Kirchenraumes für ſich in Anſpruch nimmt.



Diese Eigenthümlichkeit scheint jedoch nicht in der ursprünglichen Anordnungsweise begründet, sondern die seitliche Erweiterung erst nachträglich durch das Bedürfniß eines größeren Kirchenraumes entstanden. Spätere Zeiten haben dann solche allmählich entstandene Bastardbauten zum Muster genommen, etwa wie man durch Nachahmung der durch allmähliches Bedürfniß entstandenen, regellosen, englisch-deutschen, mittelalterlichen Ritterburgen Wohnhäuser unseres Jahrhunderts beabsichtigt. So ist es gekommen, daß man auf diesen erweiterten Mittelbau, der ursprünglich nur ein verbindender Gang war, ein Dach mit flacher Kuppel setzt, durch welches die übrigen Theile des Gebäudes als bedeutungslos in den Hintergrund gestellt werden. Die Ostseite des Hauptschiffes nimmt bei allen diesen Kirchen das Allerheiligste ein; und dies befindet sich entweder in einer besonders zu diesem Zweck angebauten, niedrigern Kapelle, oder im östlichen Balken des griechischen Kreuzes, das man dem Hauptschiff zum Grunde gelegt.

In der Gestalt der Glockenthürme zeigt sich bei größerer Verschiedenheit im Einzelnen doch dieselbe Grundidee. In drei nach oben in allen Dimensionen verjüngten Etagen von fast prismatischer Gestalt erhebt sich der Glockenthurm bis in oder über die Höhe der höchsten Kuppel des Schiffs, und schließt dann mit einem pyramidalen, oder kurzen kegelförmigen Dach, oder einer möglichst lang ausgezogenen Nadel, die zuweilen fast die Höhe des übrigen Thurmes erreicht. Statt dieses pyramidalen oder spitzkonischen Dachs sind der obern Etage auch zuweilen zwei kürzere oder stärker verschmälerte Etagen aufgesetzt, so daß der Thurm nach seinem Totaleindruck in pyramidaler Form endet. Immer trägt dann die letzte Spitze eine erweiterte kugelige Kuppel.

Die Kuppeln des Hauptschiffs stehen bei den älteren Kirchen größtentheils zu zweien über einander auf demselben Thurme; über einer glockenförmigen oder verlängert halbkugelförmigen Kuppel erhebt sich die etwas schmälere großrussische Zwiebelkuppel. Eine solche Combination verschiedenartiger Kuppeln über einander ist der Bauart in Moskau, Wladimir und Jaroslaw fremd. In den späteren Zeiten findet man die Kuppeln nur einfach und als Zwiebelkuppeln ausgebildet. Die ältesten Kirchen mit Doppelkuppeln schei-

XIII.

nen nicht über vierhundert Jahre alt zu sein; so weit sich das Alter derselben aus der Aehnlichkeit mit moskauischen Kirchen mit Wahrscheinlichkeit folgern läßt.

Seit etwa einem Jahrhundert scheint man auch in Kaluga angefangen zu haben, sich von der strengeren Bauart des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts entfernt zu halten. Die zwiebelförmige Kuppel verwandelt sich in eine halbkugelige und die alten byzantinischen Bogen und Verzierungen werden bis in's Charakterlose moderniſirt, entstellt und endlich ganz vergessen. Das zeigt sich zunächst darin, daß man der schlanken Nadel des Glockenthurms eine solche halbkugelige Kuppel untersetzt, hin und wieder griechische Säulen anzubringen versucht, und auch die Scheu vor Spitzbogen abgelegt hat. Vorzugsweise aber tritt ein fremdartiger Geist in den alten Kirchenstyl hinein, dadurch, daß man das Hauptschiff nicht mehr mit fünf alten Kuppeln verziert, sondern mit einer einzigen mächtigen Halbkugelkuppel überwölbt. An vielen Kirchen verfolgt man stufenweise den Charakter und die Geschmacklosigkeit aller Jahrhunderte an verschiedenen Theilen derselben.

Eine der ältesten Kirchen scheint die des heiligen Nikita in der Nähe des Gostinoi Dwor oder des Bazars. Doch auch an dieser hat der Geist späterer Jahrhunderte sich versucht. Das Hauptschiff mit seinen fünf Kuppeln und Thürmen ist entschieden der älteste Theil des Gebäudes, und ziemlich unverändert erhalten. Wände, Fenster und Kuppeln sind reich verziert, und möglichst bunt und barok. Der Thurm ist in ähnlichem Charakter gebaut. Den Verbindungsgang beider hat man später zwar einfach aber möglichst geschmacklos erweitert und mit einer zweiten Etage überbaut, um sich der doppelten Fensterreihe des Hauptschiffs doch entfernt anzuschließen. Auch die Sakristei ist erst in späterer Zeit und in abweichender Bauart nach Osten angebaut.

Eine ähnliche Erscheinung bietet die Kathedrale der kasanischen Mutter Gottes dar, die am Ufer der Oka im östlichen Theile der Stadt liegt und durch ihre glänzenden goldenen Kuppeln und die barok ausgezogene Pfeilspitze des Glockenthurms die Aufmerksamkeit vor allen übrigen auf sich zieht. (S. Taf. 13.)

Auch hier ist das Hauptschiff der älteste Theil des Gebäudes;

es ſcheint aber etwas jünger als das des heiligen Nikita. Nur der Mittelthurm iſt mit einer doppelten Kuppel verſehen. Die vier Seitenkuppeln ſind alle über der Baſis etwas eingeſchnürt, und erſt über dieſer Einſchnürung beginnt die Zwiebelform; dadurch erhält eine ſolche Kuppel eine bauchig glockenförmige Geſtalt, die man in Großrußland ſelten ſieht. Alle Kuppeln ſind jedoch auffallend ſchlanker und weniger bunt, wie die des heiligen Nikita. Die Säulen an den Fenſtern und an den Wänden des Schiffs, und die Wandverzierungen deuten ziemlich den Charakter der vorgenannten Kirche an, und beide können in ihrer Zeitfolge nicht weit auseinander liegen; abgeſehen davon, daß man in der ruſſiſchen Baukunſt bis zu Ende des 17ten Jahrhunderts im Allgemeinen wenig Abweichung findet. Bedeutend jünger erſcheint jedoch hier der Glockenthurm, und mehr noch das moderne Mittelſchiff, an dem man Fenſter und griechiſche Säulen ſtellenweiſe blos als Verzierungen angebracht hat. Die Spitzbogengallerie, welche man dem Hauptgebäude in der ganzen Wandbreite deſſelben angeſetzt hat, und die die untere Hälfte der alten Wand ganz verdeckt, ſcheint die jüngſte Erfindung der hieſigen Baukunſt an dieſem charakterlos zuſammengeflickten Zeugen verſchiedener Jahrhunderte zu ſein.

Eine ſolche Kirche tritt als eine Muſterkarte von Beweiſen auf für die Ueberzeugung, daß die Kirchenbaukunſt nicht von einer inwohnenden urſprünglichen Grundidee getragen wurde. Nur aus der Abſicht, mit bunten Farben und baroken Formen ſpielen und prunken zu wollen, läßt ſich die conſequente Inconſequenz einer ſo characterloſen Nachahmung erklären. So lange die Ruſſen nur wenige fremdher überkommene Bauelemente kannten, waren ihre Kirchen einfache Nachahmungen. Mit der Zunahme ihrer Kenntniſſe wuchs die Geſchmackloſigkeit und Buntheit ihrer Kirchen, indem man nun ohne inneres Verſtändniß Alles, was man kannte, an ein und demſelben Gebäude anzubringen beabſichtigte.

Jünger, als die beiden genannten Kirchen, ſcheint die des heiligen Michail auf der Höhe der Stadt. (S. Taf. 14.) Der Glockenthurm hat die größte Aehnlichkeit mit dem des Waſſili Blagennoi in Moskau und anderer Moskauiſcher Kirchen, die erwieſen der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts angehören. Das

XIV.

Hauptgebäude, in griechischer Kreuzform, trägt den Charakter späterer Zeiten. Auf jedem Thurme steht, wie es früher in Kaluga Brauch war, eine Doppelkuppel: die untere eiförmig, aus verjüngt über einander hervortretenden Ringen gebildet, die obere bauchig zwiebelförmig, obwohl nicht nach der ältern Normalform. Die entstellenden Seitengebäude, von den Seitenbalken des Kreuzes an bis zum Portal an der Thurmseite, gehören einer bedeutend späteren Zeit an.

Diese Kirche, ganz zwischen den Hinterhäusern zweier Straßen versteckt, doch von der nationalen Birke umpflanzt, verdiente es, an einem größeren, freieren Platze zu stehen.

Bis wohin die Baukunst des 19ten Jahrhunderts gelangt ist, sieht man deutlich an der Hauptkathedrale der Stadt, die über den steilen, kahlen Kalkfelsen auf einem weiten, freien Platze steht, und ihr schlankes Haupt aus der Ferne weit über die übrigen Kirchen der Stadt erhebt.

Das Hauptgebäude ist in Kreuzform aufgeführt. Mächtige Säulenportale führen von Norden und Süden in die Mitte des Kirchenraumes, der mit einer einzigen Halbkugelkuppel überwölbt ist. Die Ostseite ist zu einer halbrunden Sakristei ausgezogen. Nach Westen ist der Kirchenraum durch eine schmale Gallerie mit dem in der verlängerten Mittellinie angebrachten Glockenthurm in Verbindung gesetzt.

Im Glockenthurm hat man hier besonders Ausgezeichnetes leisten wollen. Die untere Etage nimmt die Höhe des Kirchenschiffs ein, und über derselben erheben sich noch drei nach oben verjüngte Etagen von abweichender Gestalt, die untere viereckig, die beiden oberen rund, und nur die Wände der letzteren ohne Säulenverzierungen. Auf dem letzten Thurmgliede liegt die Halbkugelkuppel, über der sich noch eine schlanke Pfeilspitze erhebt, die jedoch mit der der kasanischen Mutter Gottes nicht wetteifern kann.

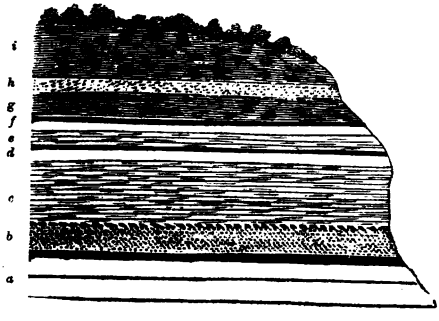
Um der Kirche und dem Thurm einen gemeinsamen augenfällig einheitlichen Charakter zu geben, ist das ganze Gebäude ringsum mit griechischen Säulen und Pilastern verziert.

Jede Spur von byzantinischen oder altrussischen Erinnerungen ist hier offenbar verschwunden.

In der Anordnung der Theile und der Construction des Glockenthurms ist jedoch noch das Streben sichtbar, so viel wie möglich nach Analogie der übrigen Kirchen Kalugas zu bauen.

Die zahlreichen übrigen Kirchen sind weniger geeignet, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, wie die genannten. Nur für den, der die allmählichen Uebergänge der Bauformen sorgfältig zu beachten geneigt ist, erhalten sie das specielle Interesse, daß man in manchen die Uebergangsglieder zwischen irgend einer der genannten zu erblicken glaubt. Bei dem gänzlichen Mangel an bekannten historischen Thatsachen, an denen Kaluga im Allgemeinen arm zu sein scheint, bleiben Vermuthungen aus der Formenverwandtschaft die einzigen Andeutungen über das Alter der Gebäude; obgleich die gedankenlose, starre Nachahmung aller Zeiten auch hierin leicht irre führen kann.

Die Felsenufer der Oka unterhalb der Kathedrale und besonders die des kleinen Seitenflüßchens, welches westlich von der Kathedrale die Stadt durchschneidet, liegen so offen vor, daß man über die geognostische Beschaffenheit der hiesigen Gegend nicht lange im Unklaren bleiben kann. Die Schichten sind hier nicht wesentlich verschieden von denen bei Alexin an der Oka.




Am Fuße des Thals stehen plastische, graue Thonschichten (*a*) an, die nach oben hin schwarz werden und stark mit Steinkohlen untermischt sind. Ueber den Thonschichten sind lockere Sandschichten (*b*) anstehend, die nach unten hin ebenfalls von beigemischter Kohle schwarz und höher hinauf durch Eisen gefärbt sind. Die oben weiß-

liche Schicht dieses Sandlagers ist von mächtigen Kalkmassen (*c*) überlagert, in denen Productus Gigas und comoides häufig auftreten, und die nur durch eine dünne Mergelschicht (*d*) von dem höher gelegenen schwächern Kalklager (*e*) geschieden sind. Auf eine zweite Mergelschicht (*f*) folgen die Kalkschichten (*g* und *i*), durch eine Schicht von eisenschüssigem, festen Sandstein (*h*) getrennt. In dieser hohen Kalkschicht, die sich bis auf die höchste Höhe der Gegend fortsetzt, fehlt der Productus Gigas, und sie scheint gleich zu stellen mit den oberen Kalkschichten von Alexin und Wosnesenskaia Sloboda.

Wir faßten die Ueberzeugung, daß in den mittleren Okagegenden sich der geognostische Horizont nicht wesentlich ändere, und fanden dies auch in Uebereinstimmung mit der wenig abweichenden Höhe des Landes. Nach unseren Messungen fanden wir den Okaspiegel 439 Fuß hoch, und von hieraus steigt das Land fast noch an 300 Fuß bis zu den höchsten Höhen an.

In der Gleichförmigkeit der weiteren Umgegend lag die Wahrscheinlichkeit ausgesprochen, daß auch die übrigen Theile des Gouvernements wenig geognostische Abweichung zeigen würden. Diese Wahrscheinlichkeit fanden wir verstärkt durch die mündlichen Mittheilungen des Gymnasialinspectors Cayander, dessen kenntnißreiches, klares Urtheil uns Ersatz gab für den Mangel einer naturhistorischen Sammlung, die beim Ausschluß jedes naturwissenschaftlichen Unterrichts im Gymnasium natürlich unnütz sein würde.

Gleich bei unserer Ankunft in Kaluga schickten wir unsere Empfehlungsschreiben vom Ministerium und von Meyendorff an den hiesigen Gouverneur ab, und wurden in Folge dessen zu einer Audienz auf 10 Uhr zu demselben bestellt, ohne daß wir etwas Specielles durch dieselbe beabsichtigt hätten, indem unsere Papiere in Ordnung waren, und wir uns nicht lange aufzuhalten gedachten. Es war das, ungeachtet unserer Empfehlungsbriefe, die erste und letzte unfreiwillige Audienz mit Hindernissen, die man uns unterwegs angedeihen ließ.

Zur bestimmten Zeit waren wir in der Wohnung des Gouverneurs, und wurden von einem uniformirten Diener in die Hände des Andern, und durch eine Reihe von Vorzimmern in einen großen Saal geführt, von dem uns bedeutet wurde, der Obrist-Polizeimei-

ster würde uns in demselben erwarten und weiter befördern. Nachdem wir eine Zeitlang gestanden hatten, fingen wir umgekehrt an, den Obrist-Polizeimeister zu erwarten, der denn auch nach mehr als halbstündiger Ruhe in der größten Eile erschien. Wir dachten nun irriger Weise, daß durch den Obrist-Polizeimeister die ferneren Hindernisse der Audienz gehoben seien; in Wirklichkeit fingen sie aber nun erst an.

Der Obrist, ein Mann von lebhafter Bewegung und einem guten Gesicht, schien zu Allem geneigt, aber vorher doch interessirt, genau zu erfahren, wer wir seien, und was wir beabsichtigten, ehe wir zum Autokraten der Provinz vordringen durften. Und das war schwer, weil er nicht eine einzige Sprache verstand, die wir redeten, und wir umgekehrt sein Russisch auch nur unzusammenhängend begriffen. Wir gaben ihm, so viel wie möglich, Namen und Stand an, und machten ihm begreiflich, daß der Gouverneur unsere Empfehlungsbriefe schon besitze, und uns auf 10 Uhr zur Audienz hieher beschieden habe. Das Alles kam dem guten Mann ungenügend vor, und er erkundigte sich, da wir natürlich in Civiltracht gingen, lebhaft und wiederholt nach unserem Tschin oder Beamtenrange. Wir bedeuteten ihm mit großer Klarheit, daß wir nicht im Besitz eines russischen Tschin seien, widrigenfalls aber einen solchen durchaus selber nicht zu taxiren wüßten, und der Gouverneur in besagten Briefen über Alles, was uns beträfe, schon Auskunft in Händen habe. Der gutwillige Obrist fand es vollends unbegreiflich und vielleicht sogar verdächtig, daß wir, ohne einen Tschin zu haben, es doch wagten, zum Gouverneur vorzudringen, schüttelte freundlich lächelnd ein übers andere Mal den Kopf, und verlangte Paß und Poderoschnia zu sehen.

Sobald wir beides hervorgesucht, griff der Obrist-Polizeimeister hastig nach dem Paß, und steckte denselben ein. Wir versicherten ihn, es sei noch Alles in Ordnung, und wir beabsichtigten durchaus keine Paßgeschäfte zu machen; erhielten aber in gebrochenem plötzlichem Deutsch zur Antwort: »Morgen um vier Uhr!«

Dies war ganz gegen unsere Absichten, da wir noch an demselben Abend abzureisen wünschten. Wir antworteten also dem Obristen, der Miene machte, uns als entlassen anzusehn, ganz entschieden

in einem gebrochenen Ruſſiſch mit allgemein verſtändlichen verneinenden Kopfbewegungen, was Alles zuſammen ſo viel bedeuten ſollte, als: »Nicht morgen um vier Uhr!« Es ging uns dabei allerſeits faſt umgekehrt, wie dem Strauß, der beim Verfolgen den Kopf in den Sand ſteckt, um nicht geſehen zu werden. Jeder von uns drückte ſich, um ſich dem Anderen verſtändlich zu machen, in einer Sprache aus, die er ſelber nicht verſtand, und ſo erreichten wir Alle unſeren Zweck.

Als der Obriſt unſere entſchiedene Abneigung gegen Paßangelegenheiten ſah, und ſich überzeugte, daß wir das Feld nicht verlaſſen würden, zog er den Paß wieder hervor, entfernte ſich eilig und winkte uns, nachzukommen. Den Paß immer feſt in der Hand haltend, führte er uns den Weg zu den ausgedehnten Kanzleien des Gouverneurs, die in einem Seitengebäude lagen.

Hier befand ſich unter unüberſehbaren Papiermaſſen unter andern ein junger Beamter, der einzige in der Stadt, der Franzöſiſch und Deutſch ſprach, von dem der Polizeiobriſt uns auskundſchaften ließ. Nachdem mit der penibelſten Vorſicht und Ausführlichkeit Name, Stand, Herkunft und der mangelnde Tſchin zu Protokoll gebracht war, mußten wir noch über unſere nächſte Vergangenheit und Zukunft und die etwaigen Abſichten beim Gouverneur Rede ſtehen, und zogen dann mit dem Obriſten, der noch immer unſere Päſſe unermüdet feſt hielt, in die Wohnung des Gouverneurs zurück.

Vorher hatten wir Solo beim Polizeimeiſter antichambrirt, avancirten aber jetzt in Geſellſchaft deſſelben zur Antichambre des Gouverneurs. Nachdem wir wieder faſt eine Stunde gewartet hatten, fühlte ich kaum noch Luſt, einer ferneren Fortſetzung der Vorarbeiten zu dieſer Audienz beizuwohnen, und erklärte entſchieden, daß, wenn wir noch nicht angemeldet ſeien, wir auch nicht angemeldet werden wollten, daß wir weder an den Gouverneur, noch an jemand anders in Kaluga ein Anliegen zu bringen wünſchten, daß wir uns blos auf den Wunſch und Befehl des Gouverneurs hier eingefunden hätten, daß die von dieſem beſtimmte Zeit nun ſchon lange verſtrichen ſei, und wir ſomit uns für entlaſſen anſähen.

Der Polizeimeiſter verſicherte uns, wir ſeien angemeldet, und

der Gouverneur würde augenblicklich erſcheinen. Nach mehr als viertelſtündigem neuem Warten erſchien dann auch der Gouverneur. Die Audienz war eröffnet; aber da der Gouverneur, wie der Obriſt, nur Ruſſiſch ſprach und verſtand, ſofort auch wieder ſuspendirt, bis unſer vorerwähnter Dollmetſch erſchien.

Durch den Dollmetſch gaben wir jetzt zum drittenmale unſere früheren Erklärungen ab, und die Audienz war beendet. Der Gouverneur ſchien ſich unbefriedigter Weiſe darüber zu verwundern, daß wir uns über die Geognoſie der Stadt ſchon im Klaren glaubten, und wir empfahlen uns vollkommen befriedigt, nachdem wir den Obriſt-Polizeimeiſter vorher an unſeren Paß erinnert hatten. Ich hatte mir feſt vorgenommen, nur in der höchſten Noth wieder eine ähnliche Audienz zu verſuchen.

Noch an demſelben Abend wurde die Poderoſchnia zur Poſt gebracht. Es waren keine Pferde da, und wir wurden auf den andern Morgen vertröſtet.

Andern Morgens ereignete ſich das Wunder, daß ſeit Moskau zum erſtenmal die Poſt wirklich Pferde hatte, und wir bezahlten und ließen anſpannen. Während deß kam ein neuer ruſſiſcher Reiſender, der ebenfalls Pferde wünſchte, und die Erklärung erhielt, die unſrigen ſeien die letzten. Die Lage der Dinge richtig beurtheilend, unterhielt er ſich etliche Sekunden privatim mit dem Poſtmeiſter, und die Folge war, daß der ehrenwerthe Poſtmeiſter augenblicklich ſelber mit Hand anlegte, die Pferde von unſerem Tarantaſe wieder auszuſpannen und dem eben erſt angekommenen Ruſſen zu überlaſſen.

Wir hatten ſchon zu viel Audienz- und Poſterfahrungen gemacht, um durch eine Anklage dieſes Schurkenſtreichs irgend eine Satisfaction oder eine Rechtsgewährung zu erwarten, und ſchickten Iwan nach Bauerpferden aus, mit denen wir Mittags, den zwanzigſten September, langſam die Stadt verließen.

Unſer Weg entfernte uns, ſobald wir die Stadt verlaſſen hatten, von der Oka, und führte uns auf die breite Sandfläche der Ugra, die vordem die Gränze von Lithauen und Rußland bildete, und an der ebenfalls Rußland oft, wie an den Ufern der Oka, ſeine Unabhängigkeit und die Hauptſtadt mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen hatte. In dieſer weiten Sandfläche und am Ufer

der Ugra standen die Mongolen der goldenen Horden unter Achmat zum letztenmale den Russen feindlich gegenüber, und hier fängt die Unabhängigkeit Rußlands nach jahrhundertelanger schimpflicher Knechtschaft damit an, daß die feindlichen Heere ohne Schwertstreich nach verschiedenen Seiten vor einander fliehen. (Kar. VI. 124.)

Mit den Sandhügeln im weiten Flußthal stellen sich zugleich wieder ausgedehnte Kieferwäldchen ein, deren kahle Stämme oben nicht wie gewöhnlich roth, sondern gelb sind, und dadurch einen ganz abweichenden Habitus annehmen. Birken mischen sich den Kiefern bei, und werden stellenweise vorherrschend. Das übrige Laubholz ist verschwunden.

Daß die Sandschichten, die gegen 20 Fuß über den Wasserspiegel ansteigen, noch der Kohlenformation angehören, und in dieser auf ursprünglicher Lagerstätte sich befinden, wird aus zwei dunklen Kohlenstreifen klar, die einander parallel über dem Wasserspiegel verlaufen und an allen Einstürzen und Schicksalen des Ufers Theil nehmen. Sie scheinen denselben Sandschichten anzugehören, die dicht über dem Ufer der Oka in Kaluga anstehen.

Gegen Ende der ersten Station überschritten wir die sandigen Ufer der Ugra, nachdem wir unterwegs wiederholt im Sande waren stecken geblieben. Nach vielen vergeblichen Bemühungen, Post- oder Bauerpferde zu erhalten, erbarmte sich ein heimkehrender Postillion unserer, und bot uns seine Pferde für das dreifache Postgeld an. Es fing an zu regnen und wurde kalt und unfreundlich. Die einförmigen, kahlen, meist hügeligen Sandgegenden waren nicht geeignet, ein Interesse an der Außenwelt zu erwecken. Wir schlossen unser Fuhrwerk, und überließen uns ruhig der Leitung des Zufalls.

Nachdem wir etliche 50 Werste gemacht hatten, erreichten wir Toscha an einem kleinen Nebenflüßchen der Ugra. Es war schon dunkel, naß und kalt. Sturm und Regen machten es unmöglich, nach Pferden umher sehen zu lassen. Die Post beabsichtigte, wieder keine zu haben. Auch behauptete der Postmeister, das einzige erwärmte Zimmer im Posthause sei schon in Anspruch genommen.

In einem elenden Bauerhause sollten wir Obdach für die Nacht finden, und wurden in eine kalte, unheizbare, kleine, schmutzige Stube geführt. Wir suchten im ganzen Hause nach einer warmen

Stelle, und fanden endlich ein schmales, schmutziges Loch hinter der großen Wohnstube, durch ein Fenster von zwei Scheiben mit Außen in Berührung. Es schien der Aufenthaltsort der Weiber zu sein. Nachdem in der Geschwindigkeit etliche weibliche Kleidungsstücke, Säcke u. s. w. weggeschafft waren, die unseren Behälter als das weibliche Schlafkabinet charakterisirten, blieben wir mit einem Haufen Zwiebeln allein zurück. Nachdem uns noch ein Tisch und in Ermangelung eines Stuhls eine Bank gebracht worden, war unsere Einrichtung vollendet.

Nicht ohne Grund fürchteten wir die Nacht und deren entomologischen Zuspruch. Doch blieb uns nichts, als zu bleiben. In der Nebenstube schlief die Bauerfamilie auf dem Ofen, auf den Bänken und der bloßen Erde. Unsere Stube füllte sich von dorther mit fremdartigem Schlafduft, den das zweischeibige Fenster nicht allein abzuführen vermochte. Ich hörte von Zeit zu Zeit im Traume sprechen und stöhnen, ein buntes Gemisch von seltsamen nächtlichen Tönen, die mich in einer unheimlichen Stimmung erhielten. Dazu kam der Gedanke an unsere entomologische Gesellschaft. Beim leisesten körperlichen Gefühl glaubte ich, der Leinensack, in den ich bis über die Ohren hineingekrochen war, stecke voll russischen Ungeziefers.

Vor Tagesanbruch war die Bauerfamilie schon wieder beschäftigt. Wir hörten die alte Hausfrau den Hausdrachen spielen, und sahen, wie sie etliche mal unsere Thür öffnete und sich ringsum an den Wänden der Stube umsah. Ich vermuthete mit Grund, daß sie Absichten auf einen schwarzen, irdenen Kochtopf habe, den ich umgestürzt unter der Bank als einzige nächtliche Stubengesellschaft nicht unbemerkt gelassen hatte. In der Zwischenzeit war in der Wohnstube ein Schaf geschlachtet, und ein Faß von übelriechenden Sauerkohl aufgerührt worden, und aus den Eingeweiden des Schafs und der Tonne mit Sauerkraut verbreitete sich durch's ganze Haus ein Geruch, der uns augenblicklich zwang, unseren Aufenthalt im Freien auf dem Hofe zu nehmen.

Doch auch hier war unseres Bleibens nicht. Menschen, Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Katzen und Hühner schienen sich hier auf eine Weise im Naturzustande zu ergehen und ergangen zu haben, daß man keinen sichern Schritt thun konnte. Die Bauern

sind hier offenbar wohlhabender, wie an der Upa; aber unvergleichlich schmutziger und unordentlicher in jeder Hinsicht. In dem Hause eines Nordrussen findet man doch noch hin und wieder einen Ort, wo man ruhig sein Haupt hinlegen oder seinen Fuß hinsetzen kann.

Als wir keinen Ort mehr wußten, an dem wir uns auf etliche Minuten hätten ruhig niederlassen können, kam ungerufen der Postmeister mit einem Bauer an, um uns, wie er sagte, bloß aus Gefälligkeit, Bauerpferde zu besorgen, indem die Post noch keine Pferde zurück erhalten habe, eine Behauptung, mit deren Gegenbeweis wir gestern angekommen waren. Beide, der Postmeister und Bauer, der nebenbei unser Wirth war, konnten die Verwunderung auf ihren Galgengesichtern nicht zurückhalten, als wir ohne Widerrede anspannen ließen.

Bei — 0,4 Grad Lufttemperatur bestimmten wir die Höhe des kleinen Flußthals, die sich auf 604 Fuß ergab. Noch immer war der Boden hier sandig, und das Land so hügelig, daß wir über die höchsten Höhen kein Urtheil hatten, und nirgend eine Aussicht in die Ferne fanden. Dem Charakter der Gegend nach stand zu vermuthen, daß sich hier allmählich eine geognostische Aenderung einstelle; jedoch war nirgend anstehendes Gestein zu finden.

Das Jahr war erst bis zum 21sten September oder 3ten October n. St. vorgeschritten, und doch sahen wir, als wir die Höhen erreichten, daß uns der Winter, dem wir aus den Händen zu entschlüpfen suchten, wieder einzuholen drohte.

Anfangs glaubten wir ringsum Reif zu sehen. Es war Alles mit einer dicken Eiskruste überzogen, wie überzuckert. Der Nordostwind hatte das lange Gras der Brachfelder und die Birken an der Straße während des Frostes und des Regens umgebogen, und alle standen, wie gebannt, unbeweglich nach derselben Seite hin gekehrt. Von jedem Strohhalm an den Dächern, von jedem Birkenblatt hing ein Eiszapfen herab. Alle Russenbärte, die uns begegneten, die Bastmatten, in welche die Fuhrleute sich eingehüllt hatten, Pferde und Wagen, die in langen, gedrängten Zügen an uns vorüberzogen: alle waren nach der Nordostseite mit Eis und Reif bedeckt. Alle Russen, die sich im Freien umhertrieben, hatten Pelzmützen und vor Frost braunrothe Gesichter, und froren sichtlich.

Noch immer regnete es von Zeit zu Zeit, und die Eiszapfen schienen zusehends länger zu werden. Zuletzt trat die Sonne hervor, und die Gegend gewährte einen zauberischen, mährchenhaften Anblick. In den Eiszapfen und Eiskrusten und den herabfallenden Tropfen rief das Sonnenlicht alle Farben des Regenbogens hervor. Wohin man blickte glitzerte und glänzte und glühte jeder Grashalm und jeder Ast und Zweig, wie mit zahllosen, bunten Edelsteinen besetzt. Die starren Eismassen waren durch Licht und Farben lebendig geworden und alle Zauber des Runenberges vor den Augen entfaltet.

Die Birken bilden seltsame Gestalten. Der Wind fährt durch sie hin; aber kein Blatt bewegt sich, weil alle mit einer gemeinsamen Eiskruste umschlossen sind. Nur die größeren Aeste, von der schweren Last zur Erde niedergezogen, und rings um den Stamm wie ein Mantel herumgeschlagen, sind in Masse bewegungsfähig. Das Eis ist am Grunde der Aeste abgesprungen, und so bewegt sich jeder Ast für sich, unabhängig vom übrigen Baume, wie der Kopf eines porzellanenen Chinesen. Die schlanken Birkenstämme in den Wäldern, die nur eine schwache Laubkrone tragen, weil sie dicht an einander in die Höhe geschossen sind, sieht man in einem Halbkreis mit dem Kopfe zur Erde gebogen, als wollten sie Purzelbäume schlagen, und sich in anderen gymnastischen Künsten üben. Ein Anblick, wie ihn Pallas im Frühjahr 1793 im Saratowschen Gouvernement sah, und in seiner Reise im südlichen Rußland, I. S. 68. vollkommen naturgetreu mit wenigen Zügen bildlich darstellt.

Die Straße schien von Regen und Eis ein gefrorener See zu sein. Aber auf der ganzen Strecke von Juchnow an sahen wir Bauern und Bauerweiber schaarenweise in der größten Hast die ausgefahrenen Stellen ebenen, und der Straße ein neues Kleid anziehen. Der Gouverneur kommt morgen durch, hieß es von allen Seiten. Wir fragten, welcher Gouverneur, von Kaluga oder Smolensk; aber die Leute wußten es nicht zu sagen, und arbeiteten hastig weiter, da sie unter strenger Aufsicht standen.

Sobald man auf dieser Strecke in's Gouvernement Smolensk gelangt, wird der breite Weg zusehends enger, und verliert sich scheinbar zuweilen ganz. Von den zerstörten Birkenalleen sind nur

hin und wieder einzelne Birkenstämme stehen geblieben, und man sieht zuletzt, daß diese Alleen im Smolenskischen überflüssig scheinen. Es treten wieder Nadelwälder auf, die im Gouvernement Tula ganz verschwunden, und in Kaluga selten geworden scheinen. Meist sind es junge Kieferdickungen, die stellenweise eine geordnetere Forstcultur andeuten. Den Häusern sieht man diesen Holzwuchs noch nicht an; sie sehen noch immer Heuhaufen ähnlicher als Ställen, und sind keine Beweise für Holzverschwendung. Die Kirchen sind klein und hölzern, und unsäglich geschmacklos.

Die erste Frage, als wir in Klimowo ausstiegen, war, ob Postpferde da seien, und die Antwort ein deutliches: Ja! Wir gingen ins Haus hinein, in eine kalte Stube, die zollhoch mit okergelbem Triebsande bestreut oder bedeckt war, eine beabsichtigte Reinlichkeit, deren Gleichen wir bisher noch nicht angetroffen hatten. Während deß hatte der Postmeister Gelegenheit gehabt, mit unserm Bauer etliche Worte zu wechseln, in Folge deren der Postmeister nun beabsichtigte und uns erklärte, es seien jetzt keine Postpferde da. Für einige Eier, die wir bestellten, rechnete er uns etliche Rubel an, und bevorwortete seinen Eierpreis dadurch, daß er auseinandersetzte, die Hühner seien hier seltener, als in Petersburg, und deßhalb die Eier auch soviel theurer.

Da wir uns selber um einen Bauer bemühten, und dem Postmeister für seinen guten Willen dankten, so wollte der Zufall, daß der Mensch, der anspannte, ein ziemlich ehrliches Gesicht hatte. Alles kam um Trinkgeld ein: der vorige Fuhrmann, der dreifaches Postgeld erhalten hatte, der hiesige Starost, weil er uns keine Pferde gegeben hatte, aber doch Pferde gegeben haben würde, wenn der Postmeister es erlaubt hätte, — endlich der Postmeister selber, weil er beabsichtigt habe, Bauerpferde für uns zu besorgen.

Während wir noch unsere Eier verzehrten, entstand plötzlich ein großer Jubel unter der Dorfjugend. Die Pferde waren mit unserm Tarantase in der Richtung, in der wir gekommen waren, durchgegangen. Alles was im Freien stand, lief nach, Alt und Jung, sogar Weiber und Mädchen, und die Ruhigeren stellten sich haufenweise an Thüren und Fenster und sahen dem wegfahrenden Wagen zu. Endlich kam das Fuhrwerk von allen Seiten mit Russen bedeckt

wie im Fluge zurück. Die siegreiche, fahrlustige Dorfjugend blieb noch bis zu Ende des Dorfes, wo nur ein Fuß stehen konnte, auf dem Wagen angeklammert sitzen. In der Fröhlichkeit glaubten sie ein Recht auf den wiedergewonnenen Wagen zu haben. Und so waren wir noch einmal wieder in Bewegung.

Bis zur Ugra, die der Weg bei Snamenskoe zum zweitenmal schneidet, bleibt der Charakter der Gegend ziemlich derselbe: ein sandiges Hügelland ohne anstehendes Gestein, mit sehr reduzirten Naturreizen, ohne alle Fernsicht, ohne schöne Wälder und Wiesen, und mit schmutzigen, unordentlichen Dörfern. Die Unebenheiten des Bodens werden nach der Ugra hin jedoch auffallend bedeutender, und immer entschiedener kündigt sich eine Aenderung im Bau der Erde an.

Abends im Stockfinstern kamen wir im letzten Dorfe vor der Ugra an. Ueberall in der Entfernung sahen wir brennende Lichter, die mindestens dazu beitrugen, daß der Fuhrmann die Pferde nicht gegen die Häuser anrennen ließ. Die Station ist am linken, westlichen Ufer, und wir mußten übersetzen. Mit Mühe bringen wir den Tarantase am steilen Ufer zum Stehen, ehe er vorwärts in den Fluß hinein rollt. Der Bauer ruft den Fährleuten am jenseitigen Ufer zu. Wir hören einen kurzen Gegenruf und sehen etliche Lichter in Bewegung. Aber die Fährleute bleiben aus. Der Fluß ist sehr angeschwollen, und rauscht wild vor uns vorüber. Die Anfahrt scheint fast in der Mitte des Wassers, soviel wir im Dunklen auf der matterleuchteten Wasserfläche unterscheiden können. Unser Bauer ruft immer fort. Doch nur noch einmal hören wir am jenseitigen Ufer Stimmen. Zuletzt sind Licht und Menschen verschwunden, und wir hören blos das Rauschen des immer stärker anschwellenden Flusses, der unseren Pferden und dem Wagen immer näher rückt.

Fast zwei Stunden hatten wir am Flusse gewartet, und mußten uns entschließen, zurückzukehren. Mit großer Anstrengung brachten wir in der dunklen Nacht das Fuhrwerk wieder die steile Höhe hinauf. Die Lichter, die wir vorher noch brennen gesehen, waren nun auch erloschen. Unser Fuhrmann klopfte an allen Häusern; aber Niemand rührte sich, um uns aufzumachen. Wir hatten uns ruhig darin ergeben, im Straßenkoth zu übernachten.

Endlich geht Iwan los. Wir hören wenigstens ein Gespräch sich anknüpfen. Nach langem Warten öffnet sich auch ein Thor und es tritt eine Laterne auf. Der Kutscher fährt vor, dreht zuweit rechts: und die Vorderräder stellen sich quer vor die Thürpfosten. Alles steht fest und es ist wieder ruhig. Wir sitzen etliche Fuß tief im Morast, und können nicht einmal aussteigen. Es erfolgt eine fast stundenlange Pause, und endlich sind wir eingeschlafen.

Als wir geweckt werden, ist der Wagen zurecht gehoben, und wir sind im Hofe. Unser Bauer muß Riesenkräfte gehabt haben. Wir finden Bretter und Scheitholz im Morast umher gelegt, um trocken in's Haus kommen zu können. Eine Mühe, die zu spät angebracht war, da wir schon naß waren.

Das Haus wurde von einem jungen Menschen von etwa sechszehn Jahren ganz allein bewohnt. Der Hausherr mit der Familie war abwesend, und der angehende Bauer führte die Wirthschaft. Er hatte anfangs wenig Lust gezeigt, uns einzulassen. Wären es Bauern gewesen, so würde er bereitwillig uns geöffnet haben. Herrschaften sähe er ungern, weil sie soviel Mühe machten und ihn mißhandelten. Iwan hatte unsere humane Gesinnung so zu rühmen gewußt, daß uns geöffnet wurde.

Kaum waren wir in der Stube, so steckte der junge Wirth seinen Heiligen in der Ecke ein Licht an, und brachte dann einen Leuchter mit Talglicht, der möglichst einfach in einer degradirten Medizinflasche bestand.

Während wir uns noch am Thee wieder aufwärmten, stieg der Wirth und der Fuhrmann zu Bette, d. i. auf den Ofen, neben dem wir tranken. Da kein Heu vorhanden war, hatte der Wirth uns etwas Stroh zum Schlafen vom nassen Dach geholt. Wir fanden es noch triefend und zogen es vor, auf der bloßen Bretterbank neben dem Ofen zu schlafen. Als wir Alle zum Schlafen fertig waren, bot das Zimmer einen seltsamen Anblick dar. Die Schlafenden in vier Etagen an und auf dem Ofen vertheilt: Iwan auf einer schmalen Bank rechts vom Ofen; wir beiden, bis zum Kopf in die Leinensäcke eingehüllt, etwas höher, auf der breiteren Bank an der linken Seite des Ofens; unser Bauer und Wirth oben auf dem Ofen selber, so daß ihre Köpfe und langen Haare an der Ofen-

wand über uns herabhingen; am höchſten, auf einem Balken über dem Ofen, die Katze, die ſich am behaglichſten von uns Allen zu fühlen ſchien. Langſam erhoben wir uns morgens wieder von der Lagerſtätte.

Zum Frühſtück kamen ruſſiſche Krengel, kleine runde, ringförmige Producte, die man ſchockweiſe, an Faden geſchnürt, kauft, und die hier vor Alter und Trockniß ſo feſt geworden waren, daß man ſie nur gewaltſam entzwei ſchlagen und erſt nach langem Aufweichen beißen konnte. Die Ruſſen verzehren ſie aus der Hand unaufgeweicht. In Weſteuropa würde ſich ein ſolcher Krengelbeißer als nordiſcher Herkules wegen Kinnbackenſtärke für Geld ſehen laſſen können, ſobald er ein Publikum fände, daß ſich im Zerbeißen derſelben ſelbſtthätig geübt hätte.

Weißruſſen.

## IV.

## Reiſe von der Ugra nach Smolensk.

Ankunft in Lithauen. Die Poſt hat endlich wieder einmal Pferde. Abweichung in der Bevölkerung. Aenderung im Terrain, und Auftreten der Formation des alten rothen Sandſteins. Verhältniſſe der Bauern. Die Stadt Wiaesma. Die Kirchen. Einfluß des Katholizismus. Pfefferkuchen. Der Ruſſe als Handelsmann. Bauernpoſten. Ukrainiſche Ochſen. Tour nach Okſchelsk an der Dima. Die nordiſche Eller tritt wieder auf. Die Pflanzen- und Thierwelt bereitet ſich für den Winter vor. Die hieſigen Wohnhäuſer. Nordiſche Geſchiebe werden häufiger. Steinbrüche im Bergkalk der Steinkohlenformation. Gränze zwiſchen der Formation der Steinkohle und des alten rothen Sandſteins. Dorogobuſch. Eine Bauernfamilie an der Uſcha in ihrer Morgenbeſchäftigung. Der Dnepr und ſeine Umgebung. Nordiſcher Charakter der Wälder. Polniſche Einflüſſe. Trachten. Eßbare Butter. Volksgefühl. Die erſte Geige in Rußland. Religiöſe Zuſtände. Poloniſirte Wirthin und Kutſcher. Annäherung an Smolensk. Die Stadt im Mondſchein. Das Gaſthaus mit polniſch-ruſſiſcher Unreinlichkeit. Fiſchmarkt. Kampf mit der Polizei und Wache. Neugier der Privat-Polizei. Beſuch der Steinbrüche. Nordiſche und ruſſiſche Geſchiebe werden auf Kalk gebrannt. Anblick der Stadt. Frühere Schickſale. Reliquien der Muttergotteskirche. Das Gymnaſium. Das adelige Inſtitut.

Am Sonntag Morgen den zweiundzwanzigſten September ſetzten wir über die Ugra, die ſeit geſtern noch mächtiger angeſchwollen war. Doch auch die Anfahrt war höher hinauf an's Ufer verlegt, und wir kamen ohne Unfall auf's Waſſer.

Die jenseitige Anfahrt im Dorfe Snamenskoe war steil und ganz mit Glatteis bedeckt. Etwa dreißig Russen waren an der Ueberfahrt beschäftigt, theils auf der Brücke, theils am Ufer, theils bis zum Gürtel oder zur Brust im Wasser des raschen Flusses. Schon beim Anfahren stürzte das Fuhrwerk am flachen Ufer in's Wasser, wurde aber wieder in die Höhe gebracht. Dann rollte Pferd und Wagen rücklings auf dem Glatteise den Abhang hinunter. Alle legten Hand an, und schrieen und tobten, um die Pferde zu ermuthigen, und endlich hatten wir die Höhe des Ufers erreicht.

Wir waren im alten Lithauen angekommen. Wer noch darüber unsicher gewesen wäre, hätte es aus Allem schließen können, was er sahe und hörte.

Zum erstenmal, seit wir beim Troizer Sergiuskloster in's Gouvernement Moskau eingetreten waren, hatte die Post Pferde, die ohne Widerrede sogleich angespannt wurden.

Wir hatten die Gouvernements Moskau, Tula und Kaluga durchzogen, mit allen Berechtigungen und Befehlen ausgerüstet, die man in Rußland zur schnellen Weiterförderung benutzen kann: und nicht ein einziges mal hatte uns die Post mit Pferden versehen. Die Postmeister hatten sich bemüht, uns Bauerpferde zu besorgen, die wir nie unter der drei- bis sechsfachen Posttaxe erhielten. Verstanden wir uns nicht sogleich zu jedem Anerbieten; so wurden uns die Kaufbedingungen der sybilliniſchen Bücher gestellt, indem die Postbeamten annahmen, daß wir als Fremde mit eigener Hülfe bald zu Ende sein würden. Wir hatten uns überzeugt, daß die Postmeister, Staroste und Bauern gemeinschaftlich ein consequentes System von unbefugtem Gelderwerb gegen die Reisenden durchführen, das nicht einmal mit Gewalt zu durchbrechen ist, geschweige durch die unnützen Copien der Poderoschnien, zu denen die Postbeamten verpflichtet sind, und die höchstens zur Polizeicontrolle der Reisenden dienen. Auf jeder Poststation ist man gezwungen, neue Prellereien kennen zu lernen, die einem zuletzt so wenig unerwartet vorkommen, daß sie nur noch durch die Neuheit der Wendungen und des Raffinements frappiren. Anfangs glaubten wir irrthümlich, daß wir uns noch stellenweise auf das Ehrgefühl dieses embryonalen russischen Adels berufen könnten. Aber wir haben keinen

Postmeister dieses Schlags gefunden, dem wir nicht wiederholt hätten versichern dürfen, daß wir ihn für einen Spitzbuben hielten, ohne daß ihn dies im Geringsten überraschte. Der Geldvortheil, den er mit dem Staroſten und dem einverstandenen Bauer theilt, ist das Endziel seiner Wünsche. Ist er dessen sicher, so beruhigt er sich über jede öffentliche und Privatmeinung.

Solche Posterlebnisse sind dem Reisenden widrig und dem Leser langweilig. Doch sind dies noch nicht die unerfreulichsten Seiten derselben. Sie sind ein Beleg zu der Art, wie das russische Volk allmählich durch die Tschinoveniks demoralisirt wird, ein wenn auch einseitiger Beweis für die allgemeine Ansicht, daß der Kaste der Tschinoveniks so oft alles Ehr- und Rechtlichkeitsgefühl abgeht. Hat man die unzweideutige Industrie der Postbeamten aus eigener Erfahrung kennen gelernt, so ist man nicht mehr so ganz abgeneigt, den unglaublichen Erzählungen über Betrügereien und Unterschleife anderer Tschinoveniks nicht alle Glaubwürdigkeit abzusprechen. Man begreift es, daß nicht allein der russische Bauer, sondern auch der freie Russe in einem lebhaften Widerwillen gegen diese habgierige Menschenklasse aufwächst, und beiden später nie eine Gelegenheit geboten wird, diesen Widerwillen durch Erfahrung zu beseitigen. Man sieht es in der Natur der Dinge begründet, daß der Bauer einem jeden rasirten Gesichte und decorirten Rocke mit Mißtrauen, Furcht und Zurückhaltung entgegentritt, auch wenn er dessen Befehlen gehorchen und die Ruthe, die ihm dargeboten wird, willig küssen muß. Man ist im Klaren darüber, weshalb die russische Aristokratie sich mit Verachtung von diesem niedern Dienstadel abwendet, und in keinerlei Weise mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen wünscht.

Nur im Norden und in den entlegeneren Gegenden im Innern ist das Volk mehr von dieser Geißel verschont geblieben. Wer hier den russischen Bauer in den Tugenden und Untugenden seines Naturzustandes kennen lernt, wird ihn lieb gewinnen, und den Grund seiner Entartung nicht in ihm selber suchen.

Wer die Gesichts- und Körperbildung der Moskowiter oder Großrussen aufmerksam beachtet hat, überzeugt sich bald, daß ein großer Theil der hiesigen Bewohner einem andern Volksstamme zugehören müsse. Während unter den Moskowitern die Körperformen

möglichst abgerundet erscheinen, als wolle jeder Theil des Körpers für sich die Kugelform darstellen, sieht man hier überall scharfe Züge, ovale Gesichter, schlanke, hohe Nasen, nahliegende Augen, einen langen Hals und gestreckten Körperbau. Auch die Trachten sind vielfach abweichend. So tragen unter Anderm die Männer meist nach oben zugespitzte oder verschmälerte, weißgraue Filzmützen mit schwach vorstehendem oder anliegendem Rande, die man im Innern von Rußland nicht sieht, und die den Bewohnern die sonst nicht besonders bezeichnende Benennung der Weißrussen zugezogen haben können. Auch die Pelzmützen sind nach oben abgerundet oder zugespitzt, eine Form, die dem Geschmack der Großrussen ganz zuwider ist. Die Lieblingsfarbe der Männer scheint hier grau zu sein. Zum ersten Mal fanden wir hier in Rußland rasirte Bauern.

Ueberall sahen wir das Landvolk der Kirche zueilen. Auch die Weiber tragen graue Röcke und für den Sonntag größtentheils gute Strümpfe, ein Punkt, auf den man im Innern von Rußland wenig zu geben scheint. Der wesentlichste Sonntagsschmuck ist aber auch hier noch der Kopfputz. Der Kopf, mit dem vorn angebrachten Haarkamm, wird mit weißen und rothen Tüchern umwickelt; die Mädchen tragen meist brennendroth und Gold; bei allen hängen weiße Ohrlappen an den Kopfseiten herab, ähnlich wie in Tula und Kaluga.

Unter dieser abweichenden Bevölkerung sieht man auch noch immer Großrussen in ihrer nationalen Tracht und Körperbildung. Wenn von der früheren Bevölkerung, den Krivitschen, als deren Hauptsitz das alte Fürstenthum Smolensk angesehen wird (Kar. I. 28), ein unveränderter Rest geblieben ist; so kommt man unwillkührlich auf die Idee, diesen in den schlanken Gestalten und scharfgeschnittenen Gesichtern zu suchen. Daß auf Gesinnungen, Sitten und Trachten auch die Polenherrschaft eingewirkt hat, ist natürlich, und tritt immer deutlicher hervor, je mehr man nach Westen vorrückt. Fast scheinen die Großrussen stellenweise hier der abweichenden Bevölkerung noch das Gleichgewicht zu halten.

Noch auffallender, wie die Veränderung in Posten und Menschen, ist die in der Beschaffenheit des Bodens, sobald man hier die Ugra überschritten hat. Die Abweichungen, die sich schon in

der Nähe von Kaluga mit der Ugra einstellen, sind allmählich bedeutender geworden. Die steilen Flußeinschnitte aus Tula und Kaluga sieht man nirgend mehr. Auch die kleinen Bäche und Seitenthäler jener Gegenden sind seltener. Dagegen zeigen sich auf den Höhen wieder kleine Seen und Teiche, die den Okagegenden ganz fremd sind. Sogar auf freiem Felde sieht man stehendes Wasser in ziemlich großen Strecken, eine Erscheinung, die in dieser Weise in Tula und Kaluga kaum möglich ist, und auf einen bedeutenden Thongehalt des Bodens hindeutet. Diesen Thon mit rothem Sande sieht man nun auch überall in einiger Tiefe unter dem Diluvium anstehen, ganz in der Art, wie wir beide zwischen den großen, nordischen Seen in der Formation des alten rothen Sandsteins beobachtet hatten. Die anstehenden Schichten haben weder mit den Thon- und Sandschichten der Steinkohlenformation, noch mit denen des Diluviums, die kurz vorher den Bergkalk bedeckten, die geringste Aehnlichkeit. Man kann sich beim Anblick dieser Schichten des Gedankens nicht erwehren, daß man wieder die Formation des alten rothen Sandsteins betreten hat; und es fehlen nur die Fischreste des Nordens oder andere Versteinerungen, um ganz sicher zu sein.

Dabei hat sich der habituelle Charakter der Gegend ganz geändert. Die Fernsichten, die man überall auf der weiten Ebene der Bergkalkgegenden hat, sind verschwunden. Der Horizont ist beschränkt, auch auf den höchsten Höhen. Das Terrain ist wieder wellenförmig. Breit abgerundete Höhenzüge, die selten steil ansteigen, durchziehen die Gegend unregelmäßig, und erinnern auf's Bestimmteste an alle Eigenthümlichkeiten, die wir als charakteristisch für die Bildungen des alten rothen Sandsteins beachtet hatten (Th. I. S. 106).

Im Flußthal waren wir seit Kaluga nur um etwa 20 Fuß angestiegen, da wir den Spiegel der Ugra bei Snamenskoe in 460 Fuß Meereshöhe fanden. Daher erklärt sich das schnelle Anschwellen des Flusses durch wenige Regentage. Die Fläche des Dorfs ist 30 Fuß über der Ugra gelegen und die Höhen in der Nähe erheben sich um 200 Fuß über den Fluß.

Als wir von der Ugra abfuhren, war der lehmige, nach dem

Regen durchgeknetete Weg so fest gefroren, daß wir und die Pferde ohne Wasserstiefeln durch konnten. Leider aber gehen in Lithauen die Pferde ganz barfuß, und so kamen wir nur langsam vorwärts.

Gras und Bäume waren wieder weit und breit mit Eis bedeckt, und von den Häusern hingen anderthalb Fuß lange Eiszapfen herab. Der Himmel war klar. Es fror sehr, und der Frost wurde mit dem lebhaften Nordostwinde immer unangenehmer. Doch die Sonne behielt noch einmal die Oberhand. Der Boden weichte sich noch vor Mittag auf. Zugleich bedeckte sich der Himmel allmählich von Südwesten her, und die Luft wurde wieder milde. Nach Wiaesma hin sahen wir sogar noch Schwalben umherfliegen, und schöpften daraus wieder Hoffnung, daß der Winter noch nicht so ganz nahe, und es mit dem Frost noch nicht Ernst gemeint sei.

Noch immer ist hier der Ackerbau die vorherrschende Erwerbsquelle der Bewohner, und so weit das Land urbar gemacht ist, sieht man fast nur Getreidefelder. Der Gartenbau scheint unbedeutender, als in Tula und Kaluga; doch nimmt in der Umgebung von Wiaesma die Obstcultur wieder etwas zu. Kartoffeln werden eben so wenig, wie im Norden gezogen; doch desto häufiger Hanf und Flachs, auf die man allen Dünger verwendet.

Die wilde Bienenzucht scheint hier in größerm Flor, als im Innern von Rußland. Ueberall sieht man an den Bäumen an Wegen und Feldern Holzkasten angebracht, in denen sich die Bienenschwärme ansiedeln.

Das Alles hängt mit den Abhängigkeitsverhältnissen der Bauern zusammen. Sie sind gezwungen, das zu cultiviren, was sie am leichtesten zu Gelde machen können, um sicher ihre Abgaben entrichten zu können: und das ist überall Getreide, Korn, das sich am besten versenden läßt. Wo man die Cultur über diese nothwendigsten Bedürfnisse hinausgehen sieht, kann man auf ein unabhängigeres Verhältniß der Bauern, auf geringere Abgaben, wie z. B. in Kubensky, schließen.

Die Abgaben der Leibeigenen scheinen hier in hohem Maße drückend. Wir sahen eine Menge ärmlicher Dörfer und Bauern unterwegs, auf deren rasirten Gesichtern Entbehrung und Elend noch deutlicher eingegraben schien, wie auf den bärtigen an der Upa.

Sie klagten über die Unerschwinglichkeit der Abgaben, und erzählten, daß ein Gutsherr in der Nähe kürzlich von seinen Bauern todt geschlagen worden sei. Auf die Frage, ob er ein milder Herr gewesen, gab man uns kopfschüttelnd zur Antwort: »Ach nein! die guten Herren schlagen wir nicht todt!«

Nachmittags kamen wir in Wiaesma an. Die Stadt, der man 12,000 Einwohner zuschreibt, macht einen Eindruck, dem man leicht eine noch größere Bedeutung unterlegt. Sie scheint der Hauptsitz des Handels im Gouvernement zu sein, so wie sie die Hauptstadt desselben auch an Einwohnern übertrifft. An der Stelle gelegen, wo sich die Bebri mit der Wiaesma vereinigt, bedeckt sie nicht allein das Flußthal, sondern auch die umliegenden Höhen, und ist also in Hinsicht der Lage eine Umkehrung von Kaluga. Da die Häuser auch im Innern der Stadt nicht in geschlossenen Reihen stehen, so erklärt sich der unerwartet weitläuftige Anblick. Das auffallende Gedränge auf den Straßen ist, ungeachtet der Zerstreutheit der Wohnungen, dem einer großen, russischen Stadt entsprechend. Nach den Gesichtsbildungen der Bewohner scheinen die Moskowiter hier sogar noch vorherrschend; ein auffallender Gegensatz zur Bevölkerung des Landes.

Sieht man die hiesigen Kirchen, deren es etliche zwanzig giebt, genauer an; so bemerkt man nur noch Spuren der moskowitischen Bauart. Nur die weißen und ziegelrothen Wände und Mauern, und die freundlichen, grünen Dächer erinnern an eine großrussische Stadt; aber die Bauart der Kirchen selber weiset durch ihre Mannichfaltigkeit und Charakterlosigkeit auf den schnellen Wechsel in historischen Verhältnissen hin, dem Wiaesma, wie Smolensk, seit den ersten Eingriffen der Lithauer ausgesetzt war.

Die Kirchen sind meist nicht groß und auch die Thürme nicht hoch. Nur noch zwei oder drei Kirchen tragen Kuppeln, aber von geringen Dimensionen und mit einer halbkugeligen Basis, ähnlich denen in Kaluga. Bei etlichen anderen erhebt sich auf dem Glockenthurm eine schlanke, aber unbedeutend hohe Pfeilspitze, die in der Gestalt an die der Kathedrale in Kaluga erinnert. Ein großer Theil der Thürme ist mit geschmacklosen, achteckigen Dächern versehen, die durch ihre Verjüngung in verschiedenen Etagen mehr das

Streben andeuten, den Thurm nach oben gewaltſam zu ſchließen, als Kuppeln anzudeuten. Einige Thürme ſchließen ſogar mit chineſiſchen, hohlgerundeten Spitzdächern. Keine Form iſt ſo geſchmacklos und unkirchlich, die man hier nicht erwarten dürfte.

Außer der Ausartung der normalen, ruſſiſchen Kirchenbauart ſieht man aber auch hier neue Eigenthümlichkeiten, die in Großrußland keine Analogie finden, und die, wie ſich ſpäter zeigt, ganz dem polniſchen Einfluß ihren Urſprung verdanken. In der Anordnung der Theile zeigt ſich eine tolerante Combinirung der Eigenthümlichkeiten ruſſiſcher und katholiſcher Kirchen, die man hier nur ſchwierig trennen kann, da die Gebäude noch vorherrſchend ruſſiſch gehalten ſind, die aber weiter nach Weſten um ſo auffallender verſchieden werden, je mehr ſich der Bauſtyl dem der katholiſchen Kirchen reiner anſchließt.

Eine dieſer Kirchen, in der das katholiſche Element möglichſt leiſe angedeutet auftritt, ſteht ungefähr in der Mitte der Stadt.

Kirche in Wiaesma.

Auf dem Hauptſchiff, das vor vielen ſeitlichen Anbauten kaum mehr ſichtbar bleibt, ſteigt ein mit drei nach oben verjüngten Bogenreihen pyramidal zugeſpitztes Dach auf, das mit einem kurzen,

cylindrischen Thurm und vollkommen großrussischer Zwiebelkuppel schließt. Auffallend ist es hier, daß außer diesem Hauptthurm an der Westseite des Gebäudes sich noch zwei kleinere Seitenthürme befinden, symmetrisch von der Mittellinie nach Nord und Süd gestellt. Eine ächt russische Kirche würde in dieser Richtung höchstens einen einzigen Glockenthurm besitzen dürfen.

Diese Anordnung der Thürme an der Seite des Haupteingangs rührt entschieden vom Einfluß der katholischen Kirchen her, die sich mit den Polen über das westliche Rußland verbreiteten. Die Thürme selber sind hier noch im Sinne der großrussischen gebaut.

In Witebsk und Mohilef zeigen sich alle Uebergänge zu den katholischen Kirchen, wie sie die Jesuiten auch in anderen Ländern errichteten. Es ist historisch klar, daß Smolensk und Wiaesma sich eben so sehr dem alten Großrußland, als Witebsk und Mohilef Polen anschließen müssen, und in allen Gouvernements, die das alte russische Lithauen oder das jetzige Weiß- oder Westrußland zusammensetzen, der Einfluß der beiderseitigen Herrschaft zu finden sein wird.

Wiaesma ist weithin wegen seiner Pfefferkuchen berühmt. Sie werden durch ganz Rußland verkauft. Auch auf der Post war eine Niederlage derselben, und wir kauften ein Kästchen als charakteristisches Landesprodukt. Iwan bot ein Drittel und erhielt nach langem Handeln die Waare für die Hälfte der ursprünglichen Forderung. Als der Wirth sah, daß Iwan sich auf den russischen Handel verstand, wurde er ganz lebhaft, und pries seine Pfefferkuchen so gewaltig, daß man nach seinen Reden mindestens zu der Ueberzeugung kommen mußte, er stelle sie aus unbekannten Rücksichten uns für weniger als die Hälfte des wirklichen Werthes zu Gebote. Es wurden mehr Worte gewechselt, als das Kästchen werth war; aber aus den Augen des Russen leuchtete die lebhafteste Handelsfreude. Wir hatten Gelegenheit, die Normalmethode eines russischen Handels und Kaufs zu bewundern. Der Verkäufer wäre zuletzt auf jedes Gebot eingegangen.

Und das Alles haben die Russen nicht etwa von den polnischen Juden gelernt, die nie diesen Boden haben betreten dürfen, so lange die Hand der Russen auf ihnen lag. Es ist ursprünglich

national, und der gewandteste polnische Jude erscheint neben einem russischen Handelsmann als ein mittelmäßiger Stümper.

Das rührt daher, daß der Russe das Handeln und Schachern mehr der Methode, als des Resultats wegen liebt, was beim Juden umgekehrt ist. Der Russe sieht es ungern, wenn man ihm sogleich giebt, was er fordert, und nimmt das Geld nicht ohne ein Gefühl von Verwunderung und Unmuth, falls er auch gar nicht die Absicht gehabt hat, sich auf eine geringere Summe herunter handeln zu lassen. Ein Kauf ohne Handeln und Dingen ist ihm ein verlorener Tag im Leben.

Sobald wir in Wiaesma ankamen, gaben wir unseren Postpaß auf dem Postbüreau ab, um Postpferde zu erhalten, erhielten aber denselben bald zurück mit dem Bemerken, es seien keine Pferde da. Sogleich boten sich ein halb Dutzend Bauern an, uns weiter zu schaffen. Da wir fürchteten, wieder in großrussische Posthände zu gerathen, mietheten wir sogleich einen Bauer bis Smolensk.

Es war das erste mal, daß wir organisirte Bauerposten antrafen und benutzten. Unser Bauer hatte die Verpflichtung übernommen, uns für eine bestimmte Summe nach Smolensk zu schaffen, ohne weiter als eine Station von 6 bis 7 Meilen fahren zu wollen. Für die zweite Station hatte er selber einen andern Bauer zu dingen, der den Rest der Tour für eine geringere Summe übernahm; der erste Bauer erhielt dann den Unterschied der beiden bedungenen Summen, und übertrug seine Verpflichtung seinem Nachfolger. So kann man wochenlang fahren, ohne mit der launenhaften und erfindungsreichen Post in unvortheilhafte Berührung zu gerathen, oder in irgend einer Art für die Weiterbeförderung Sorge tragen zu müssen.

Kaum hatten wir unseren Bauer gedungen, so kam der vorhin unsichtbare Postmeister, und forderte unsere Poderoschnia, um uns Postpferde vorzuspannen. Er behauptete ein Recht darauf zu haben, uns mit Postpferden zu versehen, und verlangte mindestens das Postgeld für die vorgeschriebene Zahl von Pferden. Die Post hatte Pferde im Ueberfluß; aber diesmal einen vergeblichen Versuch gemacht, sie in Bauerpferde zu verwandeln. Wir waren im Miethen von wirklichen freien Bauerpferden dem Postmeister unerwartet

zuvorgekommen, und ſo beabſichtigte er noch verſuchsweiſe eine Nachleſe, die mit Hohn abgewieſen wurde. Um aber nicht ganz leer auszugehen, ließ er uns ganz reines Theewaſſer, Theewaſſer an ſich, ohne alle Zuthaten, für anderthalb Silberrubel anrechnen, und behielt Recht.

Mit Sonnenuntergang verließen wir die Stadt. Wir waren auf der großen Straße von Moskau nach Smolensk, an und auf der die Trümmer der großen napoleoniſchen Armee theils begraben liegen, theils wieder nach Weſten vorrückten. Fragt man nach den runden, kahlen Hügeln weit und breit; ſo heißt es: ſie ſeien Franzoſengräber.

Jetzt fanden wir die ſtark ausgefahrene, faſt unwegſame Straße mit ukrainiſchen Ochſen bedeckt, die nach Moskau zogen. Die beiden Hauptſtädte werden größtentheils aus den ſüdlichen Provinzen mit Rindvieh verſorgt. In großen Heerden und ſtreng bewacht werden die hochbeinigen, ſchlankgehörnten, weißgrauen Rieſenochſen über Witebsk nach Petersburg und über Smolensk und Orel nach Moskau geführt. Alles eingeborene Rindvieh wird vom ukrainiſchen ſorgfältig entfernt gehalten, indem mit dem letztern oft ungeſehen die Rinderpeſt durchs Land zieht, an die ſich das ſüdliche Vieh hinreichend gewöhnt hat, um ſie ohne eigene Gefahr weiter zu tragen, die aber bei Anſteckungen deſto ſchonungsloſer unter den Heerden im übrigen Rußland wüthet. Die Ochſen nebſt den wildausſehenden, dunkelgebräunten Treibern kommen von ihrer Heimath an erſt dann wieder unter Obdach, wenn ſie am Orte ihrer Beſtimmung angelangt ſind. So greifen die Arme des Nomadenlebens noch bis in den Norden von Rußland hinein.

Noch vor Tagesanbruch langten wir in Serebeſchez an und beſchloſſen, von hier eine Seitentour nach den Quellen der Dima zu machen. Von den Bauern in Wiaesma hatten wir erfahren, daß bei Okſchelsk und Gradiſchk an der Dima Kalk anſtehe, der uns einen ſicheren Aufſchluß über die Geognoſie der Umgegend geben mußte.

Wir befanden uns hier ziemlich auf der Höhe des Landes. Bei Serebeſchez, wie bei Wiaesma, fanden wir die Meereshöhe 700 Fuß. Von der Ugra bei Snamenskoe ſteigt die Gegend bis hieher gegen

250 Fuß an, und nach Smolensk hin noch um ungefähr 100 bis 150 Fuß mehr. Von Serebeschez bis Okschelsk senkt sich das Land nur unbedeutend; die Höhe von Okschelsk ergab sich zu 645 Fuß.

Das Terrain behält anfangs noch seinen unregelmäßig wellenförmigen Charakter bei. Einzelne Hügelzüge erheben sich flachansteigend über die niedrigern Höhen. Längere Waldstrecken ziehen in nordwestlicher Richtung durch die Gegend hin, und ihnen parallel sumpfige, wiesenähnliche Niederungen. Fruchtbare, üppige Wiesen scheinen hier nicht zu existiren.

Nach Okschelsk hin wird die Gegend ebener. Der Blick gewinnt wieder mehr Ferne, und nur die abgegränzten kleinen Waldstrecken, die sich hier mit dem Ackerlande ziemlich ins Gleichgewicht gestellt haben, schneiden den Horizont ununterbrochen, und treten überall wie Coulissen hintereinander hervor.

Seit langer Zeit sahen wir hier zum ersten mal wieder die nordische Eller, Alnus incana, in Gemeinschaft mit der gattungsverwandten Alnus glutinosa. Auch Betula pubescens tritt häufiger in Wäldern und Gebüschen auf. Sie scheinen beide auffallend eine Annäherung an nordische Vegetationsverhältnisse andeuten zu wollen; obwohl ungefähr in der Breite von Moskau, wird man an die Gegenden der Wasserscheide zwischen Wologda und Jaroslaw, drei Breitengrade nördlicher, erinnert. Doch durch das Zurücktreten der Tannen und die Anwesenheit der Eiche erhält der Habitus der Wälder einen ganz abweichenden Charakter.

Die Flora ist seit Moskau, wo wir noch so Vieles in üppiger Blüthe sahen, mit Sturmschritt ihrem Untergange entgegen geeilt. Die Blätter der Laubhölzer sind vom Frost zusammengewickelt, und an den Waldrändern sieht man nur noch halberfrorene Blüthen von Ranunculus acris, Scabiosa succissa, Betonica stricta und Campanula glomerata. Wiesen und Felder sind ganz geleert, obwohl theilweise noch von den vielen Heerden von Gänsen, Schweinen und kräftigem, gewandtem, nicht sehr großem Rindvieh belebt, die überall frei herumziehen.

Die Thierwelt ist im Begriff, sich für den Winter einzurichten, und großentheils schon wie ausgestorben. Zwar sieht man noch einzelne Schwalben umherfliegen, und Staare in Schwärmen, die die

Luft verfinstern, zahllose ziehende Hänflinge in den Birken, und Zeisige in den Ellern, große Züge von wilden Gänsen in der Luft und einzelne scheue Lerchen im Felde, wie verirrt; aber die meisten Vögel sind schon weggezogen, und nur die Falken sitzen ruhig und regungslos auf den niedrigen Baumspitzen und Holzstangen im Felde, als ginge dieses emsige, unruhige Treiben unbeachtet an ihnen vorüber.

Die Bauern scheinen von dem herannahenden Winter selber überrascht. Ueberall sieht man sie mit dem Hanfausziehen beschäftigt. Dabei lassen sie die Kartoffeln im Felde erfrieren, und der Hanf muß noch wochenlang in den kleinen Flüssen liegen, die ganz damit abgedämmt werden. In den bruchähnlichen Niederungen beschäftigen sich noch die Weiber mit dem Heumachen. So hat die ungünstige Jahreszeit und der schnelle Frost Beschäftigungen, die Monate lang auseinander liegen, zusammengedrängt.

An den Wohnungen sieht man, daß hier mehr Holz ist, als in Tula, jedoch nicht, daß die Bauern unter günstigern Verhältnissen leben. Die Dächer sind zur Hälfte aus Holz, zur Hälfte aus Stroh gemacht. Das Stroh nimmt die Höhe und Mitte des Daches ein, und Bretter ähnliche Schindeln bedecken die Dachkanten. Die Häuser sehen noch immer sehr dürftig aus, doch die ärmlichen Heuhaufendächer sind verschwunden. Hin und wieder sieht man eine freundliche, oder auch alte, zerfallene Herrenwohnung, von Kiefern- und Birkenwäldchen und Ellerngebüschen umgeben, meist in der Nähe von kleinen Seen, auf denen die kleineren Mövenarten zwischen den zahmen Enten herumflattern und schwimmen. Auch das häufige Vorkommen der Möven, die wir seit der Suchona nicht mehr gesehen, erinnert an die Seen der nördlichen Gegenden.

Ungefähr eine Meile von Okschelsk sieht man die Dima halb stagnirend in mannichfachen Krümmungen durch die bebuschte Fläche hinziehen. Ueberall an ihren Ufern entwickeln sich ruheliebende Sumpfpflanzen, und große Strecken sind sogar mit Potamogeton natans bedeckt. Von den Höhen ergießen sich jedoch schneller fließende Nebenbäche in sie hinein, deren Ufer man mit großen nordischen Granitblöcken und einheimischen Geschieben bedeckt sieht.

Die Granitblöcke zeigen sich auf den Höhen wieder so zahlreich,

wie wir sie seit den Suchonagegenden nicht gesehen hatten. In der Nähe von Okschelsk treten auch die für den Bergkalk der Steinkohlenformation so charakteristischen Hornsteine und Feuersteine als Geschiebe in den Feldern auf. Doch sahen wir kein anstehendes Gestein und die Gegend ringsumher mit Diluvialmassen überdeckt.

Okschelsk kündigte sich durch eine freundliche, wenn auch geschmacklos gebaute Kirche an. Unser Fuhrmann ging sogleich in den Kabak, um aus einer Menge betrunkener Bauern einen betrunkenen Freund aufzusuchen, der uns in die Steinbrüche begleitete. Er selber mußte natürlich bei den Pferden und ebenfalls im Kabak bleiben. Die Bauern waren hier mit einer Nachfeier des Sonntags beschäftigt, die den ganzen Montag in Anspruch zu nehmen schien.

Aus den hiesigen Steinbrüchen wird die Umgegend auf mehr als hundert Werste mit Kalk versorgt; deßhalb wußten schon die Bauern in Wiaesma mit Bestimmtheit anzugeben, daß hier Kalk anstehe. Die Steinbrüche werden nur im Winter bei starkem Frost bearbeitet, um die Arbeit in dem übergelagerten Diluviallande zu vereinfachen. Ist man so tief gekommen, daß das Weiterbrechen unbequem wird, so fängt man mitten im freien Felde eine neue, möglichst unregelmäßige Grube an. So ist die nächste Umgebung des Dorfs auf eine ziemliche Strecke hin ausgebeutet und fast ganz unwegsam und unbenutzbar gemacht.

Der Kalkstein ist von grauweißlicher oder schwarzgrauer Färbung. Der hellere enthält häufig Hornsteinabsonderungen und Versteinerungen in Hornstein. Der dunkele ist mit Kohlentheilchen gemischt, weich und locker. In allen Steinbrüchen sind die Bildungen des Bergkalks von der Oka und Upa aufgeschlossen. Productus Gigas und comoides zeigen sich als gut erhaltene Versteinerungen, Steinkerne und Abdrücke nicht selten. Auch die kleineren Arten von Productus, Sanguinolaria, die charakteristischen, schon früher fast überall im Bergkalk gefundenen Arten von Euomphalus und Bellerophon, Crinoideenreste, Trilobitenschwänze, wie sie Phillips (Mountain limestone pl. XXII. Fig. 7. 10. und 13.) unter den Namen Asaphus granuliferus, seminiferus und truncatulus abbildet und die Fischer theilweise mit dem Namen Asaphus Eichwaldi belegt hat, lassen keinen Zweifel über die Formation im Allgemeinen. Die

kleinen Cyprisarten und Microconchus bedecken wie an der Oka in den Schichten mit Productus Gigas jedes Gesteinsstück, so wie sich die Korallen von Tarusa und Alexin, theils in Kalk, theils in Hornstein erhalten, wieder einstellen.

Diese Bergkalkschichten an der Dima, die wir für identisch mit denen des Waldai und der Oka ansehen mußten, waren die letzten, die wir in der Richtung nach Westen antrafen. Durch den Bergkalk bei Rshew und Stariza im Twerschen Gouvernement ist die Verbindung mit dem im Waldai vermittelt; so wie in anderer Richtung durch den von Kaluga, Tula, Riäzan und Moskau mit dem der Wolga. Der Bergkalk an der Dima liegt im Mittelpunkt des großen Bergkalkzuges, der sich nach Nordosten hin ununterbrochen über Waldai und Twer, Wytegra und Kyrillof bis zum weißen Meere hin, und nach Osten über Kaluga und Moskau bis zur Wolga erstreckt und nebst den Bergkalkbildungen längs dem Westrande des Ural das große Becken von jüngerm rothem Sandstein umzieht, dessen Mittelpunkt etwa in der Mitte zwischen Wiatka und Ustjug weliki, zwischen den Quellen der Lusa, Wetluga und des Jug, liegt. Durch die Verbindung, in welche das Steinkohlengebirge, welches das mittlere Rußland von Westen nach Osten durchzieht, mit dem, welches vom Waldai in nordöstlicher Richtung bis zum weißen Meere sich ausdehnt, durch den Bergkalk an der Dima gebracht wird, erscheint das Auftreten des letzteren im hohen Maße für die Verbreitungsgesetze der russischen Formationen bedeutend.

Schon an der oberen Ugra hatten sich Thon- und Sandbildungen gezeigt, die nur der Formation des alten rothen Sandsteins untergeordnet werden können. Auch dauerte es nicht lange, bis wir auf dem Wege von Wiaesma nach Smolensk wieder dieselben Bildungen des alten rothen Sandsteins überall antrafen. Wir befanden uns seit der oberen Ugra an der mit Diluvialmassen bedeckten Gränze zwischen den Formationen des alten rothen Sandsteins und des Steinkohlengebirges.

Auch in dieser Richtung scheint das Meer, in dem die Steinkohlenformation sich abgesetzt hat, wie vom Waldai und von Wytegra aus, nach Außen hin von einem Walle der Formation des alten rothen Sandsteins begränzt worden zu sein.

An der Gränze beider Formationen ist denn auch das Schwanken im Charakter der Oberflächengestalt, die sonst so constant ist, erklärlich. Nur da, wo man sich entschieden auf der einen oder auf der andern Formation befindet, wie an der untern Ugra auf Kohlengebirge, bei Snamenskoe auf altem rothem Sandstein, schließt sich der Charakter der Oberfläche dem der großen Verbreitungsflächen beider Formationen an.

Als wir zurückfahren wollten, hielt es schwer, unsern Kutscher aus dem Kabak zu entfernen, und noch schwerer, ihm unterwegs bei jedem neuen Kabak das Einsprechen abzugewöhnen. Jede Gelegenheit benutzt das Volk, seine unangenehmen Gefühle in einem Schnapsrausch zu ertränken; und so fand der Kutscher in jedem Dorfe fröhliche Gesellschaft. Aber der Kabak gab ihm energischen Fahrmuth, und die Telega flog auf den ungebahnten Wegen wie der Wind dahin.

Abends gegen acht Uhr konnten wir uns auf der großen Heerstraße schon ein Mittagsmahl bereiten, und gegen neun Uhr waren wir wieder in Bewegung.

Es war eine herrliche Nacht. Der Mond, der Nachmittags noch wie eine kleine, blasse Wolke unter den übrigen Wolken am Himmel stand, glänzte in blendender Pracht, und hüllte die Birken an der Straße mit ihrem durchbrochenen Laubwerk in ein magisches Licht. Und als der Mond untergegangen war, glänzten die Sterne in voller Wintergluth, und der Frost befestigte den ausgefahrenen Weg so rasch, daß schon bald jeder Pferdetritt weit hin in die Ferne klang.

Vom Fahren auf dem ausgefahrenen, frischgefrorenen Wege gewaltsam in den Schlaf gerüttelt, erwachten wir einige Stunden nach Mitternacht auf dem bequemeren Straßenpflaster der auf mehrere Werste ausgedehnten Stadt Dorogobusch, blos durch die unerwartete Bequemlichkeit des Fahrens. Mit Anbruch des Tages hatten wir Uswjat an der Ussa, zehn Werste westlich von Dorogobusch erreicht.

Die Bauerfamilie, bei der wir einkehrten, war im Begriff, aufzustehen, wie sich später zeigte (S. Seite 1); denn vorläufig sahen wir, da aus übertriebener Reinlichkeitssucht eben die Stube gefegt

wurde, nur eine einzige große Staubwolke, die ihre Arme zu Thür und Fenster hinaus streckte, und in der der Urheber kaum sichtbar war.

Sobald die Staubwolke sich etwas niedergelassen hatte, trat der Sachbestand deutlicher hervor, und die Familie zeigte sich, mehr oder weniger angezogen, größtentheils in der Nähe des Ofens, der in allen russischen Stuben einen großen Theil derselben einnimmt. Auf einer Bank in der Nähe des Fensters lag ein Schafspelz und Tuch, als bescheidenes Bettzeug, und neben demselben weinend eine alte Frau, die Mutter des Hausherrn und Familienvaters. Sie weinte, weil ihr Sohn durch die diesjährige Aushebung zum Soldaten gemacht worden sei, und in Kurzem sich auf ein halbes Leben von Mutter und Frau und vier Kindern trennen müßte, und ihnen Allen Niemand blieb, sie zu ernähren. Die gewöhnliche Zahl der Conscribirten habe man diesmal ums Dreifache überschritten, und so sei Jammer überall, besonders da so viele Familienväter weg müßten.

Der zum Soldaten ausgehobene Sohn und Familienvater saß an der einen Seite des Ofens mit übereinandergeschlagenen Armen und Beinen, still und finster. Die Hausfrau, eine mäßige Riesin, wandte sich, nachdem sie den Schafspelz über ihre Unterkleider gezogen hatte, weinend nach der andern Seite des Ofens zu dem erst- und jüngstgeborenen Kinde, von denen das letztere ganz nackt war und von dem ersteren dem brennenden Feuer im Ofen genähert wurde. Die übrige Kinderwelt hauste auf und an dem warmen Ofen, der für diese Brut in Rußland als Schlaf- und Treibbett benutzt zu werden scheint. Der Knabe stützte oben auf dem Ofen den Kopf mit beiden Händen und sah gedankenlos und mürrisch vor sich hin; und das jüngere Mädchen, kaum drei Jahr alt, kletterte unaufhörlich, behende und sicher, im bloßen Hemde, am Ofen auf und ab, wie ein lebhafter Affe. Seitwärts von den beiden mittleren Kindern sitzen auf dem Ofen und Balken die Hauskatzen, und lecken und strecken sich, während sie erwachen.

An den Wänden hängen die zerlumpten Kleidungsstücke und Küchengeräthe, die nicht im augenblicklichen Gebrauch stehen. In der Ecke der Heiligen über uns, ist unter den dunkelbraunen unkenntlichen Oelheiligen noch ein Papierbogen angeklebt mit 132 ursprünglich bunt angemalten Wasserheiligen, die einander um so ähnlicher

und um ſo unkenntlicher geworden ſind, als die Fliegen ſchonungs- und rückſichtslos eine neue Uebermalung derſelben vorgenommen haben. Die Bretterritzen über dieſen Heiligen ſind mit herabhängenden Blumen von Tagetes und Tanacetum geſpickt. — In der Stube laufen verſchiedene Arten von Ungeziefer, Blatta, Lepisma u. ſ. w. in zahlloſen Exemplaren umher, und bedecken den Boden, wie die Fliegen Decke und Wände. Man begreift kaum, wo für die Menſchen noch ein Raum übrig iſt.

Während der Vater unbeweglich am Ofen und die Alte weinend am Fenſter ſitzen bleibt, fängt die Mutter an, dem kletternden, halbnackten, kleinen Mädchen Gebete vorzuſagen, die es gedankenlos und halbgezwungen nachplaudert, unterdeß es die vorbeilaufenden Kakerlaken und Lepismen mit den bloßen Füßen todt tritt. Kaum iſt dieſer Unterricht vorbei, ſo beginnt das Klettern wieder, und es entſpinnen ſich, im ſtärkſten Gegenſatze zu den einförmig nachgeſprochenen Gebeten, die ausdrucksvollſten Geſpräche mit den Katzen und Kakerlaken, auf welche letztere von den Katzen und der Kleinen nun gemeinſame Jagd gemacht wird.

Das Tagewerk fängt mit der Bereitung des Frühſtücks an. Angefeuchtetes, zu rohem Teig geknetetes Mehl wird mit zerquetſchtem Hanfſamen in der Aſche halb gar gebraten. Während des Knetens und Bratens nimmt die Frau eine rieſenmäßige Doppelpriſe Schnupftaback, eine einfache für jedes Naſenloch, indem ſie die Doſe in die Höhlung der Fauſt zwiſchen Daumen und Zeigefinger ausgießt. Auch für den Mittag wird ſchon vorbereitet. Ein Brett des Fußbodens wird mit dem Beil in die Höhe gehoben, und der Kartoffelkeller öffnet ſich als Verſenkung. Das jüngſte, nackte Kind wird an die Erde geſetzt, um ſich ſeine Langeweile ſelber zu vertreiben, eine Kunſt, die ſo viele erwachſene Weſteuropäer nicht einmal verſtehen, und das älteſte Mädchen reinigt die Kartoffeln für den Mittag und zerquetſcht den Hanfſamen, mit dem ſie zubereitet werden ſollen.

Das Frühſtück, das halb gar gebackene Aſchenbrod, verzehrte ein Jeder gehend und ſtehend, ohne den Tiſch in Anſpruch nehmen zu müſſen. Während deß hatte unſer Fuhrmann einen neuen Bauer gemiethet, uns weiter zu fördern.

Wir beſtimmten die Höhe der Uſcha an der Brücke, die nach

dem ziemlich gut aussehenden Dorfe führt, und fanden sie 630 Fuß. Nachdem wir über die Flußufer und den Charakter der Gegend im Klaren zu sein glaubten, begaben wir uns wieder auf die Heerstraße und überschritten in Kurzem den Dniepr zum ersten mal.

An den Flüssen und überall, wo man die Erde aufgeschlossen findet, zeigen sich unter dem Diluvium die rothen Sand- und Thonschichten, die für die Formation des alten rothen Sandsteins so charakteristisch sind. Aber nirgend ist eine Spur von anstehendem Kalk zu finden, dessen Versteinerungen über die Formation unzweifelhaften Aufschluß geben könnten. Auch die Flüsse, sowohl die Uscha, wie der Dniepr, führen keine einheimischen Geschiebe, aus denen sich auf höher hinauf nach den Quellen anstehende Gesteine schließen ließe. Nur große nordische Granitgeschiebe liegen umher, und werden nach den Höhen am rechten Dnieprufer hin immer bedeutender und häufiger.

Der Dniepr fließt hier auf einer Thonschicht, an deren oberer Gränze, etwa 10 Fuß über dem Wasserspiegel überall Quellen zu Tage treten. Die hohen Uferwände sind diluviale Sandschichten. Das flache, weite Flußthal, das bei hohen Wasserstande auf zwei bis drei Werste vom Wasser überschwemmt wird, ist theils sandig, theils sumpfig, und mit Ellern und spitzblättrigen Weiden bewachsen, die hier wie im Norden zur Befestigung der Ufer von Natur beitragen. Nur auf den niedrigen Hügeln im Flußthal haben sich Eichen von mäßiger Größe erhalten können. Durch die weiten Flächen in der Nähe des Dniepr wird der Horizont erweitert, und es entsteht ohne eine allgemeine Charakterveränderung des Landes eine größere Mannichfaltigkeit der Aussichten, die sich in der Entfernung von etlichen Werften wieder allmählich verliert.

Während nach der Uscha hin die Ackerfelder und Wälder noch einander das Gleichgewicht halten, verliert sich vom rechten Ufer des Dniepr aus der Ackerbau allmählich fast ganz, und man sieht auch nur noch Spuren von Obstcultur. Geschlossene Wälder dehnen sich Meilen weit über die Höhen aus, und man glaubt sich fast wieder nach dem Norden versetzt. Die Nadelhölzer suchen sich in den Wäldern wieder mit den beiden Birkenarten und Espen ins Gleichgewicht zu stellen, und die Rothtanne tritt fast so häufig auf als die

Kiefer. An ſumpfigen und beſchränkten moorigen Orten zeigen ſich ſogar die beiden Andromedaarten und Ledum palustre, wie an den großen, nordiſchen Seen. Nur durch die Eichen und durch die gemeine Eller, die hier mit der vielſtämmigen, ſtrauchartigen Alnus incana zugleich vorkommt, wird der nordiſche Charakter gemäßigt. Auch die Saalweide, und Salix pentandra, die noch mit Samenkätzchen verſehen iſt, wird hier baumhoch. Sorbus Aucuparia mit blendendrothen Früchten, ſteht überall eingemiſcht im Walde, ein Beweis, daß hier die Ebereſche nicht, wie im Norden, die einzige Apfelfrucht liefert.

Wer den Dniepr und ſeine Umgebung blos aus dieſen Gegenden kennt, der kann es nur für ein unverzeihliches Verſehen halten, daß er ſich endlich noch in ein ſüdliches Meer ergießt. Der Charakter des Bodens, der Wälder und der ganzen Umgebung nähert ſich ſo ſehr dem der nordiſchen Natur, daß man den Fluß eher in der Oſtſee als im ſchwarzen Meer wiederzufinden hoffen darf. Nur die Ruhe und Geduld, mit der er ſich hier im Schlamm umher wälzt, und die ſpäter nur einmal durch die ſüdlichen Granite unterbrochen wird, charakteriſiren ihn hier ſchon als ſüdlichen Strom. Die Flüſſe, die dem baltiſchen Meere aus Rußland entgegen fließen, verſpüren mehr Regſamkeit und Schnellkraft in ihren Gliedern.

Je mehr man ſich Smolensk nähert, deſto mehr ſcheinen die Bewohner europäiſirt oder auch poloniſirt. Die Frauen ſchnüren ſich nicht mehr über, ſondern unterhalb der Bruſt, und man ſieht immer häufiger Männer, die ſich ſtellenweiſe raſiren. Aber noch immer, wie in den meiſten ſlaviſchen Ländern, kann man aus einiger Entfernung geſehen, die Weiber in der gewöhnlichen Tracht faſt nur am Kopfputz von den Männern unterſcheiden.

Der polniſche Einfluß wird in jeder Richtung ſichtbar. Endlich findet man ſogar, wonach ſich jeder Fremde in Rußland ſehnt, eßbare oder ſogenannte polniſche Butter. Dieſe polniſche Butter wird, wie in Deutſchland, aus der Sahne durch Umrühren, Schlagen und dergleichen durch Bewegung abgeſondert. Das iſt den Ruſſen zu mühſam; ſie ſetzen den ſauer gewordenen Rahm in einen heißen Ofen, und ſchmelzen die Butter heraus. So findet man faſt in ganz Rußland unter den Ruſſen nur ſogenannte ruſſiſche oder ge-

schmolzene Butter, die für einen Westeuropäer höchst ungenießbar ist. Die Russen wissen im Ganzen aus ihrem Rindvieh nur Talg und Juchten zu bereiten. So sieht man auch nach Polen hin die ersten Elementarversuche, Käse zu bereiten, eine Erfindung, die den Russen noch fremd ist. Sie nähern sich in der Benutzung der Milch den Kalmücken, die höchstens ihre Milch in Kumis umwandeln.

Die mannichfachen fremdartigen Einflüsse der Polenherrschaft sind den hiesigen eingeborenen Russen bis auf diesen Augenblick unvergeßlich geblieben. Sie halten die eigentlichen Russen oder Moskowiter für Menschen, die in Bildung und Sitten tief unter ihnen stehen. Ihnen ist das Land uraltes Polenland, und sie nehmen es nicht für ehrenhaft, wenn sie Russen oder Moskowiter genannt werden. Kaum ein altes Weib ist hier zu finden, die sich nicht auf gut Russisch für eine Polin erklärte, und jeder gebraucht die polnischen Ausdrücke, die sich hier in die russische Sprache eingebürgert haben, lieber als die der Muttersprache. Die Polenherrschaft, deren Andenken sich hier nur als Sage im Volke erhalten haben kann, hat in den Bewohnern einen romantischen Sinn zurückgelassen, der sich jetzt feindlich gegen den eigenen, näher verwandten Volksstamm kehrt.

Es scheint leichter gewesen zu sein, vor zwei Jahrhunderten die Russen zu polonisiren, als es jetzt ist, die Polen zu russificiren, obwohl die Idee einer gemeinsamen Abstammung, die allen slavischen Völkern fast fanatisch eingeprägt wird, ein starker Bundesgenosse für die Russen sein könnte. Polen muß, außer der seines spätern Unglücks, noch andere Sympathien für sich gehabt haben, als jetzt Rußland. Und wenn auch der romantische Heiligenschein einer blühenden, freien Kunstentwickelung in Polen an und für sich wenig auf den an der Scholle klebenden Bauer einwirken konnte, so scheint doch das damit verbundene allgemeine Volksgefühl im Gegensatz zu dem der russischen Barbarei und Despotenherrschaft sich dauernd der Gemüther bemächtigt zu haben.

Doch auch sogar noch Reste einer freieren Kunstentwickelung scheinen sich im Volke erhalten zu haben. Die Russen sind ein sanglustiges Volk, obwohl ihr Gesang höchst einförmig ist, und ihre Charakteristik der Gefühle sich in engen Gränzen hält. Aber bei dem Gesange hat es für die russischen musikalischen Bedürfnisse auch

meist sein Bewenden. Seit wir den Norden verlassen hatten, war uns unter dem Landvolk nirgend ein musikalisches Instrument aufgestoßen. Erst in der Nähe von Smolensk schienen die musikalischen Bestrebungen mannichfacher, und wir hörten zuweilen Nachts aus einzelnen Bauerhäusern oder Kabaks einfache und entstellte Töne der Geige, primitive Versuche einfacher Tonfolgen in Begleitung von Menschenstimmen und Schnapsgläsern. Die Männer saßen in Reihen auf den Bänken, und vor ihnen die Weiber, und Alle ergötzten sich gemeinschaftlich am Trinken, Singen und Saitenspiel. Es waren die ersten Geigen, die wir, außer bei den Zigeunern, in Rußland sahen.

Auch die Religion ist vordem ein Band zur Anhänglichkeit an die Polen gewesen, gleichviel auf welche Weise die Jesuiten ihre Wirksamkeit hier durchgeführt hatten. Die Anfänge der unirten Kirche waren vergessen, und das Band bestand. Jetzt ist das Volk in den Schoß der griechischen Kirche zurückgebracht. Rußland hat seine unverschuldete Versäumniß nachgeholt. Ueber das Wie ist kaum zu reden, da die Stimme des Volks schwer mit den offiziellen Mittheilungen darüber in Einklang zu bringen ist, und Bräuche und Mißbräuche von den Parteien schreiend genug gegen einander gehalten sind. Es ist der Kampf zweier allein seligmachender Hierarchien. Die unangenehmen Eindrücke der Gegenwart werden in der folgenden Generation erloschen sein, wie sie von früheren Zeiten her erloschen waren. Nur das ist in diesem Kampfe unbegreiflich, daß der päpstliche Stuhl der Christenheit ein so kurzes Gedächtniß zutraut, und das als Verbrechen anrechnet, was er selber in unvergleichbar höherem Maße gegen die Russen und jede andere Nation ausgeübt hat. Rom hätte schweigend jammern und seinem Gott im Stillen dafür danken sollen, daß bisher nur die Russen den Muth gehabt haben, mit dem Maße wieder zu messen, mit dem ihnen vordem vom heiligen Vater zugemessen worden ist.

Wer übrigens die Zustände des Volks kennt, auch außerhalb Rußland, der kann sich nicht verhehlen, daß mehr durch gewaltsame Unirung und Bekehrung die Ueberzeugungskraft der Religion geschwächt ist, als durch die selbstsüchtige, frivole Arroganz einer Scheinphilosophie, die dem Pöbel aller Art, ebenso wie eine philosophirende

Myſtik, nur dann imponiren kann, wenn ſie die Schlüſſel von Himmel und Hölle für den Himmel oder für die Erde unbezweifelt in der Hand hat.

Auch in den geringſten Kleinigkeiten wird die Art, wie die Smolensker ſich geben, fremdartig, und es wird in Allem klar, daß man es nicht mehr mit Moskowitern zu thun hat. Wir fanden in einem Dorfe die Wirthsrechnung unerhört billig und wunderten uns darüber. Die Wirthin, die in zerlumpten Kleidern und barfuß umherging, entgegnete mit gutem Humor: Die Rechnung ſei richtig; falls wir aber mehr geben wollten, würde ſie ſich ein Paar Schuhe dafür anſchaffen. Ihre Wohnung und Stube war ärmlich und klein; das einzige kleine Fenſter aus einer einzigen Scheibe, die kaum mehr glasähnliche Eigenſchaften hatte, mußte geöffnet werden, um ſo viel Tageslicht herein zu bekommen, daß man am Fenſter etliche Worte ſchreiben konnte. Sie hatte kaum den geringſten Vorrath von Küchengeräth; aber in wenigen Minuten war ſo viel herbeigeſchafft, daß wir uns den unentbehrlichen Thee bereiten konnten. Und bei all' dieſer Armuth hatte das Weib einen fröhlichen Humor. Nur dadurch fühlte ſie ſich gekränkt, daß wir ihr klar machen wollten, die Bewohner ſeien doch urſprünglich hier alle Ruſſen. »Nur der Irrthum iſt das Leben!«

Sogar die Kutſcher dankten hin und wieder für ihr Trinkgeld, und behaupteten in ihrer Freude, es ſei viel, und genug, obſchon ſie nicht mehr erhielten, wie vordem. Das war uns ſeit Wologda nicht vorgekommen, und im höchſten Grade überraſchend. Je reichlicher ein Moskowiter beſchenkt wird, deſto häufiger ſtreckt er ſeine Hand und ſeinen Hut aus für tauſend kleine Bedürfniſſe, die alle nach einander, wie die Perlen am Roſenkranz, bittweiſe dem Geber vorgetragen werden. Nur wer gleich von Anfang an wenig Geld und deſto mehr Schimpfworte verabfolgt, erhält die Muſterkarte von immer wieder erneuten Bitten ſpärlicher zugemeſſen.

Auch haben die hieſigen Fuhrleute nicht mehr das ſchwermüthig wilde Fahrgeheul der eigentlichen Ruſſen, und die Geſpräche mit den Pferden nicht mehr den tändelnden, naiven Charakter, wie früher. Die Melodien ſind andere, wenn auch das Schreien, Pfeifen und Schlagen die Einſamkeit der Nacht und der Wälder noch im-

mer schauerlich durchzieht. Dabei fliegen die leichten Fuhrwerke wieder so rasch über die Fläche hin, wie wir es bisher nur von der Suchona her kannten, und in den scharfgeschnittenen Gesichtern liegt oft wieder eine Ehrlichkeit und Offenheit, die um so lebhafter anzieht und imponirt, als man schon seit langer Zeit darauf verzichtet hat. Man fühlt, daß man von einem andern Volksstamme umgeben ist, der nicht mit den Moskowitern unter gleichen Verhältnissen sich entwickelt hat: und man bleibt nicht lange mit sich in Zweifel, zu welchem man sich am meisten hingezogen fühlt.

Smolensk beherrscht die bedeutendsten Höhen in diesem Theil von Rußland. Schon bei der Annäherung an die Stadt scheint der Charakter der Gegend es anzudeuten. Die Erhebungen der langen, wallartigen Berghöhen werden immer bedeutender, und die nordischen Geschiebe, die nach dem Innern hin vorzugsweise in den höchsten Höhen aufgehäuft vorkommen, immer zahlreicher, in ununterbrochenen Reihen am Fuße der Höhen geordnet, noch unversehrte Zeugen der letzten Diluvialwirkungen.

Das Flußbett des Dniepr mag hier ungefähr in einer Meereshöhe von 600 Fuß liegen. Von hier aus steigen die Höhen, auf denen Smolensk erbaut ist, bis zu 820 Fuß an, und die höchsten Punkte in der Nähe der Stadt scheinen eine Höhe von 870 Fuß nicht zu überschreiten. Die Höhen in der Umgegend von Jelna, südöstlich von Smolensk, steigen bis ungefähr 730 Fuß an. Rascher, wie nach Osten hin, senkt sich von Smolensk aus das Land nach Westen hin, und die Gegensätze zwischen den Höhen und Wasserspiegeln der Flüsse werden unbedeutender.

Zahlreiche Flüßchen ergießen sich von diesen Höhen am rechten Ufer in der Richtung von Nordwesten, und seltener nach den Richtungen von Norden und Westen abschweifend, in den Dniepr. Alle haben eine breite Thalfläche ausgewaschen, die mit schönen Wiesen bedeckt ist, und in steilen Thalwänden nach den Höhen ansteigt. In den kleinen Seitenschluchten sieht man Durchschnitte von rothem Sand und Thon von 40 bis 80 Fuß Höhe, die ganz an die zwischen den großen, nordischen See erinnern. Die Thalwände selber steigen bis zu den Höhen in diesen lockeren Schichten gegen drittehalb hundert Fuß an. Durch die steilansteigenden Thalwände

und den Wechsel von dichtbewaldeten Höhen und offenen Bergwiesen erhält die Gegend einen malerischen Charakter.

Es war schon Nacht geworden, ehe wir Smolensk erreichten. Im Halbdunkel des Mondlichts fuhren wir bergauf, bergab, und zuletzt am Rande des Dnieprthals hin der alten Stadt entgegen, und erreichten zwischen 10 und 11 Uhr nachts die Vorstadt am rechten Flußufer. Ein feuchter Nebel hatte sich über das Flußthal und über die Stadt gelegt, die der Länge nach durch zahlreiche Lichter angedeutet wurde. Einzelne Thürme und Thurmmassen stiegen im Nebel in unbestimmten Umrissen über die Mauer der Festung hinaus. Mehr aber, als alle übrigen Kirchen, machte die Kathedrale mit ihrem hohen Schiff und ihren gedrängten Thürmen einen riesenmäßigen, fast gespensterhaften Eindruck in dem halbverhüllenden Nebel und dem gedämpften Mondlicht.

Nachdem wir über eine halbe Stunde die Straßen der niedrigen Vorstadt der Länge nach abgemessen hatten, überschritten wir die lange Dnieprbrücke und zogen durch das nördliche Festungsthor, das man mit der Muttergotteskirche überbaut hat, in die alte, weltberühmte und in den Augen der Russen heilige Stadt ein.

Solche grandiose Gegensätze, wie Smolensk schon auf den ersten Blick in der Mondnacht darbot, hatten wir noch in keiner russischen Stadt gesehen. Die Straße führt einen steilen, kaum fahrbaren Berg hinan, zwischen Häusern und Kirchen hindurch. Links, nach Osten erhebt sich auf der höchsten, steilsten Höhe die colossale Kathedrale, und rechts sieht man tief unter sich eine steile Bergschlucht, vor deren Abgrund nur ein schwaches, eisernes Geländer schützt. Die Häusermassen bedecken gleichmäßig die Höhen und Niederungen, wie die steilen Abhänge. Auch im Mondlicht übersieht man einen großen Theil der ausgedehnten Stadt.

Wir stiegen im besten Gasthause ab. Es schien ein sehr anständiges Haus, und ein mächtiges Säulenportal, und ein von Säulen getragenes Dach ließ das Beste vermuthen. Was in Rußland unerhört ist, und uns noch ganz neu war: die Kellner bemühten sich aus eignem Antriebe um uns. Wir faßten das günstigste Vorurtheil; aber nur auf wenige Minuten.

Man schien hier mit dem glücklichsten Erfolg russische und pol-

nische Gasthausschweinerei vereinigt zu haben. Alles war voll Schmutz und ekelhaft anzusehen: Tischzeug, Betten, Stühle und Sophas, Boden und Wände. Wir machten das Alles, so viel wie möglich, unschädlich, und beruhigten uns vorläufig, da wir nicht anders konnten, und irgendwo bleiben mußten.

Mit Anbruch des Morgens fing der aschgraue Himmel an zu regnen, und es dauerte nicht lange, bis das Wasser in der Stadt von allen Anhöhen in Strömen über die Straßen hinabfloß. Jede Fernsicht war abgeschnitten, und jede Beschäftigung im Freien unmöglich gemacht.

So zogen wir denn zunächst zum Fischmarkt, der außerhalb der Festung in der Vorstadt und der Nähe der Dnieprbrücke liegt, und suchten dort diejenigen Fische aus, die zoologisches Interesse für uns zu haben schienen.

Von hier aus macht die Kathedrale der Stadt einen vorzugsweise imponirenden Eindruck. Die Festungsmauer verhüllt nur den untern Theil der Stadt. Die rings mit Häusern, Kirchen und Gärten bedeckten Berge und steilen Abhänge sieht man klar vor sich ausgebreitet und von der Festungsmauer umschlossen. Die Kathedrale im Mittelpunkt der Stadt auf der bedeutendsten Anhöhe erscheint als Beherrscherin der gesammten Massen.

Um von hier aus die Kathedrale zu zeichnen, suchte ich in einer Bretterbude am Brückenkopfe der Vorstadt Schutz gegen den noch immer anhaltenden Regen. Zwischen den unregelmäßig auf dem Boden umherliegenden Kieferstämmen und Bretterhaufen fand ich auch bald einen Platz, an dem ich wenigstens von oben gesichert war. Allmählich fanden sich auch, um Schutz vor dem Regen zu suchen, eine Menge Hökerweiber mit Obst, Rüben und Kartoffeln in der Bude ein, und etliche alte, invalide Soldaten kramten jeder eine Handvoll Nägel und andere kleine Eisenwaaren unter dem Bretterdache zum Verkauf aus, so wie eine Anzahl uniformirter Gymnasiasten und die vorüberziehende Straßenjugend sich um mich herversammelte.

Ein in einen grauen Uniformmantel eingehüllter Polizist stand lange stumm und beobachtend neben mir und verschwand endlich. Die Soldaten drängten sich dichter an mich heran, und versuchten

vergeblich, ein Gespräch mit mir anzuknüpfen. Nach etwa zehn Minuten war auch der Polizist wieder da, aber mit einem ganz anderen Gesichte wie vorher, wo er dumm gleichgültig mir zuzusehen sich bestrebte, bis er herausgefunden hatte, daß ich die Kathedrale mit der Umgebung bis zur unterhalb gelegenen Festungsmauer zeichnete. Sobald ich zur Festungsmauer gelangt, war er verschwunden.

Er versuchte ein Gespräch mit mir anzuknüpfen in offiziellem Tone. Ich mache ihm begreiflich, daß das zu keinen langen Erörterungen führen könne, und ich ungestört weiter zu zeichnen wünsche. Eine Zeitlang steht er ruhig vor mir da, und greift endlich zu, um mit einem Raubvogelgriff sich der Zeichnung und der Mappe zu bemächtigen.

Ich halte Beides fest. Er sucht mir begreiflich zu machen, daß er mich nebst Zeichnung in bestimmter Richtung wegzubringen wünscht. Endlich sehe ich, daß seine unreinen Polizeitatzen mir die Zeichnung beschmutzt und zerdrückt haben, und werde ärgerlich. In einem Moment, so schnell als man drei zählt, stoße ich alle meine russischen Schimpfwörter bis zu Swinia und Skatina gegen ihn aus, und versetze ihm, damit er mich nicht mißverstehe, indem diese Schimpfwörter die Gränzen eines kordialen russischen Scherzes noch nicht überschreiten, gleichzeitig mit Behendigkeit einen kräftigen Faustschlag in's Gesicht.

Diese Erklärung scheint ihm verständlich, und kaum, daß man im Zählen Zeit hat, vier hinzu zu fügen, liegt er rücklings über etliche Balken und Bretter der Länge nach hingestreckt, und meine Zeichnungen halte ich siegreich in der Hand.

Während ich im Begriff bin, diese nebst der Mappe in die Tasche zu stecken, um, mit beiden Händen frei, den weiteren Verlauf abzuwarten, packt mich Jemand von hinten an. Indem ich eins von den genannten russischen Schmeichelworten ausstoße, reiße ich mich los, drehe mich um und sehe, daß es die Wache ist, die Miene macht, mich zu arretiren. So war ich aus dem Regen in die Traufe gerathen.

Gegen eine Uniform mit geladenem Gewehr war eine andere Kriegführung rathsam. Ich fasse den Soldaten beim Arm und mache ihm begreiflich, er möge mir gegen den Polizisten und dessen unbe-

fugte Handlungsweise beistehen. Das Polizeiindividuum, das im Begriff steht, sich zwischen den Balken und Brettern wieder in die Höhe zu richten, fasse ich am Kragen und schleppe es eine Strecke weiter, indem ich ihm bedeute, daß ich beabsichtige, es zum Gouverneur zu bringen, von dem ich sehr wohl wußte, daß er nicht in der Stadt war, da wir ihm etliche Tage vorher begegneten.

Das Wort: »Gubernator« wirkte wie ein elektrischer Schlag, und kaum hatte ich es mit Energie und Entschlossenheit ausgesprochen, so waren die Rollen gewechselt. Das Publikum, welches sich herangedrängt hatte, trat etliche Schritte zurück, und der Polizist machte ein höchst bestürztes Gesicht und sah zur Seite, als wollte er irgend einen Ausweg suchen. Einige aus dem Haufen, die eben so wenig Vorliebe für den Polizeirock zu haben schienen, wie ich, fingen ein Hohngelächter über ihn an. Nicht ein einziger schien sich zu finden, der Lust gehabt hätte, Partei für ihn zu ergreifen. Sogar die Wache schien durch meine Zuversicht und die wiederholte Aufforderung: zum Gubernator! an mir irre geworden.

Dem erschrockenen Polizisten suchte ich nun begreiflich zu machen, daß ich beabsichtige, ihn aufknüpfen zu lassen, und beim Gubernator ihn zuvörderst die Knute erwarte. Die Wache stellte ich dann darüber in's Klare, daß ich darauf bestehe, sie müsse den Polizisten zum Gubernator bringen helfen. Das Wort Gubernator wurde bei allen diesen Auseinandersetzungen möglichst oft wiederholt und möglichst kräftig betont, während ich fortwährend die Wache am Arm festhalte; und es verfehlte seinen Zweck nicht.

Als ich umherblicke, sehe ich zu nicht geringem Wohlbehagen, daß der Polizist ganz unsichtbar geworden ist. Erzürnt und drohend wende ich mich zur Wache und wiederhole befehlsweise die Aufforderung: zum Gubernator! Der Wache kommt der Gang zum Gubernator, wie es scheint, höchst ungelegen, und sie macht ein Gesicht, als wünsche sie nicht dessen genauere Bekanntschaft zu machen. Ich lasse aber ihren Arm nicht los und mache mich mit ihr auf den Weg. Vom Arretiren schien gar nicht mehr die Rede zu sein.

So wie ich mit dem Soldaten am Arm den Abmarsch aus der Bude beginne, fliegt die Masse nach beiden Seiten auseinander,

Hökerweiber, Soldaten und Schul- und Straßenjugend, und wir ziehen ungestört hindurch, wie die Israeliten durch das auseinander gebreitete rothe Meer.

Auf der Brücke angekommen, lasse ich den Soldaten frei neben mir einhergehen. Den Einen war ich losgeworden, und den Andern wünschte ich im Stillen auch möglichst bald in alle vier Winde. Beim Gouverneur konnte ich, bei dessen Abwesenheit, nicht viel beabsichtigen. Die Empfehlungsbriefe an ihn waren uns vorausgegangen, und nicht in den Händen der Unterbeamten. Ich konnte mich höchstens durch meinen Paß legitimiren und hatte, ungeachtet derselbe von Moskau her in Ordnung war, möglicher Weise die Aussicht, bis zur Ankunft des Gouverneurs brummen oder mindestens vor Anker liegen zu müssen, indem Meyendorff meine übrigen Legitimationspapiere besaß. Am liebsten hätte ich also den Gang zum abwesenden Gubernator allein gemacht.

Kaum habe ich den Arm der Wache losgelassen, so sehe ich, daß der Soldat Anstalt macht, allmählich zurückzubleiben. Das war es allein, was mich aus der Verlegenheit ziehen konnte. Mit drohenden Blicken kehre ich um, fasse ihn auf's Neue beim Arm, und ziehe ihn bis zur Mitte der Brücke mit fort, wo ich ihn wieder frei nebenher gehen lasse. Als ich schnellen Schrittes ohne Umsehen am andern Brückenkopfe vor dem Thor der Festung angekommen bin, sehe ich mit Wohlgefallen, daß der Soldat nun auch verschwunden ist.

So war ich beide los und an Militairwache und Polizeiarrest vorbeigeschlüpft. Mit dem Erfolg meiner Zuversicht und des Schreckworts: Gubernator! vollkommen zufrieden, ziehe ich frei als Sieger in einem ungleichen Kampfe in die Festung Smolensk ein.

Doch nicht ganz allein. Ein nach Privatpolizei aussehendes, höchst widriges Individuum folgte mir aus dem Haufen auf etwa zwanzig Schritt auf der Ferse nach. Ich schlage Nebenwege ein, um mich zu überzeugen; der Privatpolizist auch, aber aus andern Gründen. Ich bleibe vor etlichen Kirchen und Häusern stehen, gleichsam als reisender Engländer, und mein zwanzig Schritt von mir abgerückter Schatten auch, ungeachtet des heftigen Regens, der nach der Höhe der Stadt immer dichter herabfiel. Endlich trete ich

in das Hôtel Chaber, d. i. zu deutsch und ursprünglich Haber, ein, und mein Schatten entfernt sich schweigend.

Dort angekommen, suche ich meinen Paß und meine Poderoschnia hervor, und breite sie vor mir aus, um für alle kommenden Fälle wenigstens die vielen kaiserlichen, wenn auch ganz unzoologischen Doppeladler als Streit- und Schreckmacht gegen neue Verfolger aufmarschiren zu lassen.

Kaum habe ich meinem Reisegefährten mein Abenteuer mit kurzen Worten erzählt, und mich hingesetzt, es zum ewigen Andenken an meine erste Straßenprügelei und Polizeiattake, so wie es hier geschehen, in einen Quartanten von Tagebuch einzutragen; so klopft Jemand, und herein tritt ein Mensch mit starkem Schnurrbart, Polizeibeinkleidern und Civilrock, dem der Regen neuen Glanz und eine ziemlich harmonische Färbung verliehen hatte. Auf den Ruf »Iwan« und die Bemerkung, es sei hier eine schlechte Wirthschaft, indem solche Menschen unangemeldet in's Zimmer kämen, trat er bis zur Thür zurück, und machte einen militairischen Halt. Iwan kam nicht; der Mensch blieb stehen, und ich schrieb weiter.

Allmählich rückte er von der Thür an näher an den Tisch, legte meinem Reisegefährten ein beschriebenes Papier vor, das dieser von sich wegwies. Dann stellte er sich seitwärts hinter meinen Stuhl, sahe über meine Schulter meine Zeichnungen und mein Tagebuch an, und streckte dann die Hand nach dem vor mir liegenden Paß aus.

Das schien mir die Vertraulichkeit zu weit getrieben. Mit dem erneuerten Commandowort: »Iwan!« fasse ich den mächtigen Quartanten von Tagebuch und lege ihn ziemlich unsanft und behende auf die Finger seiner flach über den Tisch ausgestreckten Hand nieder. Dies schien wieder verständlich, und indem ich aufspringe, war das Polizeibeinkleid mit zwei Schritten wieder an der Thür, und nebst einem halb unterbrochenen zweiten militairischen Halt, als Abschiedscompliment, aus dem Zimmer.

Ungeachtet der Polizeibeinkleider schien es uns nicht ganz unmöglich, daß der Mensch ein ganz rechtlicher Privatmann gewesen sei, der blos großes Verlangen getragen, meine Zeichnungen und den Paß in der Nähe zu sehen. Von der Richtigkeit unserer Pa-

piere mochte er sich jedoch in der Schnelligkeit hinreichend überzeugt haben. Denn von Seiten der Polizei geschah keine weitere Nachfrage nach uns.

Da es noch immer mit der größten Ruhe und Ausdauer fortregnete, so erkundigten wir uns zuletzt speziell nach Steinbrüchen. Es solle einer vorhanden sein, zwei Werste östlich von der Stadt, aus dem der hiesige Kalk gebrannt würde. Das war es, was wir wünschten, und so setzten wir uns, mit unseren geognostischen Hämmern bewaffnet, in eine Droschke, obwohl der Regen immer dichter und in immer größeren Tropfen herabfiel, und jede der steilen Straßen in einen rauschenden Bergstrom umgewandelt schien.

Unten in der Stadt angekommen, fuhren wir längs der vielfach durchbrochenen Festungsmauer, die bequem jeder Stadthund passiren konnte, obschon mir die Polizei das Zeichnen derselben verleiden wollte, nach Osten, und an vielen Lücken vorbei endlich durch eine größere Lücke, die als Thor benutzt wurde, in die Vorstadt. Aller Unrath, den das herabstürzende Regenwasser aus der Stadt weggespült, war hier aufgehäuft und breiartig durchgeweicht. Die Vorstadt schien, ein russisches Venedig, gleich einer Gruppe von Inseln, in einem Meer von Morast zu schwimmen.

Der ersehnte Steinbruch, der einzige in der Umgegend von Smolensk, ist ein Hügel mit Diluvialmassen, Sand und nordischen Kiesel- und Granitgeschieben, denen Kalkgeschiebe, so viel mit Wahrscheinlichkeit und Sicherheit zu ersehen, größtentheils der Formation des alten rothen Sandsteins entlehnt, beigemischt sind. Dieser Hügel wird von allen Seiten her durchwühlt. Alle dem Sande beigemischten Steine werden herausgesucht, und ohne Auswahl und ohne Ansehen der Person auf Kalk gebrannt. Kalköfen giebt es dabei sehr viele; es sind sehr primitive Einrichtungen, bloße Gruben und Löcher.

Nachdem die Steine insgesammt die Feuerprobe bestanden haben, sehen die Mineralogen und Technologen von Smolensk zu, welche derselben Kalksteine gewesen sind, und benutzen sie als gebrannten Kalk. Die nicht zerfallenen kommen entweder unverändert oder als Schlacke zum Vorschein, und werden beiderlei Eigenschaften halber sofort nachträglich bei Seite geworfen, oder zum Ausfüllen

alter Gruben, oder als hinreichend feuerfest zum Ausmauern neuer Kalköfenlöcher benutzt.

Wir besahen den Hügel mit seinen vielen Geschiebeforschungslöchern der ganzen Länge und Breite nach. Keine Spur von anstehendem Gestein war zu sehen. Und so schlossen wir: falls die Smolensker anstehenden Kalk hier hätten, würden sie nicht Geschiebe mit vorherrschendem Granit und Kieselgesteinen in Rampe auf Kalk brennen. Damit schien für uns die Geognosie von Smolensk gegenwärtig abgethan.

Und so kehrten wir die Blicke resignirend in die eben wieder hervortretende Ferne, nach allen Seiten hin, nach der Stadt und ihren Vorstädten, und nach dem Dniepr, der hier mit allen seinen Nebenflüssen sich wie gewisse Hausthiere im Schlamm herumwälzt, und deßhalb auch weder gutes Trinkwasser, noch geognostische Durchschnitte, und höchstens einige neue Fischarten liefert.

Von diesen Hügeln aus, wo man sich vergeblich bestrebt, Granit durch Feuer in Aetzkalk umzuwandeln, sieht man die Stadt von einer der interessantesten Seiten. Der Anblick muß bei Sonnenbeleuchtung großartig sein, da schon der Regen eine imposante Gruppirung der Formen durchblicken läßt.

Man überblickt fast die ganze Stadt und die an vielen Stellen eingestürzte Ringmauer, mit ihren zahlreichen, theils zerstörten Mauerthürmen. Ganz geöffnet ist die Stadt dem Blicke nur nach Norden hin, wo der Dniepr die Festungsmauer umspült. Aus den Baumgruppen und den dunklen Häusermassen steigen vom Fluß aus an den verschiedenen Abhängen der Stadttheile oder steilen Stadthügel einzelne niedrige, eben nicht besonders ausgezeichnete Kirchthürme auf, und hin und wieder wird auch ein steinernes Haus gesehen. In der Mitte der Stadt und aller dieser Hügel, durch eine Mauer, wie eine kleinere Citadelle, von der umschließenden Festung abgesondert, erhebt sich auf der höchsten Höhe die Kathedrale, als stände sie mit ihrem hohen Schiff und den schlanken Thürmen und Kuppeln ganz allein da. Nur in der Umgebung der Kathedrale sieht man einen ziemlich geschlossenen Streifen von Steinhäusern an der Straße, die von Norden nach Süden die Stadt durchschneidet. Die übrige Stadt besteht aus dunkeln Blockhäusern. Auch die Vor-

städte, die an beiden Seiten des Dniepr wie ein dunkelfarbiger Kranz die rothe Festungsmauer umgeben, bestehen fast nur aus Blockhäusern, die zu den kleinen Wäldchen und Baumgruppen, mit denen sie durchzogen und umgeben sind, angenehme Gegensätze bilden.

Die Stadt, in einer für Rußland ungewöhnlich malerischen Gegend gelegen, hat, wie man aus allen Einzelnheiten sieht, außergewöhnlich viele Anlagen, schön zu sein. Doch ist sie hinter den Erwartungen, die sie auf den ersten Blick anregt, weit zurückgeblieben. Die Schuld liegt daran, daß außer dem Saborr keine größeren Gebäude hervortreten, daß die übrigen Kirchen weder groß, noch byzantinisch, noch russisch, sondern ganz charakterlos gebaut, und ihrer nicht besonders viele geworden sind. Aus Bäumen und Blockhäusern läßt sich viel leichter ein großes Dorf, als eine imponirende Stadt zusammenstellen.

Und doch soll die Stadt seit dem Brande von 1812, wie Moskau, verschönert aus ihrer Asche emporgestiegen sein. Man schreibt ihr jetzt kaum 10,000 Einwohner zu. Ihre größte Blüthe fällt in frühere Zeiten.

Schon im neunten Jahrhundert existirt die Stadt Smolensk als Hauptstadt der Krivitschen und gegründet von den Krivitschen. (Kar. I. p. 30.) Im Jahre 882 ergab sich die Stadt freiwillig der Herrschaft Olegs. (Kar. I. p. 100.) Der Großfürst Wladimir überließ Smolensk als Fürstenthum einem seiner Söhne. Unter Isiaslaw, kurz nach der Mitte des eilften Jahrhunderts, hatte sich das Fürstenthum schon bis Pskow, Kaluga und Moskau ausgedehnt (Kar. II. p. 56.), und besaß zu Ende des zwölften Jahrhunderts zahlreiche untergeordnete Fürstenthümer, unter andern Wiásma und Dorogobusch (Kar. III. p. 164.). Es legte sich den Titel eines Großfürstenthums bei, und wetteiferte an Bedeutung mit dem Großfürstenthum Kiew. Seit dem Einfall der Tataren in Rußland wurde das Fürstenthum zum dauernden Unheil von Smolensk ein Zankapfel zwischen den Tataren, Lithauern und den Großfürsten, gegen die es sich lange Zeit unabhängig hielt. Witowt, der Beherrscher Lithauens, bemächtigte sich endlich 1393 der Stadt und Festung durch Verrath (Kar. V p. 126.), nachdem die Stadt durch eine fürchter-

liche Pest geschwächt und verwüstet worden war. Das lithauische Gebiet erstreckte sich bis Alexin und Kursk. Als 1401 sich Fürst Juri wieder der Stadt bemächtigt hatte, wüthete er dermaßen unter den Großen und Bojaren, daß sie bei neuem Heranrücken Witowt's, 1404, die Stadt nochmals durch Verrath an die Lithauer übergaben. (Kar. V. p. 144.) Ueber hundert Jahre lang blieben diese im Besitz derselben, obschon die Russen wiederholt die Stadt angriffen, bis endlich Großfürst Wassili, 1514, sie nach hartnäckiger Belagerung wieder einnahm (Kar. VII. p. 51.). Unter der Regierung des letzten Rurik legte Boris Godunow, im Jahr 1596, die erste steinerne Festung in Smolensk an (Kar. IX. p. 258.). Fast hundert Jahre hatten die Russen die Stadt wieder in Besitz gehabt, als König Sigismund 1611 sich auch durch Verrath ihrer wieder bemächtigte. Noch in der Stadt kämpften die Russen auf jedem Trümmerhaufen, bis sie sich zuletzt in und mit der Kathedrale der Mutter Gottes in die Luft sprengten (Kar. XI. p. 250.). Mehr als 70,000 Menschen waren in der Stadt umgekommen. Vergeblich versammelte später Michail Feodorowitsch 1633 ein Heer von 100,000 Streitern mit 300 Kanonen vor der Stadt; der Verrath des Befehlshabers vereitelte auch hier die Belagerung aufs Schmählichste. Erst im Jahr 1654 bemächtigte sich Alexis Michailowitsch der Stadt und des Fürstenthums wieder dauernd. Peter der Große ließ die Festungswerke auf's Neue verstärken, und Napoleon's große Armee, im Jahre 1812, war der letzte Feind, der sich der so oft von Freund und Feind siegreich belagerten und verrathenen heiligen Stadt bemächtigte.

Seit der letzten Befestigung von Smolensk sind die Gränzen Rußlands so weit nach Westen vorgerückt, und die alten Erbfeinde, die Polen und Lithauer, zwar in unfreiwillige, aber doch so wohlbewachte Freunde verwandelt, daß eine Herstellung der Mauern von Smolensk seit der Zerstörung von 1812 nicht mehr nothwendig scheint. Von den 36 alten, festen Mauerthürmen sind viele verfallen. Die Thore, die nicht mit Kirchen überbaut sind, erweitern sich freiwillig nach allen Seiten, und viele der großen Lücken in der Mauer werden als bequeme, neue Thore benutzt. Auf den Resten der Mauer und in den Schießscharten siedelt sich das National-

holz, lebendiges Birkengesträuch an, und so können sich in der Folge von selber die alten, furchtbaren Festungswerke für die Smolensker schöne Welt in schattige, ruhige Spaziergänge umwandeln.

Nach gewonnenen geognostischen Nichtresultaten kehrten wir zur Stadt zurück. Der Regen hatte nachgelassen, und es zeigte sich, daß nur die eine Straße, die von Norden nach Süden die Stadt durchschneidet, ein regelmäßiges Pflaster hat. Viele Straßen der entlegeneren Stadtviertel bestehen aus Bretterplanken.

Beide Enden der Hauptstraße führen zu einem Thor, auf dem eine Kirche angebracht ist. Das Thor verwandelt sich nach Oben in eine Kirche, oder auch die Kirche nach unten in ein Thor: eine Combination, die weder an sich, noch als Kirche, noch als Thor gut aussieht. Das nördliche Thor am Dniepr mit der Mutter-Gotteskirche ist durch sein Alter und seine Heiligthümer ehrwürdig; aber das Südthor ist bloß ein viereckiger Fensterkasten, oben mit Thurm und Kuppel, in jeder Hinsicht unbedeutend.

In der Muttergotteskirche wird das durch ganz Rußland allverehrte Bild der heiligen Jungfrau aufbewahrt, dem Kotusof großentheils seine Siege gegen die Franzosen verdankte. Auch hängt hier der Waffenschmuck des heiligen Mercurius, eines römischen Apostaten, der in Smolensk tapfer gegen die Tataren focht, bei einem Ausfall gegen dieselben sein Leben verlor, jedoch mit seinem Kopfe unter dem Arm ruhig in die Stadt zurückkehrte, um sich feierlich hier beerdigen zu lassen (Str. p. 238.).

Von einem Nachmittagsbesuch im Gymnasium, um die naturhistorische Sammlung zu sehen, ist wenig zu berichten, wenn man ein so ausgezeichnetes Gymnasium, wie in Wologda gesehen hat. Naturhistorische Sammlungen könnten höchstens als Raumverschwendungsmaterial benutzt werden, da kein naturwissenschaftlicher Unterricht eingeführt ist. So ist denn auch nichts natürlicher, als daß keine vorhanden sind.

Es wurde hospitirt. Latein war wegen Nichtvorhandensein eines bezüglichen Lehrers seit einem Jahre im Gymnasium nicht gegeben. Ein neuer, junger Lehrer hatte es vor Kurzem wieder begonnen. Das Doziren in lateinischen Fragen und Antworten verwan-

delt sich bald in ein allseitiges »Kak? Kak?« und so geht es »paschol« auf gut Russisch weiter.

Griechisch wird mit unerhörtem Eifer getrieben, und mit wahrer Leidenschaft ein und dasselbe Wort zehnmal hintereinander a tempo ausgeschrieen, der Sicherheit wegen. Aus demselben Grunde werden auch keine einzelnen Schriftsteller, sondern alle zusammen in gehörig censirten Uebungssetzen gelesen. Ich dachte noch immer irriger Weise, Griechisch studiere man aus religiösen Gründen. Es geschieht aber deßhalb, weil der, welcher ein Examen im Griechischen macht, gleich einen Tschin mehr erhält, den Adelsrang Nr. 12. Es wird aber nicht unbedingt gefordert, daß ein Jeder auf Nr. 12 Anspruch mache; und solche können sich die Mühe sparen, und mit anderweitigen Kenntnissen und der Tschinnummer 13 das Gymnasium absolviren.

Das hiesige Gymnasium besitzt in 7 Klassen 250 Schüler nebst 10 Lehrern und einem Extradirector, wozu ein Jeder tauglich ist.

Auch das vor etlichen Jahren hier neuerrichtete Adelsinstitut mochten wir nicht gern ungesehen lassen.

Russische Adelsinstitute sind nicht zu vergleichen mit den Junker- und Vollblutakademien Deutschlands. Auch haben sie nicht den Hauptzweck: die adelige Jugend zu legalen Stützen des Throns und der Kirche zu erziehen, wie anderwärts, z. B. am Rhein. Es möchte in Rußland schon eine solche Idee leicht für staatsverbrecherisch erklärt werden können, weil sie die Möglichkeit voraussetzt, daß man entgegengesetzte Zwecke für möglich hält. Im Ganzen ist der russische Adel dem deutschen nicht zu vergleichen.

Der alte Waräger-Adel ist durch Peter den Großen zwar nicht aufgehoben; aber für das Staatsinteresse durch die Einführung des chinesischen Mandarinen-Adels, der vierzehnstufigen, für Militair und Civil doppelläufig angefertigten Tschinleiter, beseitigt. Jeder Freie kann, und jeder Adelige muß, auch wenn er ein Fürst aus dem alten Herrscherhause ist, diese Leiter hinaufsteigen, sobald er sich im Staate verdient machen und zu irgend einer Geltung bringen will. Dies ist der Anschauungsweise der Gegenwart so zur anderen Natur geworden, daß ein russischer Tschinovenik sich einen Menschen ohne Tschin, der kein Bauer wäre, nicht denken kann. Einen Men-

schen in solcher Gesellschaft als Bestschin, als einen Tschinlosen, vorstellen, ist synonym damit: ihn für Imbecile erklären. Jeder Tschinovenik fürchtet sich, mit einem Bestschin zu reden, indem er nicht weiß, auf welche Weise er durch seinen Umgang oder durch ungehörige Antworten in Verlegenheit kommen kann.

So weit der Staat sich für die Bildung des Adels aus eigenem Interesse bemüht, kann er nur diesen Dienstadel berücksichtigen. Ein anderer Adel existirt direct für ihn nicht mehr, obschon auch die neuere Zeit Fürsten und Grafen, ohne daß sie eine bestimmte Stufe der Tschinleiter bezeichneten, hinreichend neu produzirt hat. Es ist leicht begreiflich, daß in solchen Adelsinstituten die Heraldik nur ein untergeordneter Lehrgegenstand sein kann, und daß man hier erst recht auf eine Kaserneneinrichtung und auf Kasernenschätze stößt. Sogar ein Zeughaus, auf Russisch: Zeuggaus, besitzt eine solche Anstalt.

Es war deßhalb für uns vom größten Interesse, die Vorbereitungen zur Tanzstunde zu sehen. Die Zöglinge aßen eben im Speisesaal auf Commando ein Butterbrot, genannt Kaffee, weßhalb vor jedem eine leere Tasse stand. Im Tanzsaal war der Meister nebst der Musik, einer zuweilen laut werdenden Geige, schon versammelt. In diesem Fache giebt es nur vollendete Leistungen, im eigentlichsten Sinne nur Tanzmeister. Etwas Halbes scheint in diesem Zweige menschlicher Ansichten nicht aufkommen zu können.

Stillschweigend wurden wir einander vorgestellt. Die Rede floß vom Munde des Meisters, eines französirten Kurländers. Seit zwei Jahren sei er engagirt, doch ohne Gage, hätte noch andere Privatstunden, und müsse um Gage einkommen, sei früher in Petersburg gewesen, wo es besser wäre, — sein Amt sei schwer, er glaube aber durch seine Thätigkeit etwas darin geleistet zu haben, — besonders sei die Musik theuer, er halte sich jene Geige dort, — Complimente seien die Hauptsache, besonders der Anstand Zweck, — er glaube etwas darin geleistet zu haben, — kein Volk übertreffe in Talenten die Deutschen, geborene Tanzmeister u. s. w.

Die adelige Jugend kam, sämmtlich in Uniform, und wegen Zeitverlustes das halbvernichtete Butterbrot in der Hand. Wir sahen die Früchte des Meisters, die Leistungen im Compliment: Fünf-

zig Jungen und fünfzig Complimente, und wiederholt fünfzig Complimente, und dann Repetitionen Einzelner, und dann fünfzig Anstände. Der Meister klatschte in die Hände zum Angriff; der bebutterbrodete junge Adel von Smolensk stellte sich essend in Schlachtreihe, die einzelne Geige begann ihr Riesenwerk: hundert Beine zugleich zu bewegen, und der Meister flog schon in einem Moment nach hundert Richtungen zugleich im Saal umher, als wir, der Sicherheit halber, zur Thür hinaus gingen.

Unirte Kirche in Witebsk.

## V.

# Die Dünagegenden.

Abreise von Smolensk. Rückblick auf die Stadt. Die Wasserscheide. Nachtquartier. Reliefheilige. Die Stadt Poretschie an der Kasplia. Geschnitzte Holzheilige. Straßenpflaster. Charakter der Gegend und des Reisewetters. Eine Regenpause. Die Stadt Welisch an der Düna. Unser Gastwirth und Postmeister. Judenpferde. Die Düna. Feld und Wald. Die kleinen Nebenflüsse. Das hohe Land. Der Himmel klärt sich auf, und wir bleiben stecken. Letzte Reste der Flora. Surasch Die Brücke und Ueberfahrt über die Kasplia. Geognostische Beschaffenheit der Flußufer. Ein deutsches Gasthaus. Ankunft in der Stadt Witebsk. Bevölkerung des Landes. Die Volksbildung. Die Juden. Das Leben auf den Straßen. Vielseitige Beschäftigung der Juden. Judenrassen. Straßenreinigung. Die Stadt und ihre Kirchen. Spätere russische Verbesserungen der Kirchen. Neuere unirte Kirchen. Die orthodoxen Holzkirchen. Ein Judenfeiertag. Die Polizei. Anstehende Sandschichten an der Witeba. Feierabend. Berührungspunkte der Juden und Christen. Die Juden als Bauernpächter. Mißlungene Versuche, die Naturaliensammlung des Gymnasiums zu sehen. Kirchendecorationen und Gottesdienst. Statistische Rückblicke. Ankunft unserer Reisegefährten. Letzte geognostische Bestrebungen. Abfahrt in verschiedenen Richtungen.

Unsere Abreise war auf Donnerstag, den sechsundzwanzigsten September, festgesetzt. Ein dichter Nebel lag auf der Stadt, so daß nur die nahegelegenen Häuser und Bretterplanken sichtbar

waren. Dann fiel der Regen herab, anfangs feiner, nachher in Massen, so daß die Stadt wieder im Wasser schwamm. Noch um Mittag waren die Thürme der Kathedrale ganz verhüllt, und nur matte Umrisse der Fenster sichtbar. Es war gar nichts anzufangen.

Die Post besaß, wie in Städten immer, keine Pferde, und so hatte Iwan einen Bauer bis zur Düna gemiethet, der erst Nachmittags mit seinen Pferden ankam. In wenigen Minuten hatten wir unser schmutzreiches Gasthaus hinter uns, und entfernten uns über die lange Dnieprbrücke und die nördliche Vorstadt, den Schauplatz meiner Straßenkämpfe, aus der Stadt und dem Flußthal.

Auf den Anhöhen im Nordwesten der Stadt blickten wir noch einmal zurück. Der Himmel war auf etliche Minuten frei. Wenn die Stadt von irgend einem Punkte imponiren könnte, so wäre es von hier, wo sie ganz ausgebreitet, wie zu den Füßen des Beschauers, liegt. So müßte man sich aus Tausend und einer Nacht den Horst des Vogel Roch denken. In dem rothen Mauerneste etwas Holzspäne und Laubwerk, und in der Mitte ein einziges großes Ei, die Kathedrale. Man sollte die Stadt nur im Mondschein bewundern wollen.

Mit leichtem Herzen nahmen wir auf immer von ihr Abschied, und der Tarantase bewegte sich mühsam im aufgeweichten Lehmboden und Moraste der Straße über die Höhen hin. Handgreiflicher Nebel und Regen verfolgte uns von Oben mit immer erneueten nassen Umschlägen, so daß wir endlich, so viel wie möglich, das Fuhrwerk schlossen. Auch verloren wir nicht viel, indem wir uns den Anblick des nassen, rothen Lehmbodens, der Birken- und Tannenwälder und des Bergellerngestrüpps vorenthielten.

Nur die Wasserscheide zwischen Dniepr und Düna konnte uns aus unserm verschlossenen, beweglichen Hause locken. Die Barometermessung ergab für dieselbe in der Nähe des Dorfes Kiselewa eine Höhe von 800 Fuß.

Wir hatten in Smolensk erfahren, daß bei Surasch an der Düna festes Gestein anstehe, und nahmen in Ermangelung einer anders begründeten Reiseroute mit nothwendigen, großen Umwegen unsere Richtung dorthin, indem wir die Wasserscheide, die hier fast

ganz den Charakter der Höhen nordöstlich von Smolensk beibehält, in der kürzesten Richtung überschritten.

Abends gegen acht Uhr mußten wir wider Willen Halt machen. Es regnete immer stärker, und der Wind heulte in der Finsterniß schauerlich an uns vorüber. Iwan bereitete, als combinirtes Mittags- und Abendessen, etwas Kaffee, und wir fühlten uns schon behaglich, den Wind und Regen in etwas größerer Entfernung von uns zu hören.

Unser Nachtquartier war ein Krug, für den, nebst Schenkgerechtigkeit, der Wirth oder Bauer eine Miethe von 120 Rubel Papier bezahlte. Der Gutsherr wohnt schräg gegenüber, und versieht, falls er den Krug nicht verpachtet, die Schenkwirthschaft selber.

Die Gaststube ist von der Schlafstube der Familie nur durch eine halbe spanische Wand getrennt, und sieht schon etwas civilisirter aus, wie in einem gewöhnlichen Bauerhause. Eine aus Latten zusammengeschlagene Bank, gleich einer Gartenbank, vertritt die Stelle des Sophas. Außerdem kann man sich auf drei Stühlen, mit hervorstehenden Nägeln auf dem Sitzbrett, die Kleider zerreißen, ohne Gefahr auf einen Vorraths- und Holzkasten, als Stuhl, niedersetzen, und zu seiner Toilette ein handgroßes Stück Spiegel benutzen, das an der Wand festgenagelt ist. Hiezu noch einen vordem viereckigen Tisch gezählt, so hat man alles bewegliche und unbewegliche Hausgeräth. Alles Bettwerk besteht in einem Bund Heu, falls man nicht auf dem bloßen Erdboden, oder auf der bloßen Bank schlafen will.

Das Haus ist ein Blockhaus, und die Wände sind bloße Tannenstämme. Nur die Heiligenecke ist auf einem Raum von etwa 6 Quadratfuß Respects halber mit buntem Papier tapezirt. Hier hausen, außer den Oelheiligen in gold- und silbernem Gewande, einige kleine getriebene Messingbilder mit Reliefheiligen von indischem Ansehen, wie mir in Großrußland noch keine begegnet waren, und etliche Papierheilige, in der Art, wie Coeurkönig und Treflebube auf sehr billigen, alten Whistkarten: alle unter den Zeichen großer Verehrung. Aus der Profangeschichte waren nur Bilder vorhanden, die sich an das religiöse Interesse anschlossen: Bilder aus dem neugriechischen Freiheitskampfe u. s. w.

Die messingenen Reliefheiligen deuten auf Einfluß des Katholizismus hin; in der griechischen Kirche darf nur ein gemaltes Bild verehrt werden. Es war Maxime der Jesuiten, erst einen Finger und dann die ganze Hand u. s. w. zu sich überzuziehen, um desto sicherer zu gehen, und sie erlaubten sogar die Priesterehe und viele andere verpönte Ketzereien, um die polnischen Provinzen der griechischen Kirche abtrünnig zu machen, und zum Papismus hinüber zu leiten.

Auch die kleinen Kinder werden hier nicht verwöhnt. Während in der Nacht Alles, außer dem Sturm draußen, zur Ruhe gekommen ist, rollt ein noch nicht zweijähriges Kind von der Brettererhöhung herab, die als Bett dient. Anfangs besinnt es sich, fängt dann an versuchsweise zu weinen, bleibt aber natürlich liegen, schluchzt weiter, und beruhigt sich endlich ganz. Erst als es in der Nacht gehen hört, fängt es auf's neue an, zu weinen, und wird aus seiner unangenehmen Lage befreit.

Nach Mitternacht lagen wir alle auf dem Heuhaufen. Doch nur auf kurze Zeit; der Wind und der Regen, der durch die Fenster schlug, weckte uns wieder auf. Um drei Uhr Nachts saßen wir wieder im Tarantase. Der Regen und der kalte Sturm verstärkte sich bis zum Morgen. Heerden von ukrainischen Ochsen mit ihren Treibern waren die einzigen lebenden Wesen, die wir auf der sonst so belebten Straße in der Nacht antrafen. In allen Richtungen hörte man das laute Heulen und Rufen der Treiber, und es kam uns im Sturm und Unwetter doppelt unheimlich vor.

Bei guter Zeit morgens waren wir in der Kreisstadt Poretschie, die noch zum Gouvernement Smolensk gehört, jedoch im Flußgebiete der Düna liegt und von der Kasplia durchströmt wird. Die Stadt, scheinbar auf einer weiten, wenig undulirenden Ebene gelegen, die schon etliche Meilen südlich von Poretschie beginnt, liegt gegen 660 Fuß über der Ostsee, und also gegen 140 Fuß unterhalb der Wasserscheide, auf der die Kasplia entspringt.

Daher der rasche Lauf des Flusses, der in den lockeren Thon- und Sandschichten, die er durchströmt, alljährig bedeutende Verwüstungen anrichtet.

Poretschie ist ganz hölzern und besitzt nur ziegelsteinerne Rauch-

fänge. Nicht ein einziges Steinhaus hat die Stadt aufzuweisen. Auch die Dächer sind mit Holz gedeckt, wie aller Orten, sobald man die Wasserscheide der Düna überschritten hat. Die Wälder sind hier weniger vernichtet, und Stroh ist seltener als Holz. Die dünnen Holzbretter, mit denen das Dach belegt ist, werden durch aufgelegte schwerere Querbalken festgehalten, etwa, wie man im Gouvernement Jaroslaw das Stroh auf den Dächern durch übergelegte Querlatten befestigt. Nur sehr wenige Häuser haben Schindeldächer ohne Querbalken darüber.

Unser Gasthaus ist möglichst schmutzig. Die Düna scheint keine Sittenänderung hierin einführen zu wollen. Die Tannenstämme der Stube sind mit Lehm und Kalk zwar überstrichen gewesen, diese Mineralsubstanzen sind aber meist wieder abgefallen, und liegen am Fuße der Wände frei umher.

Die Heiligen, in eine bevorzugte Ecke zusammengedrängt, sind mit einer buntgestickten, weißen Decke überhängt, und alle mit Tagetes und anderen gelben Blumen geschmückt. Unter den Oelheiligen präsidirt gleichsam ein aus Holz geschnitzter, anderthalb Fuß hoher, bunt bemalter, sitzender und heilig gesprochener Metropolit; das erste heilige Schnitzwerk, das wir in Rußland sahen. Der papistische Einfluß wird immer unverkennbarer.

Im Begriff, diese erste Stadt des Dünagebiets zu verlassen, suchten wir darüber in's Klare zu kommen, ob ein Straßenpflaster hier existire. Da der Tarantase bis fast zur Mitte der Räder sich durch den Straßenkoth hindurchbewegte, so blieben wir im Unklaren. Erst in der Nähe des Thors, wo am Abhange der Regen die Straßenreinigung mit Erfolg unternommen hatte, zeigte sich unter dem weichen noch ein festes Steinpflaster, das sich mindestens durch die Stöße und Schläge verrieth, die wir im Tarantase erhielten.

Nördlich von Poretschie durchschneiden etliche kleine Flüsse auf ähnliche Weise die weite Fläche, wie die Kasplia, zu der sie hinfließen. Das niedrige, steile, fast ganz von Wasser angefüllte Flußbett bringt keine Aenderung im Charakter der Gegend hervor, und noch immer stehen die rothen Thon- und Sandschichten der alten rothen Sandsteinformation hier an, wie in der Nähe des Dniepr an der Ussa und Ugra, und im Süden des Onegasees.

Die Gegend ist nun eine unüberseh bar ausgedehnte Ebene, da die geringen Ausspülungen der Flußthäler den Anblick nicht verändern. Man sieht fast nur niedriges Gestrüpp der Bergeller, Alnus incana, in dem die gemeine Eller zuweilen baumartig emporsteigt, und das stellenweise mit ausgedehnteren Waldflächen wechselt, die aber überall mit diesem Ellergestrüpp rings umzogen sind. Auf dem vorherrschend sandigen Boden ist die Tanne größtentheils wieder verschwunden; die Wälder bestehen aus Kiefern und Birken. Lichte Stellen im Innern der Wälder sind dicht mit Heide bedeckt, die erst hier wieder in größerer Ausdehnung auftritt, und in dieser charakteristischen Gestaltung im Wolgagebiet ganz zu fehlen scheint. Seit der Suchona hatten wir keine Heideflächen gesehen, und auch dort sind sie weniger ausgedehnt, wie am Ladogasee und im Wassergebiete der Ostsee im Allgemeinen.

Schlechteres Reisewetter kann man nicht haben. Obdach giebt es hier nicht, um sich auch auf nur etliche Stunden ruhig nieder zu lassen; und im Freien wäre es fast noch weniger auszuhalten, wenn man nicht vor Ungeziefer aller Art gesichert wäre. Also immer vorwärts, ohne Wahl. Der niedrige Himmel liegt dicht und schwer über uns, wie ein dunkelgrauer Regensack. Der Regen fällt herab, wie ein unabsehbarer Wasserfall. Von Nordwesten her zieht der Wind so mächtig heran, daß die schlanken Aeste der Hängebirken sich beständig in einer horizontalen Lage erhalten, und alle Bäume der Richtung des Windes, wie starr und gebannt, folgen.

Die Birken erhalten in dieser starren Lage, vom Sturm gefesselt, das Ansehen der Buche, die in Rußland nicht vorkommt. Man giebt sich leicht dieser bewußten Täuschung hin, um sich in heimathliche Gegenden, etwa nach Deutschland, in schöne Buchenalleen und Buchenwälder zu versetzen, und abstrahirt von den blendendweißen Birkenstämmen leicht. Die freundlichere Phantasie findet leider ein schnelles Ende, sobald man auf die lang ausgedehnten Knüppeldämme geräth.

Das Holz der Knüppeldämme ist das, was von allen Holzarten sich der Vorstellung am gewaltigsten und zugleich am leichtesten einprägt, und das, was am sichersten blos nach dem Gefühl zu bestimmen ist. Der Weg ist hier wie ein großer Morast und See,

tief ausgefahren, voller Löcher, und entblößt bis auf diese herzzerreißenden Querhölzer, die man alle einzeln zählen kann, obschon sie etliche Fuß hoch von Wasser und flüssigem Koth bedeckt sind.

Die Gegend macht einen unaussprechlich tristen und trostlosen Eindruck. Das ganze Land ist wie bei einer großen Ueberschwemmung: eine weite, an einzelnen kleinen Hügeln zerrissene Wasserfläche, in der nur das blos mit der Spitze hervorragende, abgewelkte Ellerngestrüpp zwischen halbversunkenen Wäldern sichtbar ist. Die Gegend ist so flach, daß das Wasser in Verlegenheit kommt, wohin es fließen soll, und folglich, wie der logische Esel zwischen zwei Heubündeln, stehen bleibt.

Nach Mittag hatte Regen und Sturm etwas nachgelassen, und nur das Pferdegeträtsch, als führen wir durch einen flachen See, war noch allein hörbar. Fast neugierig öffneten wir das geschlossene Fuhrwerk, um zu sehen, wie es in der Welt ohne Regen aussieht. Es war ein eigenthümlicher, seltsamer Anblick.

Wir fahren in einem großen Birkenwalde. Die halbversunkenen, alten Birkenstämme stehen wie sturmmüde da, und lassen traurig ihre Aeste mit dem zerrissenen, halbverflogenen Laubkleide, zur Erde herabhängen. Alle Baumgipfel sind mit einem zarten, bläulichen Nebel, wie mit einer Elfenkrone umzogen. Sonderbar setzen sich diese tausend lichten Nebelkronen gegen den dunkelgrauen, hoffnungslosen Himmel ab, wie blasse Rauchfeuer in der trüben Dämmerung. Eine lebhafte Phantasie könnte hier die ganze Elfenwelt vor sich aufgedeckt sehen, und man begreift, wie der Sinn der nordischen Völker seine Geisterwelt in ein unbestimmtes, tausendfach wechselndes Nebelgewand kleiden mußte.

Diese Elfenwelt war aber bald wieder vernichtet. Der Sturm fing wieder an, seinen diabolischen Gesang hören zu lassen. Er faßte die schlanken, biegsamen Träger dieser Wolkengestalten heftig an, und rüttelte sie so gewaltsam, daß ihre Kronen einsanken. Der Regen fiel wieder in Strömen herab, und wir zogen uns in das Innerste unserer fahrenden Wohnung zurück, um dem unheimlichen Dämon in der Natur zu entfliehen.

So kamen wir Abends im Gouvernement Witebsk in der Stadt Welisch an der Düna an.

Ein Gasthaus existirt hier nicht, wenigstens nach Aussage des Postmeisters, der selber dafür aufkam, der einzige Gastwirth in der Stadt zu sein. Wir steigen also auf der Post ab, und der Postmeister, ein getaufter Jude, das Ebenbild von hundert anderen, denen die Taufe doch die orientalische Physiognomie nicht beschädigt hat, kam uns mit aller nur erdenkbaren zudringlichen Zuvorkommenheit, oder vielmehr prädestinirender Zudringlichkeit entgegen. Die Zimmer waren klein, aber gut, deutsch tapezirt, mit deutschen Bildern verziert, heiligen und unheiligen, und der orientalische Mann sprach auch deutsch, und fühlte sich dabei so wohl und behaglich, und pries uns Alles, was wir sahen, und was er besaß, so unaufgefordert an, als es nur irgend einem Menschen in ähnlicher Lage möglich ist, und grade so, als ob wir ihm gleich Alles abkaufen sollten. Da wir aber vorläufig nichts zu handeln hatten und beabsichtigten, und blos Thee wünschten; so gelang es uns endlich, unseren Wirth zwar nicht zum Schweigen, aber doch zum Entfernen zu bringen, um uns heißes Wasser zu besorgen.

Zum ersten Mal in Rußland wurde uns rein aussehendes Bettzeug angeboten; wir zogen es jedoch der Consequenz wegen vor, auf unsern erprobten Leinensäcken zu schlafen, da Zeit und Heu genug vorhanden war, sie zu füllen. Im Allgemeinen auch konnten wir die Reinlichkeit im Hause unseres Wirths anerkennen.

Welisch ist im Jahr 1536 unter Iwan IV. Wassiliewitsch, dem Grausamen, im Kriege gegen Lithauen, auf damals feindlichem lithauischem Grund und Boden, erbaut (Kar. VII. p. 212). Noch ist eine Citadelle hier vorhanden, die an den kriegerischen Ursprung und die frühere Bedeutung der Stadt erinnert. In dem Stadttheil am linken Flußufer ist ein großer Marktplatz mit zwei anliegenden Kirchen und mehreren gut gebauten Steinhäusern. Dadurch zeigt sie sich auffallend bedeutender als Poretschie, obschon im Uebrigen ihre dunkelgrauen Blockhäuser wenig Anspruch auf Schönheit machen können. Die Gesammtstadt, an beiden Flußufern gelegen, hat gegen 5000 Einwohner, unter denen gegen 1000 Juden sein sollen. Von den neun Kirchen waren vor dem Rücktritt acht unirt, und eine katholisch. Orthodoxe Griechen existirten hier nicht mehr.

Unsere Barometermessung stellte die Höhe des Marktplatzes zu

520 Fuß heraus. Die Senkung des Landes, von Poretschie an, ist also nicht unbedeutend. Der Spiegel der Düna, deren Ufer hier noch überall von den lange bekannten rothen Sand- und Thonschichten gebildet werden, mag etwa 20 bis 30 Fuß tiefer liegen.

Unser getaufter Wirth und Postmeister behauptete anderen Morgens, auch keine Postpferde zu haben, und erbot sich, uns Pferde von einem Juden zu verschaffen. Hier sahen wir den Unterschied zwischen einem Juden und Russen, wenn beide Postmeister sind: durch den Exjuden erhielten wir die Pferde für anderthalbfache Posttaxe, ein Russe würde sie uns billigstens zur dreifachen verschafft haben. Zwei unserer Pferde hießen Sorel und Rachel, und der Kutscher war auch ein Jude.

Die Düna wird von den hiesigen Russen Dwina genannt. Nur die Deutschen nennen sie Düna. Große Ueberschwemmungen, wie viele Flüsse aus dem Gebiete des weißen und schwarzen Meeres, scheint sie hier nicht zu verursachen. Die Ufer erheben sich gegen 30 bis 40 Fuß über das enge Flußbett, das am Uferrande ohne Zwischenregion in bebautes Ackerland übergeht. Von Ueberschwemmungswiesen, wie an den nordischen Flußufern, sieht man keine Spur, so wie auch die Wiesen im Allgemeinen nicht häufig scheinen. Die Fläche des Ackerlandes steigt allmählich an, und geht in einer Entfernung von 300 bis 2000 Schritten in eine höhere Terrasse über, die meist bewaldet, und nur unten noch stellenweise urbar gemacht ist. Die Thalbildung zeigt nicht die entfernteste Analogie mit der der langsam fließenden nordischen Ströme; die Wassermassen scheinen sich allmählich in gleichmäßigem Verlauf, ohne scharfe, periodische Gegensätze auf das jetzige Flußbett eingesenkt und beschränkt zu haben.

Mächtige Granitblöcke bedecken nicht allein die Ufer des Flusses, sondern auch die Wald- und Ackerfläche bis tief in's Land hinein, und werden für den Ackerbau, wo sie sehr gehäuft vorkommen, ein bedeutendes Hinderniß. Die meisten haben einen Durchmesser von 2 bis 4 Fuß, viele aber steigen bis zu einem Durchmesser von 8 bis 12 Fuß auf. Auffallend häufig zeigen sie sich in der Nähe von Surasch in den Feldern.

Der thonig-sandige Boden, den die anstehenden alten Schichten

liefern, und an den eine ziemlich mannichfaltige Vegetation gebunden scheint, wechselt hin und wieder mit einem lockeren, sterilen, diluvialen Sandboden, der durchgängig nur ausgedehnte Kieferwaldungen trägt.

Sobald man Welisch verlassen hat, zeigt sich das charakteristische Gestrüpp der Weißeller in bedeutender Ausdehnung. Wie bei Wologda bezeichnet es die Stellen, an denen man früher die Wälder ausgerottet, um sie urbar zu machen, die man aber später zu unfruchtbar fand, um sie ferner zu bebauen; an vielen Stellen sieht man noch die Abgränzungen alter Feldmarken in einem regelmäßigen Unduliren des Bodens angedeutet. Wo diese Eller auf ursprünglichem Waldboden steht, wächst sie üppiger, und es mischen sich nach der Beschaffenheit des Bodens Birken oder Tannen unter sie ein. Der Boden ist dabei meist mit Farrenkräutern, besonders mit Pteris aquilina, und mit Himbeergebüschen dicht überzogen, und die Gebüsche werden fast undurchdringlich. Sobald man sich dem dichten Hochwalde nähert, verschwindet die Bergeller, und schleicht sich nur noch längs den Wegen und Waldrändern hin.

In der Nähe des Flusses, wo die Waldvegetation manchen Wechsel erlitten hat, sieht man Laub- und Nadelbäume bunt gemischt. Die entfernteren Höhen, die den Horizont fast ganz grädlinig abschneiden, haben noch mehr ursprüngliche und fast ungemischte Nadelwälder. Da Sumpf- und Moorstrecken in diesen Wäldern selten oder gar nicht, und nie in auffallender Ausdehnung vorkommen, so tragen sie einen viel weniger nordischen Charakter, als die Wälder in der Umgegend von Smolensk nach der Wasserscheide hin.

Die vielen kleinen Nebenflüsse der Düna haben alle nur enge Thalauswaschungen hervorgerufen, und bilden sogar hin und wieder malerische Parthien, die einzigen, die hier aufzufinden sein möchten. An diesen kleinen Thälern sieht man Wassermühlen, Laubholzanpflanzungen und einen geordneteren Ackerbau. Auch die Häuser haben eine elegantere Gestalt angenommen, als hier gewöhnlich, obschon sie keineswegs an die nordischen Wohnungen erinnern.

Desto trister aber sind die bebauten Gegenden auf der Höhe im Innern des Landes, entfernter von den Flüssen. Die kahlen, langen Terrainwellen sind der Quere nach mit Ackerfeldern zwar durch-

zogen; aber dieſe ſind ſo mit theils coloſſalen Granitblöcken beſäet und beſpickt, daß ein großer Theil der Aecker unbenutzbar liegen bleiben muß. Die nächſte Umgebung der Granitblöcke wird dann allmählich mit hohem Gras und niedrigem Geſträuch überdeckt. Nur ſelten ſieht man auf einer ſolchen lichten Fläche einen einzelnen Baum, höchſtens in der Nähe eines frei und einſam liegenden Kirchhofs eine kleine Tannen- oder Kiefergruppe, mit der die einfachen, ſchwarzen Holzkreuze ſeltſam contraſtiren. Die einzigen hohen Gegenſtände ſind hier die Windmühlen, zu deren Füßen eine einzelne Müllerwohnung ſteht. Die Dörfer liegen in den Niederungen, ſo daß man ſie von der Höhe zu ihrem eigenen Vortheil nicht ſieht. Nur ſchmale und tiefe Regenſchluchten, die wie Hohlwege ausſehen, leiten die Anſchauung auf dieſe verſteckten Niederungen hin. Die einzige Ferne beſteht in einem ſchmalen Streifen von dunklem Nadelwalde, der den Horizont ſo einförmig und ſo kahl abſchneidet, als ſei gar nichts da.

In vollem Regen waren wir abgefahren. Allmählich zeigte der Himmel hellere Stellen in ſeinem einförmigen, dreitägigen Aſchgrau; dann ſtellten ſich ſchärfere Gegenſätze in der Begränzung zwiſchen den hellen und dunklen Stellen heraus: wir hofften bald auf beſſeres Wetter. Nach einer Stunde trat der reine, blaue Himmel in kleinen Flecken zwiſchen dem zerreißenden Grau hervor. Der lebhafte Wind half, und in wenigen Minuten begrüßten wir das lange entbehrte Sonnenlicht mit freudigem Jubel. In Wiaesma hatten wir die Sonne zum letzten Mal geſehen. Doch in kurzer Zeit kämpfte ſie ſchon wieder mit dem raſch- und tiefziehenden Gewölk. Wenige Sekunden waren bei dem lebhaften Winde hinreichend, den ganzen Himmel wieder zu überziehen und das Sonnenlicht auszulöſchen. Dann fiel der Regen in lichten Strömen und unſere Hoffnungen waren noch einmal getäuſcht.

So wechſelte es lange, bis unſer Tarantaſe an einem Sandhügel feſt ſaß, eben als der Himmel im Begriff ſchien, ſich auf länger aufzuheitern. Iwan prügelte mit einer langen, eben friſch abgeſchnittenen Ellernſtange auf Sorel links, und der Kutſcher auf Rachel rechts; aber beide, Sorel und Rachel, ſchienen das öfter erlebt zu haben, ſchlugen wieder nach hinten zurück und der Wagen

blieb ſtecken. Ein Ruſſe hätte ſeine Pferde ſo nicht mißhandelt, wie Iwan und der Jude.

Wir bekümmerten uns nicht länger um Wagen und Pferde und gingen mit unſeren Schießgewehren im Walde zu Fuße weiter. Die Sonne war warm und freundlich, und wir fühlten uns in der heiterſten Laune. Noch war das Ellern- und Himbeerlaub hier ſo grün, wie mitten im Sommer, und kaum noch irgend eine Pflanze vom Froſt getödtet. Der ſibiriſche Wind ſchien die Waſſerſcheide nicht überſchritten zu haben. Aber die Pflanzenwelt war an Alterſchwäche zu Grunde gegangen. Nur wenige Arten waren noch in voller Blüthe vorhanden. Wir achteten mit Wohlgefallen auf dieſe letzten Kinder der Flora, die alle ihre verſtorbenen Geſpielen zu Grabe gebracht hatten, und nun auch bald vom weißen, kalten Leichentuch des Winters zugedeckt wurden.

Unſer Jagdzug, der uns an ſchönere Tage an der Dwina erinnerte, war bald zu Ende. Nicht lange, ſo regnete es ruhig weiter. Wir fanden unſeren Tarantaſe, der durch eine Menge vorübergehender Bauern aus dem Sande gehoben und auf die Höhe gebracht war, nach einiger Zeit wieder, und ſchloſſen uns in ihm auf's Neue von der naſſen Welt ab.

Noch vor Abend waren wir in Suraſch, dem lange erſehnten Ziel unſerer Regenfahrt. Felſenufer der Düna aber ſahen wir nicht, jedoch vor uns leider die mächtig angeſchwollene Kasplia, die wir als ſchmalen Fluß bei Poretſchie verlaſſen hatten, und die wir hier, wo ſie ſich in die Düna ergießt, paſſiren mußten.

Der Haupttheil der Stadt Suraſch, kaum von der Größe eines kleinen ruſſiſchen Dorfes, liegt in dem Winkel zwiſchen der Düna und Kasplia. Dieſe Stadt, in der, außer etlichen Granitgeſchieben, nicht ein einziger Stein zu ſehen iſt, weder auf der Straße, noch an irgend einem Hauſe, iſt nur durch den undurchdringlichen Straßenkoth und eine möglichſt kleine, erbärmliche Kirche ausgezeichnet, und ſcheint nur von Juden und etlichen Bauern bewohnt. Wenn nicht die Petersburger Straße dicht an ihr vorbeigeführt wäre, würde man kaum von ihrer Exiſtenz wiſſen.

Ueber die Düna führt eine, vermittels eines quergeſpannten Stricks fliegend gemachte Brücke. Dieſe Brücke nebſt allem Fuhr-

werk von der Petersburger Straße wird mit Menschenhand an diesem ruhenden Strick über den Fluß gezogen. Ueber die Kasplia, die hier auffallend heftig sich nach der Düna zu sehnen scheint, führt aber eine seltsame, eigentlich noch gar nicht erfundene, sondern nur zufällig existirende Brücke, die in ihren einzelnen Theilen beweglich, im Ganzen aber unbeweglich ist, theils auf, theils unter dem Wasser schwimmt, und unter keiner Bedingung trockenen Fußes passirt werden kann.

Diese Brücke schien in folgender Art construirt zu sein: 1) hatte man Baumstämme vertikal in's Flußbett eingerammt, als Pfeiler- und Brückenköpfe; 2) an diesen mehrere Reihen von schwimmenden Längsbalken quer über den Fluß befestigt, als Unterlage; 3) über diese dicht gedrängte Querbalken festgebunden, als eigentliche Brücke, und 4) als Weg für Fußgänger an der einen Seite dieser Brücke hin und wieder der Länge nach ein Brett gelegt.

An dem einen Brückenkopfe standen in einer Bretterbude etliche Juden, die hier Alles, also auch die Fährleute abgeben, und die verlangten, daß wir das Fährgeld auf die offene Straße in eine kleine Vertiefung würfen; denn sie hatten Schabbes und durften heute kein Geld anrühren. Sie merkten sich die Stelle, scharrten mit dem Fuße etwas Erde drüber, daß kein Vorübergehender es sehen konnte, und ließen die Vorbereitungen zur Ueberfahrt machen, d. h. etliche Bauern aus der Stadt rufen, die statt ihrer Hand anlegen mußten; denn sie hätten heute mit eigner Hand nicht einmal eine Christenseele aus dem Wasser ziehen, geschweige ihr über das Wasser weg helfen dürfen. Die Israeliten in Welisch nahmen es mit der Sabbathfeier, wie es schien, nicht ganz so scharf.

Wir zogen zu Fuß voraus. Mit jedem Fußtritt senkten sich die Querbalken unter Wasser, und wir mußten von Brett zu Brett hüpfen, in den lächerlichsten Positionen, um nicht überflüssiger Weise bis über die Knöchel im reißenden Strom auf der eben unter Wasser schwimmenden Brücke zu gehen. Die Bauern und Israeliten dachten, es hat Balken, und gingen gradezu durch.

Die Pferde waren bis auf zwei abgespannt, um die Last zu erleichtern, die jedoch meist im Tarantase und seinem Inhalt ihren Sitz hatte. Die Brücke senkte sich natürlich noch tiefer, die Räder

gingen bis zur Axe, und die Pferde bis an den Leib im Waſſer, aber vorwärts. Nahe am weſtlichen Brückenkopfe traten die Pferde zwiſchen den Balken durch, und waren bis faſt zum Kopfe verſchwunden, und der Tarantaſe ſank bis zum Sitz ein. Mit Mühe wurden die Pferde wieder herausgezogen und noch lebend abgeſpannt. Die Hebräer holten noch einige Dutzend Bauern herbei, um das halbverſunkene Fuhrwerk wieder flott zu machen, was keine leichte Arbeit war.

Doch die erfindungsreichen Bauern wußten bald Rath. Erſt hoben ſie die Hinteraxe, und bauten für jedes der Hinterräder durch Unterlegen von Brettern eine neue Brücke über der alten im reißenden Strom. Dann wurde auf gleiche Art das Fuhrwerk vorn in die Höhe gebracht, und die neue Brücke bis an's feſte Ufer fortgeſetzt. Als Alles vorbereitet war, ſpannten ſich die meiſten an langen Stricken vor, die anderen hoben und ſchoben hinten nach; auf Commando entſtand gemeinſam ein entſetzliches Geheul, wie bei ſteckengebliebenen Pferden, um ſich gegenſeitig aufzumuntern. Nachdem dies etliche mal wiederholt, und der Tarantaſe dicht am Ufer noch einmal verſunken war, brachte man ihn auf's Feſte, und mit Hülfe der Pferde und der Hebräer, die aber blos ihre Schultern gegenſtämmten und die Hand vorſchriftsmäßig ganz aus dem Spiel ließen, auf die Höhe des Ufers.

Wir waren indeß nach den Ufern der Düna gegangen, um uns darüber ſicher zu ſtellen, ob hier anſtehendes Geſtein ſei. Nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge oder des Waſſers ſahen wir bald, daß wir nur mit Wahrſcheinlichkeit die Frage beantworten könnten.

Soweit die Uferwände der Düna und Kasplia über dem hochangeſchwollenen Waſſerſpiegel ſichtbar waren, beſtehen ſie aus den hier überall anſtehenden rothen Sand- und Thonſchichten, die der alten rothen Sandſteinformation zugezählt werden müſſen. Die Uferwände ſteigen ziemlich ſteil gegen 40 bis 45 Fuß über den Waſſerſpiegel an, und die alten Sandſchichten ſind auf der Höhe des Ufers nur von einer etwa 4 bis 5 Fuß mächtigen Diluvialſchicht mit kleinen Geröllen bedeckt. Die letzte alte thonige Sandſchicht, dicht unter der Diluvialſchicht, gleichſam die Gränze beider

äußerlich einander hier ähnlicher Formationen, ist mit zahlreichen Nesterlöchern der Uferschwalbe bezeichnet.

Zerstreut am Ufer liegen größere und kleinere erratische Blöcke, die über ihren Ursprung keinen Zweifel lassen. Diesen untermischt sieht man aber kleine Bruchstücke von concretionirten, sandsteinähnlichen Dolomiten häufig dicht über dem Wasserspiegel. Es sind Gesteine, wie sie uns bisher in Rußland noch nicht vorgekommen waren, und die entschieden von der Düna hieher geführt sein, und irgendwo an der Düna anstehen müssen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie hier, wo sie so häufig am Ufer liegen, bei niederem Wasserstande, zu Tage treten.

Nach einer solchen Lagerung könnten dies tiefere Schichten der Formation des alten rothen Sandsteins sein, indem in silurischen Bildungen nirgends ein solcher Dolomit gefunden worden ist. Da jedoch keine Spur von Versteinerungen und directer Lagerung sichtbar war, so mußte man vorläufig jede Hypothese bei Seite stellen, und konnte höchstens tiefer hinab an der Düna Aufschlüsse hierüber erwarten.

In dem Gasthause im westlichen Theil oder Anhängsel der Stadt fanden wir eine deutsche Wirthin aus den Ostseeprovinzen, ein Billard und ein so ausgezeichnetes Mittagsessen, wie wir es seit Moskau nicht gesehen hatten. Es war im Grunde genommen das einzige, solide Gasthaus, das wir bisher außerhalb Moskau gesehen hatten. Es war sogar Wein ohne Rosenwasser hier zu haben.

Während der Lebensbeobachtungen über die zahlreich vorübergehenden, festlich umherschlendernden Hebräer, und der Zubereitung des Mittagsessens war es Nacht geworden. Schlafend fuhren wir die letzten 40 Werste im Dunkeln und kamen Sonntags, den neunundzwanzigsten September, Nachts gegen 2 Uhr in Witebsk an.

Das Gouvernement Witebsk kam 1772 mit dem Gouvernement Mohilef bei der ersten Zerstückelung Polens auf den russischen Antheil. Von 1796 bis 1802 unter dem Namen Weißrußland vereinigt, dann in zwei Gouvernements getrennt, verloren beide im Jahr 1835 ihre alten lithauischen administrativen Einrichtungen und Gesetze, und wurden ganz mit Rußland vereinigt. Auch die kirchlichen Abweichungen, die sich während der Polenherrschaft

eingeschlichen hatten, sind nun seit etlichen Jahren beseitigt. So ist denn, wenigstens äußerlich, Alles unter einen Hut gebracht.

Die Bevölkerung beider Gouvernements steht der von Smolensk in jeder Beziehung nahe. Dieselben Verschiedenheiten von den Moskowitern in Hinsicht der Körperbildung, der Trachten und der Neigungen haben sich hier, wie im Smolenskischen entwickelt. Und wohl noch im höheren Grade, da diese Landestheile fast von jeher vom Großfürstenthum und dem Zaarenreich unabhängig geblieben sind, und sich entweder unter eigenen Fürsten selbstständig, oder vorzugsweise und ungestört unter dem Einfluß Lithauens und Polens entwickelt haben. Auch jetzt sogar sind die großrussischen Einwirkungen und Einwanderungen hier noch weit unbedeutender, als im Smolenskischen.

Es ist als eine Folge der Polenherrschaft und der Verhältnisse, die ihr folgten, anzusehen, daß wohl in keinem Theil Rußlands die Bevölkerung auf einer so verschiedenartigen Stufe der Bildung steht, wie hier.

Das übrige Rußland ist von jeher so gleichförmig behandelt worden, daß jede Verschiedenheit unmöglich war; und die Stufe seiner Bildung läßt sich leicht nach seinen intellektuellen Bedürfnissen abmessen. Eine Schulbildung, falls sie auch irgendwo oder irgendwann beabsichtigt gewesen wäre, ist noch nirgend in's Volk eingedrungen. Auch kann eine Volksbildung, die über Automatendressur hinausgeht, überall nur durch Bildung tüchtiger Lehrer erreicht werden. Wirkliche Volksbildung ist eine Angelegenheit, die nicht mit bloßen Befehlen allein abgethan ist, und zu der man erst in einer Reihe von Generationen gelangen kann. Rußland würde auf einer andern Stufe der Volksbildung stehen, wenn seine Geistlichkeit befähigt und geneigt gewesen wäre, seine Wirksamkeit auf's Volk über kirchliche Zwecke hinaus auszudehnen, so lange bis ein eigener, selbstständiger, von der Kirche unabhängiger Lehrerstand sich allmählich gebildet hätte.

Es bedarf nur geringer Kenntniß des Landes und einseitiger Vergleichungen der Volkszustände, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die intellektuellen Bedürfnisse der hiesigen Bevölkerung jetzt noch über die der Moskowiter hinausgehen. Witebsk und Mo-

hilef besitzen verhältnißmäßig eine bedeutend größere Zahl von freien Schulanstalten, wie die übrigen Gouvernements. Viele derselben sind durch die Bemühungen der Geistlichkeit in's Leben getreten; viele andere, und sogar höhere Lehranstalten, bestehen als Privatstiftungen; und sogar die normale Zahl der Gymnasien, von denen befehlsweise jedes Gouvernement eins hat, ist hier bedeutend überschritten.

Eine Parallele, wenn auch deshalb noch kein Causalzusammenhang, mit den früheren kirchlichen Zuständen ist hier nicht zu verkennen. Von der christlichen Bevölkerung gehörte vor der letzten Vereinigung in der orthodoxen griechischen Kirche, etwa die Hälfte zur unirten, ein Viertel zur katholischen und ebensoviel zur griechischen Kirche.

Ein anderes Erbtheil von den Polen hat Rußland hier in den Juden übernehmen müssen. Rußland besitzt deren in Polen und den alten polnischen Provinzen fast eine Million, und das ganze übrige Europa kaum anderthalb Millionen. In einer Zeit, wo durch Gesetze und willkührliche Verfolgung fast jedes Land in Europa dies unglückliche Volk von sich weggestoßen hatte, fanden die Juden in Polen eine Zuflucht. Hier, mitten zwischen halb civilisirten und ganz uncivilisirten Völkern, nicht durch das Gesetz vertrieben, konnten sie, wenn auch nicht ohne harte Mißhandlungen, noch der ihnen allein möglichen Art des Erwerbs, dem Handel und Wucher, nachgehen. Sie füllten allmählich die Kluft aus zwischen den freien Besitzern und den besitzlosen Leibeigenen oder Bauern, die im übrigen Europa der freie Bürgerstand eingenommen hatte. Mit dem Schicksal der unglücklichen Heldennation, die nicht stark und selbstständig genug war, sich selber zu lenken, und sich allen Intriguen und fremdartigen Interessen des Jesuitismus preis gab, war das der polnischen Juden nun innig verwachsen, falls beiderlei Wege auch nicht immer dieselbe Richtung nahmen.

Daß die Juden in den polnischen Provinzen, in denen sie ihr zweites gelobtes Land gefunden hatten, sich vorzugsweise anhäuften, war ganz natürlich. Ob zu ihrem dauernden Heil, ist nicht wahrscheinlich; davon abgesehen, welchen Weg ihr Geschick unter der russischen Herrschaft eingeschlagen hat.

Man schreibt der Stadt Witebsk gegen 16000 Einwohner zu, von denen etwas mehr als die Hälfte Israeliten sein sollen. Ein Verhältniß, das auf den Habitus der Stadt den offenbarsten Einfluß haben, und das man, umgekehrt, aus dem Leben und Treiben in den Straßen schon erschließen muß.

Am Sonntag Morgen beobachteten wir während des Frühstücks die Hauptstraße und das Menschengewühl in derselben aus den Fenstern unserer Zimmer. Die Straße wimmelte von Menschen zu beiden Seiten, und in der Mitte zog gedrängt nach einander das Fuhrwerk durch: und weit über die Hälfte der Vorübergehenden und Vorüberfahrenden bestand aus Juden. Russen in nationaler Tracht, die in anderen russischen Städten die Straßen allein füllen, mußte man suchen. Viel häufiger noch, als diese, waren polnische Trachten, und Uniformen von Polizei und Militair.

Es mag zufällig gewesen sein, daß ein nicht unbedeutender Theil der Nationaltrachten, die an unserm Fenster vorbeizogen, aus aneinandergeketteten Gefangenen bestand. Ein Zug bestand aus acht Mann, schmutzig, elend und zerlumpt, mit Reisebündeln auf dem Rücken, und ringsum, ungeachtet der Ketten, von Soldaten mit geladenem Gewehr umgeben, die sich lachend und scherzend mit einander unterhielten. Bei einem andern Zuge, der ganz barfuß ankam im tiefen Straßenkoth, ging nur ein Weib ungefesselt nebenher. Bei einem dritten Zuge gingen viele Weiber, mit kleinen Kindern auf dem Arm und an der Brust, ungefesselt, aber von Soldaten umstellt, neben den gefesselten Männern hin. Mir schien dies ein Zug von Humanität und Rücksicht gegen das schwache Geschlecht und die unschuldige Kinderwelt. Doch nicht lange, so sahe ich auch gefesselte Frauen mit ihren Kindern auf den Armen vorüberziehen.

Wohl nirgend in Europa haben sich die Juden auf so mannichfache Weise eingebürgert, wie hier. In Palästina selber können sie sich kaum vielseitigeren Beschäftigungen hingegeben haben. Viele ziehen mit allen möglichen Handelsgegenständen umher: mit alten Kleidern, neuen Mützen, mit Hühnern, Fischen, Gemüse und Allem, was Geldeswerth hat. Jeder aber handelt nur mit einem einzigen Gegenstande. Kaum daß einer Mützen von verschiedenerlei Form zum Verkaufe anböte. Es sind so viele Handelsberechtigte

vorhanden, daß die Monopole bis in's Endlose verkleinert werden müssen. Andere Juden besitzen Kramladen und berühren in ihrem Geschäfte die Straße nicht. Unglaublich viele sitzen an ihren Thüren oder auf den Märkten und Straßen an einem kleinen Wechseltisch von etwa zwei Quadratfuß Größe, auf dem sie ihre Münzen reihenweise geordnet haben. Selten beträgt der ganze Vorrath über etliche Rubel, und auf den meisten Tischen ist nur Kupfermünze zu sehen. Man begreift nicht, wie ein solches Geschäft einen Menschen oder eine Familie ernähren kann.

Hiermit sind aber nicht, wie an so vielen anderen Orten, die Straßen- und anderen öffentlichen Geschäfte der Israeliten abgethan. Eine große Anzahl von Juden sieht man als Fuhrleute mit Ochsen und Pferden vorüberziehen, viele in fremdem Dienste, als Knechte und Tagelöhner, oder als Bauern, die ihre Erzeugnisse zur Stadt bringen. Man hat den Juden hier kleine Ackerdörfer unter bestimmten Bedingungen eingeräumt, in denen der Hebräer in der Führung des Pflugs mit dem Russen in der Nähe wetteifert. Diejenigen, welche sich in solchen Beschäftigungen nicht bis zum Ochsen oder Pferde aufgeschwungen haben, bedienen sich der Schiebekarren, oder Andere der Kleinkinderwagen, auf denen sie Fässer und dergleichen auf kurze Strecken transportiren.

Auch Handwerke sind den Israeliten hier nicht fremd. An einem gegenüberliegenden Hause sahen wir einen Juden, als Glaser, mit dem Einsetzen von Fensterscheiben beschäftigt; einen andern, als Zimmermann, mit Axt und Winkelmaß über die Straße ziehen. Doch solche Fälle sind selten. Die Arbeit, zu der sie sich am leichtesten hinneigen, muß die Körperkräfte nicht übermäßig in Anspruch nehmen. Daher wünschen Alle, wo möglich, den Factor oder das Factotum in einem Gasthause zu spielen. Dabei giebt es zu reden, zu handeln, zu laufen, Botschaften zu gehen u. dgl., und das Alles führen sie mit der größten Schnelligkeit und Ausdauer aus, und begnügen sich mit dem unbedeutendsten Vortheil.

Nur sehr selten sieht man einen in Seide und kostbare Pelzwerke gekleideten Israeliten in einer Droschke über die Straßen fahren; und solche sind durchgängig stark mit Orden decorirt, und sicher, falls er hier existirt, mit dem Titel Commerzienrath beehrt.

So verschiedenartig aber auch die Beschäftigung der hiesigen Israeliten sein mag, so übereinstimmend ist ihre Tracht. Alle Männer gehen in Schuhen und ursprünglich weißen Strümpfen, in kurzen Beinkleidern von Sammtmanchester, und in einem langen, bis zu den Füßen herabhängenden, faltigen, hochgegürteten Talar. Der Winter bringt es mit sich, daß diesem noch ein Pelz oder ein dicker langer Ueberwurf mit Pelzkragen übergezogen wird, in dessen Aermeln oder unter dessen Schutz auf dem Rücken die Hand vor Frost bewahrt wird. Eine gerade oder nach hinten übergebogene Pelzmütze, mit mächtigen Pelzpolstern für die Ohren, deckt das Haupt, dessen Haar kurz abgeschnitten und unter einem dicht anschließenden, nur hinten unter der Pelzmütze sichtbaren Käppchen versteckt wird. Nur eine lange Locke des Haupthaars hängt jederseits vor dem Ohr über die blasse Wange herab bis auf die Brust. Eben so wenig fehlt dem Kinn der oft fußlange Spitzbart, der zugleich die Halsbekleidung vertritt. Derjenige Jude, welcher ein Halstuch oder einen Hosenträger benutzte, würde von seinen Genossen für einen Ketzer und Aufklärer gehalten werden. Wer seinen Bart mit einem Messer berührt, dem reißen schwarze Ochsen im künftigen Leben die entweihten Barthaare aus.

Auch die Jüdinnen tragen sich ohne Ausnahme übereinstimmend. Ein enges, dicht unter den Schultern gegürtetes Kleid mit einem eben so hoch zusammengeschnürten, eng anliegenden Ueberzug, der hinten mit breit herabhängendem Kragen versehen ist, bedeckt den Körper und ein großes, turbanähnlich zusammen gewundenes Tuch den Kopf. Verheirathete Jüdinnen dürfen ihr Haar nicht sehen lassen; die unverheiratheten tragen eine hinten herabhängende, zopfähnliche lange Flechte.

Nur diejenigen Israeliten, die sich mit dem Ackerbau beschäftigen, haben, unbeschadet ihres Kopf- und Bartputzes, sich dem russischen Costüm genähert. Seltsam contrastiren die zarten Gestalten und die feinen jüdischen Züge mit dem groben Wollgewand der russischen Bauern. Sie werden von ihren Glaubensgenossen, ebenso wie die Handwerkerklasse, wie Parias, behandelt, und gehören entschieden zu dem unglücklichsten Theil der Bevölkerung, da auch die Russen sich von ihnen mit Verachtung zurückziehen, so

lange sie nicht, was jedoch häufig Statt findet, von ihnen auf irgend eine Art abhängig geworden sind.

Die große Armuth und Anhäufung bringt es mit sich, daß so Viele zerrissen und zerlumpt, und fast Alle bis zum Ekelhaften unreinlich umhergehen. Die Bequemlichkeit im Reinigen, oder vielmehr Nichtreinigen der Kleider ist jedoch auch hin und wieder eine religiöse Maxime. Auch die Reichen und Wohlhabenden glauben gegen das Gesetz zu verstoßen, wenn sie ihre Schuhe wichsen.

Es liegt etwas Unheimliches in der Geschäftigkeit und Hast, mit der sie auf der Straße vom Morgen bis Abend einherschreiten, ohne innere Ruhe und Beschaulichkeit, immer einsam, nie zu zweien oder in ruhigem Gespräch, wie Ahasver von einem innern Dämon umhergetrieben, wenn auch in engem, täglich in gleicher Weise wiederholtem Kreise. Dabei leuchtet aus ihren lebhaften, glänzenden Augen, und dem fremdartigen, geisterhaften Ausdruck ihrer Züge, zu dem das veraltete, halb orientalische Gewand so wohl paßt, eine unbegränzte Gutmüthigkeit und Zuverlässigkeit, so lange nicht von Handel und Schacher die Rede ist. Wenn irgend ein Volk von der Noth und dem Druck des Augenblicks ganz überwältigt ist, so sind es die hiesigen Juden.

Die Geschäftsthätigkeit und Rührigkeit der Juden übersteigt alle Analogie. Nicht durch die übermüthige Kraft des Russen, sondern durch eine maßlose Zähigkeit, Schmiegsamkeit und Eile leisten sie das Ungewöhnliche. Wer in einer russischen Stadt Dinge sucht, die nicht in aller Munde sind, kann stunden- und tagelang vergeblich umhergehen. Kennt der Russe das Gewünschte nicht, so bringt er hundert andere Dinge, die er für die fraglichen ausgiebt, oder beruhigt sich mit seinem Nichtwissen. In einer Judenstadt theilt man seine Wünsche dem Factor des Hauses mit, der immer ein Jude ist. Der merkt sich genau, wovon die Rede ist, geht auf die Straße und fragt den ersten besten Juden, der vorübergeht: Kannst Du mir nicht verschaffen das, oder das, oder das? Der erkundigt sich genau, und falls er nicht im Stande ist, fragen nun beide ebenso weiter. In wenigen Minuten geht der gewünschte Gegenstand unter tausend Köpfen umher und durch die ganze Stadt nach allen Richtungen hin. Ist die Sache irgendwo noch so ver-

steckt vorhanden; so kommt sie in möglichst kurzer Zeit zum Vorschein, und wo möglich von allen Seiten her. Jeder beeilt sich, der Erste zu sein, um ein Geschäft zu machen.

Faßt man die Extreme der Gesichtsbildung der Juden in's Auge, so treten deutlich zwei Rassenverschiedenheiten hervor. Die eine Rasse besitzt eine feine, scharfe, kühngebogene Nase, regelmäßige Gesichtsbildung, eine feine Haut und zarte Gesichtsfarbe, die zwischen einer gesunden, schönen Röthe und einer kränklichen, bläulichen Blässe wechselt. Wenn nicht alle den Kopf so gebückt trügen, sie gehörten zu den schönsten Menschen, die man sehen kann. Die Mädchen sind durchgängig mit seltener Schönheit begabt; aber ihr zarter Körper ist für die harten Mühen und Entbehrungen ihrer neuen Heimath nicht geschaffen. Schon auf den Zügen der jungen Frauen gräbt sich die Sorge und deren geistlose, jammervolle Geschäftigkeit unbarmherzig ein, und vernichtet bald jede Erinnerung an die kurze Blüthe der kurzen Jugend. In den entzündeten, triefenden Augen der Alten und ihren verhärteten, starren Zügen sind kaum dieselben Menschen wiederzuerkennen.

Die andere Rasse ist eine negerartige, mit breiter, fast plattgedrückter Nase, dicken, breit umgeschlagenen und stark vorstehenden, bläulichen Lippen, und blutlosen, flachen Ohren ohne Rand. Ihre Gesichtsfarbe ist grau oder graubräunlich, und Haut und Züge grob und roh. Das höhere Alter scheint bei Einigen Kupfer in's Gesicht zu bringen, obwohl an eine Unmäßigkeit irgend einer Art nicht wohl zu denken ist. Alle sind häßlich, vorzugsweise aber die Weiber, deren viele säugend auf offener Straße herumgehen. Zu dieser Rasse gehören die seltenen Fälle von Beleibtheit in höheren Jahren.

Alle Juden sprechen unter sich deutsch; vielleicht weil sie sich dem germanischen Herzen nahe fühlen. Und doch hat Deutschland mit seinen Judenverfolgungen, Judenkreuzzügen und geschlossenen Judengassen weniger diese Anhänglichkeit verdient, als Polen. Das Deutsch der Juden ist freilich meist nur dem Wort, nicht der Wortbedeutung nach deutsch und von einem Nichtdeutschen ebenso leicht, wie von einem Deutschen zu verstehen. So heißt unter anderm ein Blockhaus: a Stub', und ein steinernes Haus: a Mauer. Eine große Anzahl von Ausdrücken der Judensprache besteht wohl in ganz

originellen, provinziellen Erfindungen, die keiner andern Sprache angehören.

Als wir hinaus wollten, uns die Stadt anzusehen, hielt es schwer, zu Fuße den tiefen Straßenkoth zu passiren, besonders da man eben im Begriff stand, ihn wegzubringen. Die Hauseigenthümer scheinen verpflichtet, die Straßen und Plätze in ihrer Nähe rein zu halten; aus dem Benehmen der Polizei mußte man es mindestens schließen. Mit starken Stöcken bewaffnet, liefen die Polizeisoldaten von Haus zu Haus und in den Straßen umher, zogen hier einen bei den Haaren oder beim Barte zur Hausthüre heraus an die Arbeit, und schlugen dort rechts und links zur Ermuthigung des straßenreinigenden Publikums in den Menschenhaufen hinein. Alles arbeitete und kehrte hier neben und unter einander, Juden und Christen, Männer, Weiber und Kinder, einmüthiglich vereint unter dem milden Scepter eines armsdicken Polizeistocks, und keiner wagte auch nur eine Minute von der Arbeit weg zu blicken. Die Menschen sahen alle nicht aus, als wenn diese barbarische Härte unumgänglich gewesen wäre.

Von Bettlern, besonders von bettelnden kleinen Kindern wimmelten die Straßen. Viele sehr kleine, und besonders viele verwachsene Juden suchten in dem Menschengedränge mit großer Anstrengung weiter zu kommen. Nirgend in Rußland habe ich so viele Verwachsene und Gebrechliche zusammen gesehen, wie unter den hiesigen Juden. Unter den Russen giebt es nur sehr selten Verwachsene und Gebrechliche.

Witebsk hat eine in hohem Grade malerische Lage. In der Mitte der Stadt vereinigt sich die von Süden herströmende Witeba mit der Düna. Der unbedeutendere Theil der Stadt liegt in der Tiefe am rechten Dünaufer; die schönsten Gebäude und die meisten und bedeutendsten Kirchen stehen auf den Höhen am linken Ufer der Düna zu beiden Seiten der Witeba.

Der Dünaspiegel hat hier eine Höhe von 364 Fuß, und der Haupttheil der Stadt eine mittlere Höhe von 442 Fuß. Die höchsten Höhen mögen sich bis zu 500 Fuß Meereshöhe erheben. Der Fall der Düna von Welisch bis Witebsk beträgt etwa 160 Fuß.

Die Witeba hat tiefe, enge Schluchten mit steilen Abhängen

ausgespült, die mitten in der Stadt die überraschendsten Gegensätze darbieten. Noch innerhalb der Stadt theilt sich das Thal der Witeba in zwei steile Seitenschluchten, die gleichsam die Stadt nach Süden hin abgränzen.

Der Anblick von Witebsk verliert viel durch die Zerstreutheit der Hauptgruppen, und dadurch, daß die verbindenden Niederungen nur mit wüsten Schutthaufen, mit dunkeln Blockhäusern, elenden, zerfallenden und zerfallenen Judenwohnungen und perennirendem Unrath ausgefüllt sind.

Der Haupttheil der Stadt ist der südöstliche zwischen dem linken Ufer der Düna und dem rechten der Witeba. Die Hauptstraßen desselben laufen alle parallel der Düna und enden, eine ausgenommen, am Abhange des Witebathals. In diesem Theil liegen die öffentlichen Gebäude, die großen Plätze, die Kaufhallen und die Promenaden auf der Höhe des Dünaufers. Im Umfange der Stadt und in den Vorstädten sind fast nur Judenwohnungen.

Ueberblickt man von irgend einer der Höhen die ganze Stadt, so zeigt sie sich auffallend von allen bisher gesehenen russischen Städten durch ihre großen und eigenthümlichen Kirchen verschieden. Nur zwei dunkle Holzkirchen zu beiden Seiten der Düna, die schlechtesten und unbedeutendsten von allen, sind noch in dem für Rußland charakteristischen Styl erbaut: mit griechischem Kreuz und fünf Kuppeln und Thürmen. Es sind diejenigen, die früher schon für die orthodox griechische Kirche erhalten waren.

Nur drei Kirchen sind katholisch und ganz in dem Styl erbaut, den die Jesuiten an so vielen Orten angewandt haben. In derselben Art sind offenbar auch die unirten Kirchen ursprünglich erbaut und theilweise auch noch erhalten. Bei vielen dieser unirten Kirchen sind spätere Veränderungen vorgenommen worden, durch die sie einen auffallenden Widerspruch in ihren Formencombinationen zeigen.

Viele dieser Kirchen sind in Form eines Rechtecks, andere in Form eines ungleichschenkeligen Kreuzes gebaut. Die Längenrichtung ist die von Westen nach Osten, und der Hochaltar oder Iconostas nach Osten, der Haupteingang nach Westen hin angebracht. Seitwärts von diesem Hauptportal befinden sich die beiden Thürme der

Kirche. Ist der Grundriß ein Rechteck, so schließt das Dach des Schiffes nach Osten mit einem niedrigen Thürmchen. Ist der Grundriß aber ein Kreuz, so steht gewöhnlich über dem Kreuzungspunkt des Schiffes eine mächtige Kuppel, die meist in anderer Bauart aufgeführt ist, wie die Portalthürme, und mit diesen und der übrigen Kirche in einem seltsamen Gegensatze steht.

Diese abweichenden Kuppeln über dem Kreuz scheinen größtentheils in späterer Zeit erst aufgesetzt, und ebenso ein Bedürfniß des russischen Geistes, wie die Kirchen selber eine Erfindung des jesuitischen gewesen zu sein. Erst nachdem die Herrschaft der Jesuiten hier zu Ende gewesen, scheinen die Kuppeln nachgebaut. Durch diese Kuppel mußten die Kirchen erst russifizirt werden. Nur bei den jüngsten Kirchen dieser Art ist die Kuppel mit dem übrigen Gebäude in Harmonie, und beide scheinen hier gleichzeitig erbaut.

Die älteren Kirchen dieser Art zeichnen sich aus durch einen Reichthum von barocken Zopfverzierungen an Thürmen, Giebeln, Fenstern und Thüren, die mindestens dem ganzen Gebäude eine wunderliche Consequenz geben. Die Kuppeln auf diesen Kirchen haben allen Zopf abgelegt, und sind entweder ganz charakterlos, oder beabsichtigen, die moderniſirten griechischen und römischen Bauelemente dem Zopf auf zu pfropfen. Sogar der Kirchenstyl nimmt hier einen politischen Charakter an, und in einem Lande, in dem das Politisiren doch so ungern gesehen wird. Dieser politische Charakter der Kirchen erklärt allein ihren architektonischen: Die Polen haben die Kirchen gebaut, und die Russen sie verbessert, oder sie sind sogar schon durch den russischen Geist während der unselbstständigen letzten Polenherrschaft verbessert worden.

Auch die jüngeren Kirchen, die hier consequent durchgeführt sind, tragen einen politischen Charakter. Sie sind nicht allein zopflos, sondern auch in jeder andern Hinsicht einfacher und ärmer, wie die alten Jesuitengünstlinge. Etliche sind sogar in ihrer Armuth thurmlos und auf vielfache Weise unvollendet geblieben.

An der Portalseite der früheren unirten Kirchen sieht man grellgemalte Heiligenbilder mit intensiv vergoldeten Heiligenscheinen, deren Wirkung auch auf das ungebildetste Gefühl nicht ausbleiben kann. Der gute Geschmack oder irgend eine ähnlich sich äußernde

Gewalt, hat das Aeußere dieser Kirchen im Uebrigen unbemalt gelassen. Dadurch, und in Verbindung mit den hohen Schiffen, die auf eine innere Absicht und Bedeutung hinweisen, erhalten die Kirchen, ungeachtet ihrer bunten, barocken Architectur, einen einfach ergreifenden Charakter.

Vor den katholischen Kirchen sieht man über dem Portal eine Statue, eine blasse, sanfte Gestalt, deren Geist und Hände sich nach Oben wenden, hoffend und resignirend. Es mag wohl mit der Armuth der Kirchen im Zusammenhang stehen, daß man sie nicht mit vergoldetem Flitterstaat überzogen hat. Die Wirkung dieser einfachen, blassen, von der Erde abgewandten Gestalten ist eine unvergleichlich andere, wie die der bunten, gold- und farbenprangenden, gemalten Heiligenmajestäten.

Zwei der bedeutendsten, ganz im Zopfe erbauten Kirchen liegen am rechten Ufer der Witeba, am Abhange des Hauptstadttheils, in der Nähe des Marktes. Sie können als Repräsentanten aus der üppigsten Zeit des Jesuiteneinflusses gelten, und übertreffen an Buntheit der Formen jede andere Kirche der Stadt. Bei beiden ist das Schiff in einem Rechteck erbaut und das Dach in ursprünglicher Einfachheit erhalten und mit einer Kuppel verschont geblieben.

Diesen schließt sich in der Anordnung der Theile eine katholische Kirche an dem linken Ufer der Witeba an. Keine Spur von Zopf ist jedoch an dieser zu sehen, und die Einfachheit und Vernachlässigung des Gebäudes gränzt an Armuth. Sogar die Thürme sind unvollendet und schließen mit stumpfen, viereckigen Dächern noch unterhalb der Giebeldecke des Schiffes. Vor allen übrigen Kirchen erregt sie das Gefühl der Wehmuth und Trauer. Von Süden her gesehen, beherrscht sie den Gipfel eines sandigen Hügels, der einzeln und unordentlich mit Gärten, Schutthaufen und ärmlichen Blockhäusern bedeckt ist. Im Hintergrunde der Kirche sieht man den flachen Stadttheil am rechten Dünaufer: es sind nur die Giebeln und schwarzen Holzdächer der dichtgedrängten Blockhäuser, die wie Särge aus den aufgedeckten Gräbern eines weiten Kirchhofs hervorragen. Die Häuser selber scheinen niedergedrückt, wie in die Erde gesunken. So erscheint die einfache, verlassene Kirche, wie ein Leichenhaus in einer weiten Grabstätte.

Eine der elegantesten und imponirendsten Kirchen mit später aufgesetzter, moderner, halbkugeliger Kuppel ist die auf der Höhe der Stadt am rechten Witebaufer gelegene Klosterkirche in der Nähe des Gymnasiums. Die barockste von allen liegt in der Tiefe am linken Witebaufer; sogar die Hauptkuppel auf dem Kreuz ist im Zopfstyl erbaut, aber auffallend abweichend von dem des übrigen Gebäudes. Sie gehört ebenfalls dem dicht in der Nähe gelegenen ausgedehnten Kloster zu, mit welchem sie durch ein und dieselbe Mauer von der übrigen Stadt sorgfältig abgeschnitten ist.

Eine eigenthümliche Form von Kirchen ist die in späterer Zeit von den unirten Griechen ziemlich allgemein angenommene und besonders in den Dörfern durchgeführte. Der Grundriß der Kirche ist ein gleichschenkeliges, griechisches Kreuz, und auf der Mitte des Schiffs ist eine mächtige, halbkugelförmige Kuppel angebracht. Thüren, Fenster, Giebel und Dächer sind so einfach wie möglich gehalten, und höchstens ist hin und wieder symmetrisch ein moderner Rundbogen angebracht, oft sogar nur als blindes Fenster, oder als Fenster-Nische. Eine solche Kirche steht am linken Ufer der Witeba auf einer Anhöhe. S. Seite 109.

Die alten russischen und orthodox-griechischen Holzkirchen rufen zwischen den eleganten und freundlichen, unirten Kirchen einen unheimlichen, diabolischen Eindruck hervor. Ganz und gar aus Holz gebaut, das vor Alter fast kohlschwarz geworden ist, ragen ihre schmalen, schlanken Thürme mit den Doppelkuppeln, die an Kaluga erinnern, wie gedrängte schwarze Arme mit doppeltgeballter Faust, zwischen den dunkeln Dächern der Blockhäuser in die Höhe. Kommt man näher, so findet man eine erbärmliche, windschiefe, niedrige Bretterbude, in Form eines griechischen Kreuzes erbaut, mitten zwischen verhüllenden alten Bäumen. Der phantastische Eindruck ist weg, und es bleibt blos die unpoetische Wirklichkeit zurück.

Da eine russische Kirche ohne Glockenthurm nicht denkbar ist, so hat man diesen bei einer derselben an der gegenüberliegenden Straßenseite auf einem früher anderweit benutzten, steinernen Gebäude, etwa in doppelter Menschenhöhe angebracht.

Es steht nicht zu bezweifeln, daß die künftigen Kirchen, die in Witebsk gebaut werden, und die natürlich nur der orthodox-grie-

chischen Kirche angehören können, von diesen russischen Holzkirchen sich bedeutend unterscheiden müssen. Aber auch vorschriftsmäßig noch so national aufgeführt, werden sie einen sonderbaren Contrast zu den jetzt so zahlreich vorhandenen, ernsten Steinkirchen bilden, die auch in ihren Trümmern hier noch die Erinnerung an nicht-russische Zeiten, an russische Machtlosigkeit und an ein untergegangenes, großes Reich und Volk hervorrufen müssen.

Die Juden haben am Montage Festtag. Das giebt der Stadt plötzlich einen anderen Charakter. Die Straßen, die am Sonntage vor Menschengedränge kaum zu passiren waren, sind öde und ausgestorben. Nur hin und wieder ziehen Polizeidiener und Soldaten einzeln durch die Stadt. Russen sieht man auch wenige. Ungemein selten geht ein Jude vorüber, aber nicht mehr in dem geschäftigen Wettrennen von gestern, sondern ruhig, langsam und ernst. Die Stelle der Juden von gestern scheint nach Verhältniß durch Polizei und Militair ausgefüllt zu werden. Auch heute ist die Zahl der vorübergeführten Gefangenen gegen die der frei umhergehenden Russen nicht unbedeutend.

Ich ging hinaus, um Kirchen zu zeichnen, wie in früheren russischen Städten. Am rechten Ufer der Düna waren mir Tags vorher etliche gute Standpunkte für Kirchen in den gegenüberliegenden Stadttheilen aufgefallen. Fast am Ende der Stadt setzte ich mich auf einen am Ufer liegenden Fichtenstamm nieder, und fing an zu zeichnen.

Anfangs zogen nur Juden vorüber, die zu der naheliegenden Synagoge gingen. Zuletzt kam auch ein schmutzig aussehender, deutsch gekleideter Bürger, sah eine Zeitlang schweigend zu, und ging weiter. Nicht zehn Minuten waren verflossen, als ich ein Detaschement bewaffneter Soldaten gegen mich heranziehen sah. Ohne ein Wort zu verlieren, ließ der Unterofficier mich arretiren und schweigend zur Wache bringen. Hier wurde mir der Paß abgenommen, und ich einem uniformirten Polizisten und dem erstgenannten, civilistisch gekleideten Privat-Polizei-Gehülfen übergeben, um mich, da ich fest darauf bestand, zum Polizeimeister zu bringen.

Es würde Heuchelei sein, wenn ich behaupten wollte, daß die Offiziere und Polizisten mir auch nur eine Spur von der Rücksicht

erwiesen hätten, die einem jeden Menschen billiger Weise zukommt, falls man noch keinen polizeilichen Grund gegen ihn hat, und seine Papiere in Ordnung findet. Man behandelte mich auf so rohe Weise, als hätte ich mindestens die Stadt in Brand gesteckt, und vorzugsweise schien der civilistische Privatpolizist geneigt, einen Hochverräther in mir erblicken zu wollen, um sich möglichst bedeutende Verdienste um die öffentliche Sicherheit an mir zu erwerben.

Nachdem der Polizeimeister in seiner Wohnung nicht angetroffen und ich über zwei volle Stunden unter Polizeibegleitung in der Stadt umhergeführt worden war, trafen wir mit ihm auf der Dünabrücke, wo er die Aufsicht beim Holzflößen führte, zusammen.

Der Bericht und Eifer des mich noch immer begleitenden, spionirenden Civilisten schien den Polizeimeister zu berechtigen, mich mit etwas mehr als amtlicher Miene anzulassen. Ich bat, statt aller anderen Entgegnung, meine Pässe in's Auge zu fassen, und dann genau nach amtlicher Befugniß mit mir zu verfahren; weitere Auskunft über mich würde er vom Generalgouverneur erhalten können. Vorläufig verbäte ich mir jede unfreiwillige Gesellschaft, vorzugsweise aber die von uniformirten und nicht uniformirten Polizisten, besonders wenn sie so leidenschaftlich wären, wie der gegenwärtige, noch immer forteifernde und endlich vom Polizeimeister zur Ruhe gewiesene Privatist.

Mit Höflichkeit wurde ich nun entlassen und wegen unbefugten Umherführens um Entschuldigung gebeten, und zog mit meiner Zeichenmappe unter dem Arm einsam weiter nach meinem verlassenen Fichtenstamme. Aber es kam mir vor, als ob hundert Häscheraugen mit, und mehr noch ohne Uniform, jeden meiner Schritte und Tritte verfolgten, und diese Polizeivorsehung wurde wir, obwohl ich sobald noch nicht wieder arretirt wurde, doch in hohem Grade zuwider.

Daß ich gestern nicht schon die hundert Augen und Gelüste der Polizei auf mich gezogen, schien mir nur durch das große Menschengewühl und das Herumtreiben der Hebräer erklärlich. Diese meine unwillkührlichen Schutzengel hatten heute aber Festtag, und so gerieth ich leicht in die Hände der Todtenwächter Polens.

Von unangenehmen Gefühlen und noch unangenehmern Gesich-

tern verfolgt, wurde mir die Stadt zuletzt verleidet. Bis zu der letzten Gränze der offenen Straßen und den letzten einsamen Wohnungen treibt sich noch Militair und Polizei umher. So suchte ich das Freie und verfolgte die steilen Abstürze und engen Seitenschluchten der Witeba, um die hiesige Geognosie in's Auge zu fassen.

Von den letzten Kirchen an treten in den Seitenschluchten der Witeba die Schichten gegen 100 bis 150 Fuß frei zu Tage. Mit einem leisen Gefühl von Hoffnung, es könne festes, anstehendes Gestein hier vorkommen, fing ich an, die Schichten von der Höhe an bis auf den Grund des Thals zu untersuchen; aber ich fand nichts, als den seit der Ugra überall anstehenden, lange bekannten Sand. Unten im Bache lagen nordische Geschiebe, von geringem Durchmesser an bis zu einer Größe von 12 Fuß, untermischt mit graugelblichen Kalk- und Dolomitstücken, die ich aber nicht anstehend finden konnte.

Auf der Höhe des Landes sah man die anstehenden roth und gelben Sandschichten von großer Gleichförmigkeit, überlagert mit einem 10 bis 12 Fuß mächtigen, ganz abweichenden Diluvium, in welchem nordische, abgerundete Gesteinstücke ziemlich zahlreich eingeschlossen waren. Hätte man die unter diesem Diluvium in allen Flußthälern und Schluchten anstehenden Sand- und sandigen Thonschichten nicht anderwärts als alte Formation anstehend gefunden, man würde sie wahrscheinlich nur für Diluvium halten.

In der Tiefe der Schluchten, von allen Seiten geschützt, blühte noch der letzte Rest der Flora: Prunella vulgaris, Thymus Serpyllum und Acinos, Lycopsis arvensis, Senecio Jacobaea, Matricaria und Apargia, Viola tricolor, Erodium u. s. w. Auch die Weißeller hatte ihre grünen Blätter noch erhalten. Aber nicht ein einziges großes Thier war zu sehen, weder ein Vogel noch ein Reptil. Die Natur war schon wie ausgestorben.

Gegen Abend fiel es uns ein, einen Spaziergang zu machen, ganz ohne Zweck und Absicht. Wir waren über eine solche Idee, die uns seit dem Anfang der Reise wegen Mangel an Beschäftigung heute zum ersten mal in den Sinn kam, fast betroffen.

Die letzten, armseligen Blockhäuser, die unregelmäßig auf den Sand- und Schutthügeln an den Gränzen der Stadt umherliegen, sind alle Judenwohnungen. Sie feierten ihr Laubhüttenfest, und

waren so viel wie möglich geschmückt. Aus einigen Hütten hörte man einen orientalischen Gesang, dem russischen Volksgesange durchaus fremd. Viele Juden gingen gruppenweise im Freien umher, hier Männer und dort Frauen, aber nie Beide zusammen. Ein ruhiger Feiertag lag auf allen Gesichtern. Jede Spur von unheimlicher Geschäftshast war verschwunden. Man schien sich einem gemüthlichen Plaudern und Umherschlendern hinzugeben. Mir wurde wohl, indem ich zwischen den Gruppen des fremden, heimathlosen Volkes umherging. Das waren keine Polizeigesichter, sondern offene, ehrliche Hebräeraugen, mit dem schwermüthigen, orientalischen Feuerblick, der die Sehnsucht nach der verlorenen, fernen Heimath nicht verbergen kann.

Man sagt, und hat auch wohl oft Grund dazu, daß da, wo auf dem Lande sich die Juden ansiedelten, die Bauern bald von ihnen zu Grunde gerichtet seien, und alles Eigenthum, so weit es möglich, in die Hände der Juden überginge. Es wäre Unrecht, einen so harten Ausspruch über die hiesigen Juden zu verhängen. Einestheils lassen die hiesigen Verhältnisse der Bauern es nicht zu; sie haben selber kein Eigenthum, und außer ihrem täglichen oder jährlichen Erwerb nichts zu verlieren. Zum Andern müßte ein solches Aussaugen der Christen doch den Juden endlich zu Gute kommen. Doch bittere Armuth scheint hier das Gefolge der Juden zu sein. Es steht zu bezweifeln, ob die Polen ohne die Juden glücklicher gewesen wären.

Doch könnte man auch sagen, daß bei der unnatürlichen Judenconcentrirung in den hiesigen Gegenden der unrechtliche Schacher und Wucher, falls er auch Statt gefunden, durch allzu ausgedehnte Vertheilung hätte spurlos verschwinden müssen. Und nicht alle Judensekten, deren sich viele, sogar feindlich einander gegenüberstehende, hier ausgebildet haben, stehen in dem Geruch großer Heiligkeit oder Rechtlichkeit.

Die zum sogenannten Mittelstande gehörigen beten z. B. nach Vorschrift, und essen kein verbotenes Fleisch; aber sie sollen sich auf jede Art vom Handel und Diebstahl nähren, und der Sicherheit wegen die Polizei bestechen. Die gestohlenen Sachen kann der Bestohlene gegen eine billige Vergütung beim Vorsteher der Genossenschaft

wieder im Empfang nehmen. Als Wucherer nehmen sie keine Zinsen, aber die Hälfte des Gewinns, den sie immer von vorn herein ungefähr zum halben Kapitalwerth anschlagen. Ein Eid des Schuldners, daß das Kapital ihm keinen Gewinn gebracht habe, befreit ihn von der harten, zinsfreien Abgabe, aber ein solcher ist auch schädlich für den ferneren Credit. Auch bei etlichen andern Sekten ist es ein charakteristischer Zug, daß sie Gott auf alle im alten Testamente vorgeschriebene Weise ehren, aber gegen die Menschen Lug, Trug und Diebstahl für erlaubt halten, indem sie sich auf die göttlichen Befehle beim Auszug aus Egypten berufen.

Etliche hiesige Juden haben sich, auf welche Weise ist nicht immer zu ermitteln, über die Glücksumstände ihrer meisten Glaubensgenossen hinausgeschwungen. Es sind die erwähnten hiesigen Commerzienräthe. Das Volk hält sie für nahe Verwandte oder genaue Bekannte vom Baron, oder Rothschild.

Diese reichen Juden sind unter den Russen durchgängig verhaßt. Es sind die großen Leibeigenen- oder Bauernpächter.

Man hat wohl zur Beschönigung der Leibeigenschaft von einem patriarchalischen Verhältniß des Gutsbesitzers zu seinen Bauern geredet. Ich habe selber Beispiele erlebt, wo ein solches stattfand, wo der Herr den Bauer, den er in Jahren, oder in seinem Leben nicht gesehen, der ihm innerlich und äußerlich fremd war, wie einen Menschen behandelte. Doch häufiger noch sind die geläufigen Redensarten über Seelen, von denen der Werth einer jeden in runden Summen angegeben wird. In den meisten Fällen werden die Leibeigenen nur als ein Kapital betrachtet, mit dem in bestimmten oder unbestimmten Gränzen der Wucher erlaubt ist. Vom Verhältniß des Menschen zum Menschen kann bei der Leibeigenschaft nicht die Rede sein, wenn sich beide Theile im ganzen Leben nicht sehen, oder nur auf Stunden.

Fast immer nur durch Zwischenhand wird das Verhältniß der Leibeigenschaft vermittelt, durch einen Verwalter, von dessen Rechtlichkeit und Humanität das Wohl der Gutsbesitzer, wie der Bauern, abhängig ist. Die Russen und alle Freie in den alten polnischen Provinzen haben sich allmählich daran gewöhnt, die Juden für sich handeln zu lassen. Und die Industrie dieser Vertretung durch die

Juden geht so weit, daß man für bestimmte Pacht sogar die Leibeigenen an sie überträgt. Die Juden geben für den ganzen Bauer oder für seine Frohntage, durch Concurrenz unter sich geschraubt, immer mehr als ein Verwalter erpressen kann, und sie können natürlich nicht dabei zu Schaden kommen. Durch welche Mittel aber den Bauern, die hierbei nur als bloße Handelsartikel zur Sprache kommen, die Pachtgelder und die zu erwarteten Vortheile wieder abgenommen werden, bedarf keiner Erläuterung.

Bei allen hierbei vorkommenden Unmenschlichkeiten kann man jedoch nicht lange fragen, auf welcher Seite die größere Barbarei und Fühllosigkeit sei: auf der der habgierigen, gewissenlosen Gutsbesitzer, oder auf der der herzlosen Israeliten.

Wie sehr die Handelsideen der Israeliten alle Gemüther erfüllten, sahen wir andern Morgens beim Besuch des Gymnasiums und des Gymnasial-Inspectors. Um zu sehen, was die naturhistorische Sammlung des Gymnasiums von Naturalien des Gouvernements besäße, unternahmen wir auch hier eine Pilgerfahrt nach dem Centralpunkt der Wissenschaft und Gelehrsamkeit der ganzen Provinz.

Wir ließen uns beim Inspector, dem Namen nach einem Deutschen, in bester Form anmelden, stellten uns in Person ihm mit möglichster Höflichkeit vor, setzten ihm den Zweck unserer Reise mit möglichster Klarheit auseinander, und schlossen mit der Bitte, er möge uns erlauben, die Sammlung einheimischer Naturalien anzusehn. Nachdem er uns etliche Augenblicke schweigend von der Seite betrachtet und abgewogen, erhielten wir, indem er anfing, sich zu entfernen, die ganz richtige Antwort: das Gymnasium habe keine Mineralien zu verkaufen. Wir baten, statt seiner, um Entschuldigung, daß er sich über uns im Irrthum befinde, und fingen nochmals an, auseinander zu setzen, daß wir nicht auf Mineralienhandel ausgingen, daß wir im Auftrage des Finanzministeriums reiseten, und in Bezug auf die Mineralien nur ein wissenschaftliches Interesse hätten. Es war jedoch nicht möglich, den Schulmann davon zu überzeugen, daß es Menschen gebe, die ein wissenschaftliches Interesse hätten, und wir zu solchen gehörten. Auf die wiederholte Bemerkung, er habe weder Mineralien zu verkaufen, noch zu besehen, und

von Mineralien des Gymnasiums wisse er nichts, entfernte er sich, und wir waren entlassen.

Wir hofften beim Mathematicus des Gymnasiums, ebenfalls einem Deutschen, der die specielle Aufsicht über die naturwissenschaftlichen Sammlungen des Gymnasiums hatte, nichtcommercielle Ansichten über Mineralien anzutreffen, und durch ihn die angedeuteten Naturalien zu sehen, konnten ihn jedoch ungeachtet wiederholten Aufsuchens nicht antreffen. So blieben wir, wie bisher nach jedem ähnlichen Versuch, in Bezug auf die Bestimmung unserer geognostischen Ansichten, auf das beschränkt, was wir selber beobachtet hatten.

Es war uns jedoch nicht möglich, durch wiederholte Excursionen längs der Düna und in der übrigen Umgegend andere geognostische Verhältnisse zu sehen, wie wir bei Surasch gefunden hatten.

So glaubten wir bald, die Gränze der jetzt noch möglichen naturhistorischen Untersuchungen der hiesigen Gegend erreicht zu haben, konnten jedoch nicht abreisen, ehe unsere übrigen Reisegenossen bei uns eingetroffen waren.

Auch schienen die anderweitigen Merkwürdigkeiten von Witebsk für unser Interesse erschöpft zu sein. Die Kirchen gaben schon bald nichts Charakteristisches mehr zu zeichnen. Das, was wir im Innern derselben sehen konnten, wiederholte sich noch in höherem Grade. Wir fanden die katholischen Kirchen, wie überall, und in den unirten, wie es zu vermuthen stand, eine tolerante Combination des Charakteristischen beider Confessionen. Der Rücktritt zum orthodoxen Griechenthum schien noch ohne durchgreifende Resultate, und noch immer standen die hölzernen Statuen unter den heiligen Oelbildern des Iconostas, und die innere Einrichtung der Kirchen erinnerte sehr an die der katholischen.

Das Innere von vielen dieser Kirchen kann in Geschmacklosigkeit der Decorationen nicht überboten werden. Alles ist aufgeputzt mit den intensivsten, grellsten Farben und den unversöhnlichsten Farbenzusammenstellungen. Auch auf den kleinsten Gegenständen ist der auseinandergerissene Regenbogen vollständig angebracht. Diese grellen Farben treten um so unangemessener hervor, je jünger die Malerei ist. Nur wenn Alles, wie in den moskovischen Kirchen, in das dunkle Rauchbraun des Alters gehüllt ist, kann es weniger beleidi-

gen. In dem gegenwärtigen Zustande macht eine solche Kirche, der Farbendecoration nach, den Eindruck einer neu und geschmacklos eingerichteten Conditorei.

Das religiöse Bedürfniß scheint hier geringer, wie in Moskau und andern moskowitischen Städten. In der Kathedrale fanden wir Nachmittags ein halbes Dutzend Popen mit dem Abhalten des Gottesdienstes beschäftigt, scheinbar zu ihrer Privaterbauung, denn die Kirche war außer uns und den Geistlichen absolut leer. Auch schienen sie sich nicht wenig bei ihrer Arbeit zu langweilen; die augenblicklich nicht mit Händen beschäftigten Priester betrachteten uns während sie sangen, mit der offensten Neugier.

In den katholischen Kirchen fanden wir weniger religiöse Arbeit, als in den griechischen. Es war uns auffallend, die Versammlung wieder sitzend auf festgeordneten Bänken zu sehen, zwischen denen sich Jeder im Niederknieen und Kreuzigen nach dem zugemessenen Raume zu beschränken hatte. Schon darin allein lag eine größere Ruhe des Gottesdienstes. Die meisten Anwesenden hatten Bücher, aus denen sie sangen und beteten; auch eine Seltenheit in einer griechischen Kirche, weil die Grundbedingung dazu, das Lesenkönnen, nicht zu umgehen ist. Eine Orgel, deren Ton uns ebenfalls neu war, wurde von einer einzigen heiseren Gesangstimme disharmonisch begleitet, und machte fortwährend ziemlich glückliche Versuche aus dem Meßstyl in eine Masurka überzugehen. Das nationale Element verläugnet sich in dem katholischen Kirchengesange eben so wenig, wie im russischen.

Das Innere der katholischen Kirchen ist mit bunten Verzierungen im Zopfgeschmacke ganz überfüllt; und außen sind Wachs- und andere Kaufbuden, wie an so vielen katholischen Kirchen, in Menge angebracht, die hier natürlich toleranter Weise den Juden zugehören, und von Juden bewohnt werden.

So wie die Kirchen boten uns auch die Menschen, die uns umgaben, so weit wir mit ihnen in Berührung kamen, wenig neue Seiten mehr dar. Auf Spaziergängen hatten wir tagelang Gelegenheit, Lebensbeobachtungen über heimkehrende und deßhalb meist betrunkene Bauern zu wiederholen, die den Gegensatz zu den im höchsten Grade mäßig und dürftig lebenden Juden, die nie Spiri-

tuosa trinken, und täglich nur eine einzige ordentliche Mahlzeit, meist etwas Brot mit eingesalzenem Fisch, zu sich nehmen, möglichst grell herausstellten.

Witebsk bietet, im Vergleich zu ähnlichen Städten Großrußlands, eine große Mannichfaltigkeit, doch auch eine ebenso große Charakterlosigkeit in allen Verhältnissen dar. Während man in Jaroslaw und Kaluga rein russische Elemente normal und ohne Störung ausgebildet sieht, ist hier jede Lebensäußerung durch den Conflict dreier Nationalitäten bedingt, der der Polen, Russen und Juden, die sich fast in jeder Beziehung feindlich entgegen treten. — Dieser in der Natur der Volkselemente begründete Widerstreit in der Entwickelung eines gesunden Volkslebens wird noch vermehrt durch ein verdoppeltes gegenseitiges Mißtrauen. In Großrußland scheint die Ueberzeugung von der Rechtlichkeit der Verwaltungs- und Justizbehörden eine unmögliche Vorstellungsweise geworden zu sein; zu dem hierauf gegründeten Mißtrauen gesellt sich in Weißrußland noch das der politischen Furcht. Von der einen Seite mag der Grund zu derselben jedoch allmählich weggefallen sein, indem die vordem polnische Bevölkerung jetzt ziemlich allgemein an den Wohlthaten der russischen Uniformirungskunst Theil zu nehmen gezwungen worden ist, und wohl keins ihrer alten Vorrechte mehr zu verlieren haben wird. Die scharfe Polizeibewachung scheint jedoch nicht dafür zu sprechen, daß mit der nun unbegründeten Furcht von der einen Seite auch die Gegenfurcht von der anderen erloschen ist. So bietet denn das Volksleben von allen Seiten Unerfreuliches dar: unterdrückte Wünsche, zerstörte Hoffnungen und Furcht vor Freunden und Feinden. Nur die an politischen und allen übrigen prinzipiellen Mißständen unschuldigen Juden tragen ihr Schicksal ganz ohne Haß und Groll.

Nachdem ich noch verschiedene Briefe nach Deutschland geschrieben, und, da sie nicht über die Gränze gekommen sind, vergeblich der Post übergeben hatte, fing das Warten auf unsere Reisegefährten an. Die Woche war schon bald zu Ende gegangen.

Weil es nicht in unserer Gewalt lag, diese Zeit des Wartens abzukürzen; so suchten wir sie auszufüllen. Da die Gegenwart uns möglichst stiefmütterlich behandelte, und uns vor wie nach, von der

Kunde der übrigen Welt ziemlich scharf abschnitt, indem z. B. die einzige Conditorei in Witebsk von auswärtigen politischen Zeitschriften nur die Wiener Theaterzeitung besaß; so waren wir auch hierin auf uns beschränkt, und fingen an, Rückblicke auf die Vergangenheit zu werfen, die immer damit endeten, daß es wünschenswerth sei, möglichst bald von hier weg und in weniger civilisirte Gegenden Rußlands zu kommen, in denen das Land und das Volk noch irgend etwas Ursprüngliches aufzuweisen hätte.

Diese Rückblicke leiteten uns sogar auf statistische Uebersichten, von denen einige für die Zustände und Fortschritte der Civilisation im Innern von Rußland nicht unbezeichnend sind. So hatten wir unter anderen von Ustjug bis Witebsk ein genaues Verzeichniß aller Reiseausgaben fortgeführt, die charakteristische Resultate für die einzelnen Gouvernements ergaben.

Für die Pferde hatten wir auf jede 100 Werste im Durchschnitt ausgegeben im Gouvernement:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Moskau . . . . | 75 | Rubel | Papier |
| Jaroslaw . . . . | 70 | » | » |
| Tula und Kaluga . | 60 | » | » |
| Smolensk . . . . | 45 | » | » |
| Witebsk . . . . | 43 | » | » |
| Wologda . . . . | 23 | » | » |

Für uns beide und einen Diener war durchschnittlich jeden Tag verausgabt in den Städten:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Moskau . . . . | 50 | Rubel | Papier |
| Jaroslaw . . . . | 36 | » | » |
| Kaluga und Smolensk | 30 | » | » |
| Wologda . . . . | 25 | » | » |

Für dieselben täglich während der Reise im flachen Lande, in dem Gouvernement:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Jaroslaw und Moskau | 18 | Rubel | Papier |
| Tula und Kaluga . | 12 | » | » |
| Smolensk . . . . | 8 | » | » |
| Witebsk . . . . | 6 | » | » |
| Wologda . . . . | 4 | » | » |

Mitten unter solchen Beschäftigungen, durch die wir die ange-

ſchauten Lebensverhältniſſe mit Zahlenparallelen zu begleiten verſuchten, kamen unſere Reiſegefährten an, zuerſt Zinowieff aus dem Gouvernement Orel, und zwei Tage ſpäter der Baron Meyendorff von Riga.

Am Sonntag den ſechsten October waren wir Alle zum erſtenmal ſeit Uſtjug weliki wieder vereint, und freuten uns über das gemeinſame Wiederſehen nach langer Trennung.

Während des Verpackens und Verſchickens der Petrefacten wurde noch alles Mögliche aufgeboten, um weitere geognoſtiſche Auskunft über das Gouvernement zu erhalten. Alle, die eine ausgedehntere Lokalkunde beſitzen konnten, der Gouvernementsarchitect, ein Italiener, die deutſchen Aerzte wurden um Auskunft gebeten. Von dem einen erfuhren wir, daß wenig Ausſicht zu weiterer Ausbeute vorhanden ſei, daß Muſcheln, wie wir ſie ſuchten, nur in Italien und Odeſſa, und in Odeſſa auch nur ſchlecht vorkämen; von der andern Seite hörten wir jedoch, daß in einer Entfernung von etlichen Meilen von der Stadt am Ufer der Düna feſte Schichten ſeien.

Baron Meyendorff hatte von der unteren Düna, aus der Nähe von Dünaburg, Handſtücke mitgebracht mit Petrefacten aus der Formation des alten rothen Sandſteins, und dort anſtehende Dolomite, die denen von Suraſch ganz ähnlich waren. Daß dieſe alte Formation des Uebergangsgebirges an der weſtlichen Düna faſt überall mit Kalken und Dolomiten hervortrete, und nach Oſten, nach Polotzk und Witebsk hin, wieder in lockern rothen Sandſchichten ſich entwickelt habe, ſchien höchſt wahrſcheinlich. Um ſo wichtiger wurde es, das feſte Geſtein mit etwaigen Petrefacten nebſt den übergelagerten lockern Sandſchichten auch bis zu dieſen Gegenden hin zu beobachten. Wir fanden uns alſo veranlaßt, die Dünaufer auf eine weitere Strecke hin zu unterſuchen.

Am Montag wurde ein vierter Verſuch gemacht, die Petrefacten des Gymnaſiums zu ſehen. Wir ließen uns in Geſellſchaft des Adelsmarſchals vom Gouvernement, Grafen von Borch, und des Baron Meyendorff auf's Neue beim Gymnaſial-Inſpector melden, und wurden augenblicklich mit unausſprechlicher Zuvorkommenheit und Höflichkeit empfangen, und wider Willen durch alle Klaſſen und Räume Parade geführt. Aber die Petrefacten bekamen wir

doch nicht zu sehen. Er konnte den Schlüssel nicht finden. Von Naturalienhandel war jedoch auch die Rede nicht mehr.

Spät Abends reiseten Meyendorff und Keyserling nach Smolensk ab, um von dort aus nach Süden vorzudringen, und die Reihenfolge der Formationen zu beobachten. Zinowieff und ich wollten die Ufer des Dniepr verfolgen, und vorher noch die mit anstehendem, festem Gestein bezeichnete Stelle an der Düna untersuchen.

Am Dienstag Morgen hatte es gewaltig geschneit. In einer Telega mit russischem Kutscher fuhren wir in gerader Richtung nach Schaby, wo das feste Gestein an der Düna anstehen sollte. Zum letztenmal sahen wir die Umgebung von Witebsk, an der wir uns schon so satt gesehen hatten: arme, elende Dörfer, in denen der Bauer nur eine Kuh besitzt und selten ein Schwein, Wälder aus Birken und Tannen gemischt, mit Ellern wechselnd. Aber Alles stand in anderem Kleide vor uns, als wir es schon kannten. Doch der Winter in seiner Schneedecke erhöhte den Reiz der Gegend nicht; die Armuth der Menschen und der Natur erschien nur noch eindringlicher in diesem feierlichen Gewande.

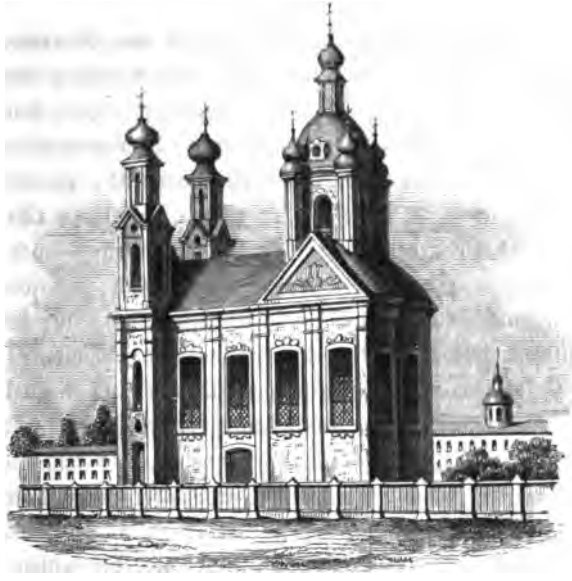
Nur die Fahrt selber schien erfreulicher im Schnee, als im Regen und Sturm. Der Wald war bis auf den Weg vorgedrungen, und wir stießen den Schnee von allen Aesten unfreiwillig mit den Köpfen herunter. Die Räder der Telega wuchsen von dem weichen Schnee immer höher und mächtiger an, wir glaubten in einem anderen Fuhrwerk zu sitzen, bis plötzlich der anhaftende Schnee sich zufällig zerschlug, und wir mit den Holzrädern wieder dicht an der Erde saßen.

Jede Aussicht war beschränkt; der Nebel lag bis dicht vor uns. Die Drosseln und Hänflinge flogen in zahlloser Menge umher, ohne eine bestimmte Richtung finden zu können, und man hörte nur ihre unruhigen, weithin tönenden Stimmen, ohne sie fliegen zu sehen. Alle Tannen schienen mit Meisen bedeckt, und die Nebelkrähen sammelten sich in großen Schaaren auf den einzelnen hohen Birken. Alles Lebendige schien der plötzliche Schnee überrascht zu haben.

Die Düna fließt in der Nähe von Schaby von Ost nach West. So weit diese Richtung anhält, findet man große und dichtgedrängte Granitgeschiebe mit den nun von vielen Seiten bekannten sandigen

Dolomiten in Bruchstücken am Ufer. Die nordischen krystallinischen Geschiebe verlieren sich, sobald der Fluß seine Richtung ändert. Einige Kalkstücke enthalten Terebratula livonica und Spirifer trapezoidalis, die entschieden die Formation des alten rothen Sandsteins andeuten. Die Ufer und alle Seitenschluchten, so weit sie über den Wasserspiegel sich erheben, zeigen jedoch nur die rothen Sand- und Thonschichten dieser Formation. Nach dem Vorkommen der Kalke und Dolomite ist nicht zu zweifeln, daß sie hier unterhalb der rothen Sandschichten anstehen, und bei niedrigem Wasserspiegel entblößt zu Tage treten. Einige feste Felsenbänke scheinen, so weit bei dem stürmischen, hohen Wasser zu erforschen war, das Flußbett quer zu durchsetzen. Die Lagerungsweise von beiden Schichtenfolgen kann kaum länger zu bezweifeln sein.

Längs der Düna hin fuhren wir zur Stadt zurück. Der Schnee hatte hier den Straßenkoth noch vermehrt. Nicht einmal mehr die ausgefahrenen, gefährlichen Löcher im Straßenpflaster waren zu sehen. Die Polizei schien hier mit ihrer Gewalt zu Ende. An einer solchen grundlosen Stelle fanden wir uns mitten in der Stadt plötzlich auf der Erde wieder. Vom Sturz waren die Räder gebrochen. Zu Fuße kamen wir wieder an, und bedurften nur noch weniger Minuten, um in der Richtung auf Orscha die Stadt zu verlassen.



Erzbischöfliche Kirche in Mohilef.

## VI.

## Reise von Witebsk nach Mohilef.

Abreise von Witebsk. Ein Corporal als Diener. Die Wege. Die Nachtfahrt. Nachtquartier. Reisende. Fußgänger. Bettelnde Invaliden. Die Stadt Babinowitsch. Umgekehrte Gastfreundschaft. Der Postmeister. Einfache Kirchenbauten. Crucifixe. Einsame Kirchhöfe. Die Wasserscheide. Nordische Wälder und Sümpfe. Armuth der Bewohner. Nachtfahrt. Ankunft in Orscha. Unsere Wirthin. Heiligenbilder und biblische Darstellungen. Die Stadt Orscha. Geognostische Beschaffenheit der Flußufer. Lagerung der Schichten in der Formation des alten rothen Sandsteins. Mächtigkeit der Diluvialmassen. Die Wälder in der Nähe von Orscha. Gränze der weißen Eller. Abgränzung des mittlern Rußland. Abfahrt. Aenderung im Charakter der Gegend. Die Stadt Kopis. Abend im Freien. Ankunft in der Stadt Schklof. Die Juden. Bildung des Dnieprthals. Schifffahrt auf dem Dniepr. Ankunft in Mohilef. Angriffe der Polizei. Die Lage der Stadt. Aussicht von der Höhe. Alte Holzkirchen. Aehnlichkeit der Steinkirchen mit denen in Witebsk. Die Kirche St. Joseph. Geognostisches. Mineralwasser. Fledermausjagd. Die Bauern und der Ackerbau. Der Mangel an Familiengefühl und Familiennamen. Die letzten Tage in Mohilef. Schnelligkeit der Briefposten.

In halboffener Kibitke fuhren Zinowieff und ich am Dienstag Nachmittag, den achten October, von Witebsk ab.

Unsere Reisegesellschaft hatte sich um ein constantes Mitglied

vermehrt. Meyendorff hatte einen Corporal von Nowgorod mitgebracht, den wir so lange zur Bedienung mitnahmen, als wir es für gut fanden. Es war einer von den Tausenden, die, nachdem sie durch langjährige Dienstzeit ihren natürlichen Lebensverhältnissen entrissen, und endlich aus dem Dienst entlassen sind, nun suchen als Tagelöhner, Diener, und auf alle mögliche Weise ihren Unterhalt zu gewinnen, und unter den dürftigsten Umständen meist noch eine Familie, eine Pflanzschule für den Soldatenstand, gründen. Ihre männlichen Nachkommen tragen, so zu sagen, von der Geburt an schon Uniform, und sind von vorn herein für den Soldatenstand bestimmt. Erfahrenere und zuverlässigere Diener sind nirgend zu finden. Sie sind noch strenge an militärischen Gehorsam und an körperliche Ausdauer und Enthaltsamkeit gewöhnt, und kein Befehl und keine Anstrengung kommt ihnen unerwartet oder unerwünscht.

Unser neuer Soldat war für Andere ein komischer, für sich selber ein höchst ernster, gesetzter Mensch, ganz wie der lebhafte, unterwürfige Charakter der Russen unter so strenger Zucht sich entwickeln muß. Absolut schweigsam und erwartend gegen Vorgesetzte, hörte man nie ohne Aufforderung ein Wort von ihm, und auf jede Frage die kürzeste, bestimmteste Antwort. Mit den Kutschern, die er als leibeigene Bauern tief unter sich fühlte, war er sehr geneigt, eine kräftige und auf alle Weise mit Hand und Fuß nachdrückliche Sprache zu führen. Da er selten aufgefordert zum Reden mit Andern kam; so hörte man ihn immer in Selbstgespräche vertieft, oder beim Umspannen in der lebhaftesten, mündlichen Unterhaltung mit den Koffern und Reisesäcken. Er wollte sein Pensum doch auch reden.

Unsere Freude über den heranziehenden Winter, der uns möglichst schnell aus diesen unfreundlichen Gegenden entfernen sollte, lösete sich bald in jeder Hinsicht in Wasser auf. Die Umgebung der Düna war mit Schnee bedeckt; aber etliche Werste von Witebsk war die Gegend wieder befreit und der Weg etliche Fuß tief aufgeweicht. Der von den Pferden betretene Pfad zog sich wie ein glänzender Wasserstreifen durch den tiefen Straßenmorast hin, perspectivisch in der Ferne verschwindend. Die Kibitke bog sich krampfhaft nach allen Richtungen, je nachdem der feste Boden unten in der Tiefe wechselte. Langsam und träge bewegte sich das einfache Fuhr-

werk weiter, und nur die ausgefahrenen Löcher, in denen es zu stürzen drohte oder wirklich stürzte, boten noch einige Reiseaufregung und Abwechselung dar.

Bald schon war es dunkel geworden. Der graue Himmel lag schwer und tief auf der kleinen noch sichtbaren Erdscheibe. Der Weg führt durch dichte, dunkle Wälder, die von weiten Sumpfflächen unterbrochen werden. Die sichtbare Fläche ist wie ein weiter See mit vielfachen Inseln und Erdzungen. Auch die Waldfläche ist mit Wasser bedeckt, aus dem die einzelnen Bäume wie große Sumpfgewächse hervorragen. Ein anhaltender Regen vermehrt die großen, stehenden Wassermassen noch, die hier, wie überall in Rußland, die Nähe der Wasserscheide andeuten. Seltsam klingt das ununterbrochene Pfeifen und Schreien des Kutschers, der vergeblich seine Pferde anzufeuern sucht, im herabstürzenden, plätschernden Regen. Wir sitzen ganz frei, und unsere Kleider sind bald durchnäßt. Stundenlang fahren wir in der Einsamkeit der Nacht und der Wälder; nur zuweilen sehen wir in der Dunkelheit gegen den grauen Himmel hin einzelne Reiter neben uns vorbeiziehen. Man hatte uns in Witebsk gesagt, die hiesigen Wälder seien nicht immer sicher; aber wir waren hinreichend mit geladenen Pistolen versehen, um für alle Fälle gefaßt zu sein. Ein jedes unvorhergesehene Abentheuer wäre uns sogar erwünscht gekommen, um einen lebhafteren Wechsel in die langweilige, naßkalte Nachtfahrt zu bringen. Aber wir erlebten, Dank der allwissenden russischen Straßenpolizei, oder dem unbarmherzigen, zähneklappernden Wetter, nichts, als die Stöße und Schläge des verhaßtesten von allen Fuhrwerken.

Endlich gegen Mitternacht sahen wir wieder Zeichen von menschlichen Wohnungen. Der Horizont stand westlich von uns wie in Flammen, während der übrige Himmel immer dunkler und dunkler geworden war. Es mußte irgendwo ein Dorf abbrennen; der Widerschein des Feuers dehnte sich unter dem dunklen Himmel wie die Abendröthe in zwei langen Armen oder Flügeln am Horizont aus, und warf ein feuriges Licht über die unübersehbare Wasserwüste. Diese Beleuchtung ruft durch seltsame Gegensätze einen unheimlichen Anblick hervor; nach Westen liegt der Wald rabenschwarz am Horizont, und die zerrissenen Wasser glühen wie Flammen; nach Osten

hin sind die Waldmassen vom Widerschein des fernen Feuers schwach geröthet, aber die Wasser liegen kalt und naß und menschenfeindlich auf der weiten Fläche.

Nachdem wir noch eine Strecke gefahren, lichten sich die Wälder; einzelne ferne Lichter lassen isolirte Bauerwohnungen vermuthen. Dann hören wir seitwärts vom Wege mehrere Weiberstimmen, die sich in diesem Unwetter noch so spät im Freien herumtreiben. Noch einige einzelne Lichter in der durchbrochenen Wald- und Wasserwüste, und wir sind in einem Hause, wo wir bis zum Morgen bleiben können. Kaum drei Werste hatten wir in der Stunde zurückgelegt.

Ein großer Wagen stand schon an der Thür; er gehörte drei jungen Damen, die kurz vor uns hier eingekehrt waren. Wir erhielten eine Stube dicht neben ihnen, eine wirkliche Stube an sich, in der weder Tisch, noch Stuhl, sondern nur ein kalter Ofen stand, an dem wir allmählich unsere triefenden Kleider trocknen konnten. Endlich erhielten wir auch eine Bank, als Sopha, und einen Stuhl, nebst einem schmalen Tisch, der ungeachtet mannichfacher gymnastischer Bewegungen auf seinen vier ungleichen Füßen doch wunderbarer Weise stehen blieb. Unser Corporal ist ein wahres Compendium von möglichst einfachen Künsten und Reisetugenden; er putzt das Licht mit zwei angespuckten Fingern, aber aus. Wir sitzen plötzlich im Stockfinstern, und sind fast gezwungen, zu den Damen unsere Zuflucht zu nehmen, da sie die einzigen lebenden Wesen sind, die wir hören, und durch die weitklaffenden Thürritzen sehen können. Endlich kommt die Hausfrau, und wir stecken zur Vorsicht noch eins von unseren vorräthigen Wachslichtern an, das, in Ermangelung einer ganzen, auf den Hals einer zerbrochenen, bodenlosen, alten Schnapsflasche gesteckt wird, deren Schwerpunkt an ein in den beweglichen Tisch eingeschlagenes Messer befestigt werden mußte, um nicht nebst dem Licht, sich dem Boden zu nähern.

Als die alte Hausfrau das dampfende Theewasser bringt, ist sie ganz erstaunt, zwei Lichter zu sehen, fragt ein über's andere mal, weßhalb das so sei, und will absolut das eine auslöschen. Wir untersuchen das Theegeschirr: die Gläser, die in slavischen Ländern fast überall als Theetassen figuriren, sind auf dem Boden mit fest-

getrockneten Fliegen u. s. w. bedeckt; auf dem Grunde der Theekanne hat sich ein ganz junges Alluvium abgelagert, über dessen naturhistorische Beschaffenheit wir im Unklaren bleiben. Nachdem wir alles rein ausgewaschen, trinken wir Thee mit Rum, den wir nach dem Prädikat auf seiner ganz neuen Etikette mit dem Namen: Très vieux belegen.

Es dauerte nicht lange, so fanden wir es auf etliche Stunden in dieser elenden Kneipe doch wohnlicher, wie draußen im Regen in den finstern, nassen, polnischen Wäldern, zwischen Bären und Wölfen. In Ermangelung besserer Zustände und Getränke begleiteten wir den glühenden Thee mit einem fröhlichen Gaudeamus igitur und Pereat tristitia etc., und krochen sogar auf etliche Stunden Nachtruhe in unsere Leinensäcke hinein.

Am folgenden Morgen waren die Wege noch grundloser geworden. Wir ließen vor unser leichtes Fuhrwerk die doppelte Pferdezahl vorspannen, und konnten doch in der Stunde kaum eine halbe Meile abmachen. Wir fürchteten, noch tagelang in diesen trostlosen Morästen uns abquälen zu müssen. Auch die Russen, die ein solches Terrain in dieser Jahreszeit am wenigsten lieben, schienen wider Willen noch hin und wieder auf der Reise überrascht worden zu sein. Mehrere Wagen fuhren an uns vorbei auf Petersburg zu, die mit 10 bis 12 Pferden bespannt waren, und sich wie schwere Kriegsschiffe durch die glänzende Morastfläche hindurch bewegten. Die Räder gingen bis fast zur Achse im Koth und warfen mit der weichen Straßendecke um sich, wie die Räder eines Dampfschiffs mit Wasser. Die fest eingeschlossenen und gegen das Unwetter besser als wir geschützten Damen zeigten deutlich, daß sie Langeweile und Bildung hatten, indem jede ein Buch zum Lesen in der Hand hielt und dazu gähnte. Nur die kleinen Kinder schienen dieses nationale Reisen noch erträglich zu finden.

In der schlimmsten Lage waren die Fußgänger, mit denen die Straße noch ziemlich belebt war. Ganze Familien fanden wir wandernd. Die Weiber trugen Bastschuhe, aus denen stellenweise die bloßen Füße hervorsahen. Auch an den Seiten des Weges sanken sie noch bis zu den Knieen ein. Außerhalb des Weges war gar kein Durchkommen, indem das Wasser zu tief stand.

In diesem tiefsten Straßenkoth fanden wir einen zerschossenen und ganz krummen, zu einem Kneuel zusammengeheilten Menschen kriechen, mit den beiden Knieen und der einen Hand mit einem fußhohen Holzgestell im Schlamme sich fortbewegend, mit der andern Hand den Bettelsack haltend. Wir hatten ihn etliche Tage vorher in Witebsk mitten über die Straße kriechen sehen. Diese Nacht wenigstens schien er Obdach gehabt zu haben Ein anderer bewegte sich in einiger Entfernung von diesem auf einer Krücke und einem lebendigen Beine weiter; ihm war der linke Fuß und der rechte Arm abgeschossen. Beide waren Jammergestalten, mit grauen Haaren und grauem Barte, Vaterlandsvertheidiger. Der Verstümmelte machte Fronte, und der auf allen Vieren gehende Krüppel betete laut, so weit wir ihn hören konnten, als wir eine Handvoll kleiner Münze hingegeben hatten.

Erst gegen zwei Uhr Mittags erreichten wir die Kreisstadt Babinowitsch. Eine solche Stadt war uns noch nicht vorgekommen, und ist uns auch später nirgend entgegengetreten. Statt der Straßen sieht man grasbewachsene, wüste, unebene Strecken, Sandgruben oder Moräste. Zwischen den Häusern liegen Felder; Alles ist einsam und zerstreut. Die Häuser sind aus Holz, man kann kaum sagen gebaut, sondern mehr zusammengebunden, alle schwarzgrau, klein und niedrig, schief und zerfallen, fensterlos oder mit einzelnen verklebten, halb zerbrochenen und vor Schmutz kaum durchscheinenden Fensterscheiben versehen. Ein ganzes Fenster ist eine Seltenheit oder kaum in der Stadt aufzufinden. Durch die Dächer sieht der Himmel in's Haus, und durch die Wände pfeift der Wind. In diesen lebensgefährlichen, durchgängig mit Einsturz drohenden Hütten wohnen wenig Russen, aber desto mehr Juden. Schöne Judengesichter sieht man an den Thüren und auf den Straßen, doch auch voll Schmutz, und in Lumpen gehüllt. Surasch ist kleiner, als Babinowitsch, aber bei weitem anmuthiger. Schon vor Babinowitsch waren wir in das Gouvernement Mohilef eingetreten.

Das Postgebäude schien das einzige größere Gebäude in dieser öden Judenstadt, wurde aber dadurch wieder unwohnlich, daß jede der leeren, kalten Stuben zu der Größe von einem der übrigen Stadthäuser angewachsen war. In einer dieser Stuben ließen wir von

unserem Corporal unsere mitgebrachten Vorräthe zu einem bescheidenen Mittagstisch aufdecken, bei dem die Neugier der Hausfrau und Töchter im anliegenden Zimmer kaum zu mäßigen war. Als wir uns mitten in unserer Beschäftigung auf einige Augenblicke entfernt hatten, um Pferde zu besorgen, fanden wir nach unserer Rückkunft gegen unsere Absicht alle unsere Eßvorräthe verschwunden, und das vorher offene Zimmer der Hausdamen verschlossen. Eine ganz neue Art von Gastfreundschaft, bei der wir unseren Hunger beim besten Willen nicht befriedigen konnten.

Auch der Postmeister schien verkehrte Welt mit uns spielen zu wollen: da wir zwei Personen waren, wollte er uns absolut zu zwei Telegen mit doppelter Pferdezahl zwingen, mindestens in Bezug auf die Bezahlung. Wir waren früher immer erfreut gewesen, die einfache Anzahl von Pferden zu finden. Als wir dem Postmeister unsere abweichende Ansicht ausdrückten und dieser wüthend und fluchend umherlief, fand sich in wenigen Minuten ein halbes Dutzend Juden ein, um uns Pferde zu überlassen, worauf denn der Postmeister augenblicklich anderen Sinnes wurde, und uns, von dieser unvorhergesehenen Concurrenz erschreckt, kriechend und bittend die einfache Anzahl vorschlug.

Als wir zur Stadt hinausfuhren, fragte der Corporal ganz erstaunt: »Warum hat man das eine Stadt genannt?« Es war das erste- und letztemal, daß er sein consequentes Schweigen brach, und unaufgefordert redete, während er mit uns reisete. Wir wußten keine Antwort!

Außer Judensynagogen fanden wir von Witebsk an bis zum Dniepr fast nur unirte und etliche katholische Kirchen. Die unirten Kirchen suchten, wo möglich, noch die Form der Witebskischen (S. Seite 109) herzustellen, und zeigten alle Uebergänge von der griechischen Kreuzform bis zu einem bloßen, runden Thurme mit Kuppel, ohne alle Seitenflügel. Letztere stellen gleichsam eine Kirche an sich, eine Kirche in einfachster Gestalt, dar: die Kuppel darf nicht fehlen, und das Mauerwerk unter derselben schließt sich ohne alle seitliche Auswüchse kreisförmig der Kuppel an; von der Kirche ist blos der Thurm, das wesentlichste derselben, geblieben. Anderwärts, wo das Innere der Kirche die Hauptsache ist, sieht man eben so

einseitig, Kirchen ohne Thürme. Bei den meisten dieser Kirchen treten aber nach den vier Himmelsgegenden noch die Andeutungen des Kreuzes, als vier Flügel, mindestens so stark hervor, daß man sie in der Nähe fühlen, wenn auch nicht aus einiger Entfernung sehen kann. An anderen sind diese Kreuzflügel nur an den Thurm angemalt. Man erkennt wenigstens die Absicht, und kann sich damit beruhigen: Gott sieht auf's Herz.

Die russischen Holzkirchen sind in ähnlichem Zustande, wie die Wohnhäuser in Babinowitsch; wer sie sieht, kann sich ein Bild vom Wohlstande des Landes machen. Ein Glockenthurm in Babinowitsch besteht aus zwei vertikalen Tannenstämmen, mit einem Querbalken auf deren Spitze, der die Glocken trägt.

Einen gräßlichen Eindruck machen in dieser Jahreszeit die meist kirchhohen, dachlosen Kreuze mit anhängendem Christus in der Nähe der Kirchen und an den Kirchhöfen im Freien am Wege. Wer selber allem Wind und Wetter preisgegeben und bis auf die Haut durchnäßt ist, kann sich bei ihrem Anblick unwillkührlich des Mitleids nicht erwehren. Es scheint ein natürliches Gefühl, daß die griechische Kirche dergleichen Darstellungen nicht duldet, und vollends für das schneebedeckte Rußland und das menschenfeindliche Klima des Nordens.

Einen ernsten Anblick bieten die öden, verlassenen, von den Dörfern entfernt auf einem Sandhügel im Freien liegenden Kirchhofe dar. Die Todten wohnen für sich allein, wie die Lebenden. Jede Spur eines Grabhügels hat der Regen und die Zeit verwischt, und nur ein verwittertes, rohes Holzkreuz bezeichnet den Ort, wo man einen Menschen eingescharrt hat. Wo Blumen auf die Gräber gepflanzt sind, und freundliche Monumente auf den Grabstätten sich erheben, da ist's, als ob die Gestorbenen noch unter diesem freundlichen Andenken fortlebten; aber diese einfachen, schwarzen Holzkreuze bezeichnen nur den Todten, der auch aus dem Andenken der Lebenden weggetilgt, der ganz und gar todt ist.

Die Kirchen und die Kirchhöfe bieten einen Maßstab für die irdische Glückseligkeit und Freiheit dar. Der Druck des Augenblicks läßt den gefesselten Blick nicht über die Gräber und über die Mühen des Tages hinausschweifen.

Babinowitsch ist ungefähr in der Mitte zwischen Witebsk und Orscha gelegen, in einer Meereshöhe von 600 Fuß. Die Gegend um Babinowitsch behält nach Norden und Süden auf etliche Meilen hin unverändert denselben Charakter bei, der die Wasserscheiden in der Formation des alten rothen Sandsteins im Norden bezeichnet. Das Terrain ist auf weite Strecken flach und sumpfig, und noch nicht von Flüssen tief ausgespült. Die Sümpfe scheinen auch hier die höchsten Stellen zu bezeichnen, an denen noch keine Abzugscanäle sich gebildet haben, und das Wasser gezwungen ist, zu stagniren. Die einzigen Unebenheiten sind flache Sandwellen, die in der Richtung von Westen nach Osten die Fläche durchschneiden. Mächtige nordische Granitblöcke bedecken diese Strecken und ordnen sich, mit den Sandstrecken wechselnd, zu ähnlichen Reihen in dieser Richtung zusammen, gleichsam wie erstarrte Wellenschläge, Uferschwellen des immer weiter nach Norden zurückgetretenen Diluvialmeeres.

Vollends erinnert die Vegetation an die Sümpfe in der Nähe der Suchona und der großen nordischen Seen. Dieselben weiten Riedgrasflächen, wie dort, treten auf, und nur die schwankenden Moore mit Ledum, Andromeda und Oxycoccus sind weniger ausgedehnt. Die Tannen in diesen kalten Sümpfen sind klein und verkümmert, halb abgestorben, mit langhaarigen Usneen dicht bewachsen, wie mit grauem Pelzwerk, und nur die absterbenden Kronen noch mit krankem, gelblichem Laube bedeckt. Sie geben deutlich zu erkennen, daß sie mit ihrem Aufenthalte unzufrieden sind.

Sobald sich irgend ein Abhang zeigt, bilden sich Abzugscanale des stagnirenden Wassers, kleine Bacheinschnitte mit unbedeutenden Wiesen und trockenen Feldern in der Nähe, und die weiten, unerfreulichen Sümpfe sind verschwunden. Man sieht, daß die Natur nur wenig durch die Kunst unterstützt zu werden brauchte, um diese Gegenden, in denen man nur hin und wieder ein elendes Dorf, aus etlichen Häusern bestehend, oder eine einzelne Bauerwohnung sieht, in glücklichere, bewohnbarere umzuwandeln.

Doch damit allein ist das Loos der hiesigen Bewohner noch nicht hinreichend gemildert. Es ist nicht blos die Natur, die hier unbarmherzig auf den Menschen drückt. Die wenig bewohnten Ge-

genden des Nordens bieten den Bewohnern noch härtere Seiten der Natur dar; aber dort hat der Mensch den fröhlichen Lebensmuth sich erhalten können, der hier mit jeder Spur von freier Regung verschwunden ist. Es scheint, als ob nur Armuth und Schmutz und ein gebrochener, geknechteter Sinn das Gefolge der Civilisation in diesen Gegenden gewesen sei; denn das allein haben die Bewohner dieser Gegenden vor denen des unzugänglichen, freieren Nordens voraus, und das möchte sich schwerlich aus den unbedeutenden Verschiedenheiten der Natur und der Volksstämme erklären lassen.

Während wir uns vergebens bemühen, der Natur und den Menschen noch irgend eine erfreuliche Seite abzugewinnen, sind wir auf der letzten Station vor Orscha angekommen. Es ist stockfinstere Nacht, als wir uns wieder in Bewegung setzen, diesen nächsten Ruhepunkt zu erreichen. Kaum unterscheidet man den Himmel von der schwarzen Erde; und die ringsverbreiteten Pfützen und Wasserbassins, die der Regen hervorgerufen hat, liegen wie matte, graue Schatten auf der schwarzen Fläche. Es regnet in mächtigen Strömen, und der Wind und der Sturm ist wach und wie allgegenwärtig. Das halboffene Fuhrwerk fährt wie ein schwankendes Schiff, stöhnend und unter den Stößen der Knüppeldämme sich windend, durch die Wasserwüste hin. Die halbentlaubten Birken bewegen sich in umgekehrten Pendelschwingungen, wie Riesenschatten, am dunkelgrauen Himmel. Sturm und Kutscher heulen um die Wette, und überschreien einander wechselnd auf Augenblicke. Der Regen fällt laut plätschernd auf uns herab, und wird nur vom Rauschen der Waldbäche übertäubt, auf deren halbzerstörten, baufälligen Holzbrücken wir mühsam umhertappen, um nicht mit Mann und Pferd hineinzustürzen. Auch die Kraft des getreuen Très-vieux ist gebrochen, und wir sind, ganz durchnäßt, bald auf den niederen Stand der Lufttemperatur herabgesunken. Die finsteren Mächte der Zerstörung hausen außen immer fort. Das ist Wetter aus dem König Lear.

Endlich ändert sich die Gegend, die Wälder treten zurück und wir sind im freien Felde. In der Ferne sehen wir schwache Lichter. Der Morast auf der Straße wird immer tiefer, und so schließen

wir, daß wir in der Stadt sein müssen. Es ist zu dunkel, um Häuser sicher unterscheiden zu können. Hin und wieder ziehen große Schatten von herumwandelnden, im Winde schwankenden Laternen durch die Straßen. Wie sie weg sind, ist es wieder stockfinster. Zuletzt unterscheiden wir eine große, steinerne Brücke, unter der die Orschiza hinrauscht. Noch zwei Minuten, und wir sind in der warmen Stube.

Es ist schon nach Mitternacht. Bei Licht besehen, kann man uns nur an der Gestalt, nicht an Substanz und Farbe äußerlich von dem Morast auf der Straße unterscheiden. Der glühende Thee wärmt uns bald wieder auf, und wir singen deutsche Lieder dazu.

In Orscha fanden wir Zinowieff's Tarantase, der bei den aufgelösten Wegen hier hatte stehen bleiben müssen, und sahen die Möglichkeit voraus, bequemer weiter zu kommen.

Unsere Wirthin war eine freundliche Moskowiterin, mit sehr gutem Gesichte, aber einem unglaublichen Umfange, und russisch, d. i. gär nicht, geschnürt! Wir hatten uns an die polnischen Costüme so gewöhnt, daß das erste national-russische uns wieder frappirte. Der Wirth, ein Pole und Katholik, schien im Hause gar keine Rolle, nicht einmal die letzte, zu spielen. Die Wirthin wies ihn sogar mit gutem Humor aus unserer Stube, als seine Neugier ihn trieb, die Fremden durch die halbgeöffnete Thür sehen zu wollen.

Unsere Stube ist auffallend mit katholischen und griechischen Heiligenbildern geschmückt, die sich sogar mit einander zu vertragen scheinen, und auch eine gemischte Ehe darstellen. Auf einem großen Heiligen-Drei-Königs-Bilde trägt der kohlschwarze Mohrenkönig eine gewaltige Brille. Das Hauptstück ist Absalon's Tod. Joab drückt, ebenfalls mit Brille, drei Pfeile zugleich ab, und damit man sieht, daß und wen sie treffen, sind drei andere Pfeile zugleich in Absolon's Brust hineingemalt. Absalon macht, während er an der Eiche hängt, ein möglichst gleichgültiges Gesicht, und David, eine freundliche Jungengestalt, gleichsam Enkel seines Sohnes, schreitet mit gezogenem Degen, wie in Parade, hinter Joab her. Die Luft ist voll Reiter. Im Vordergrunde stehen Zelte, die kaum so groß sind, daß Joab's Kopf hineinpaßt. Solche Bilder können in der Folge,

wie auch anderwärts, eine nicht unbedeutende Stelle in einem russischen, kunsthistorischen Museum einnehmen.

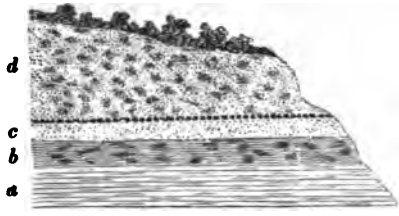
Orscha ist nicht allein durch die Ereignisse beim Rückzuge der großen Armee in kriegerischem Andenken, sondern hat sich auch entscheidender Kämpfe zwischen den Russen und Lithauern aus früheren Zeiten zu erinnern. Die Stadt breitet sich an beiden Ufern der Orschiza aus, die sich hier von Westen her in den Dniepr ergießt, und es kreuzen sich in ihr die beiden großen Straßen von Petersburg nach Mohilef und Kiew, und von Smolensk und Moskau nach Minsk. Die Haupttheile der Stadt liegen in der ausgespülten, niederen Thalfläche beider Flüsse. Die Thalwände steigen nach allen Seiten, besonders steil am rechten Ufer der Orschiza, bis gegen 120 Fuß an; die Höhe des Landes erhebt sich weiterhin bis über 200 Fuß über den Spiegel der Dniepr. Auch hier ist das rechte Ufer des Dniepr bedeutend steiler, als das linke.

Die Kirchen in Orscha sind ähnlich gebaut, wie die in Witebsk, mit hohem Schiff und zwei hohen Portalthürmen, aber ohne die russische Hauptkuppel über dem Chor. Viele sind in Verfall gerathen und schon halb zu Ruinen zusammengestürzt. Sie folgen dem Schicksal der Stadt, die offenbar bessere Zeiten gekannt hat. Nur eine einzige Kirche hat ein modernes Ansehen und eine Hauptkuppel mit vier flach zusammengedrückten wulstigen Zopfkuppeln. Fast neben allen Kirchen hängt der gekreuzigte Christus im Freien.

Zahlreich sind die Synagogen und Judenhäuser. Fast vor jeder Thür sitzt unter einem kleinen Dach mit vier schlanken Holzsäulen eine Jüdin über einem Kohlentopf, und wünscht irgend etwas zu verkaufen. Beinahe hielt es noch schwerer, die große Masse der Juden, wie den tiefen Straßenkoth zu passiren.

Am rechten Ufer des Dniepr liegen die Steinbrüche, die wir gleich andern Morgens zu besichtigen eilten. Schon in der Stadt stehen überall feste, horizontale Gesteinsschichten an, sowohl an den Ufern der Orschiza, wie am rechten Ufer der Dniepr und in vielen Straßen, und man sieht auch bei hohem Wasserstande noch die festen Felsenbänke, die den Fluß quer durchschneiden und bei niedrigem Wasser sich stellenweise hoch über den Spiegel des Dniepr erheben. Hier fanden wir endlich über die so lange vergeblich auf-

geſuchte Lagerungsfolge der Schichten der Formation des alten rothen Sandſteins Aufſchluß.




Beide, der Dniepr wie die Orſchiza, bewegten ſich auf einer Schicht (*a*) von gelbem, Bitterkalk haltigem Mergel und Kalk, die ſich innerhalb der Stadt vier bis zwölf Fuß hoch über den Fluß erhebt. Dieſe Kalk- und Mergelſchicht wird nach oben hin allmählich ſandig und geht in eine zwölf bis zwanzig Fuß mächtige Schicht (*b*) von braungrauem, ſandigem Dolomit über, der vielfach durchlöchert und concretionirt, und ganz dem ähnlich iſt, den wir bei Suraſch und Witebsk gefunden hatten, und hier eine zahlreiche Menge von verwitterten und zerfallenen Petrefacten, Steinkernen und Abdrücken einſchließt. Der Sand nimmt in den oberen Schichten des Dolomits in dem Maße zu, daß ein Uebergang in einen wirklichen Sandſtein entſteht, der in der Schicht (*c*) zu einem lockeren, ockergelben Sande zerfallend in verſchiedener Mächtigkeit über dem Dolomit anſteht. Der Uebergang des concretionirten Dolomits in den Sandſtein und den lockeren, ockergelben Sand, der hier überall als Streuſand benutzt wird, iſt ſo allmählich, daß keine ſcharfe Gränze zwiſchen dieſen drei Bildungen zu ziehen iſt. Dieſe Sandſchichten (*c*), die offenbar mit dem Dolomit und Kalk derſelben Formation angehören, ſind oryctognoſtiſch nicht von den bei Witebsk und Suraſch an der Düna anſtehenden zu unterſcheiden. Alle dieſe Schichten findet man auch etliche Meilen tiefer am Dniepr noch anſtehend.

Steigt man höher an den Thalwänden an, ſo findet man dieſe gelben Sandſchichten mit mächtigen Diluvialmaſſen (*d*) bedeckt, mit einem lockeren, ungeſchichteten Sande, in welchem dichtgedrängte Kalkſteine, oft von zwei Fuß Durchmeſſer, nordiſche Geſchiebe von

geringerer Größe, und die hier und an der Düna anstehenden Dolomite in Bruchstücken unregelmäßig eingelagert vorkommen. Die Kalkbruchstücke, die nach oben hin allmählich kleiner werden und noch früher als die nordischen Geschiebe sich verlieren, gehören entschieden der Formation des alten rothen Sandsteins an, der das Diluvium größtentheils hier entlehnt scheint, und enthalten Brachiopoden, wie Spirifer trapezoidalis, viele Enkriniten und andere zerstörte Petrefacten. Das Diluvium ist vollkommen dem ähnlich, das die Höhen um Smolensk und Witebsk bedeckt. Es erreicht hier stellenweise eine Mächtigkeit von 60 bis 80 Fuß.

Sobald sich die nordischen Geschiebe und Kalkbruchstücke in den Diluvialschichten verloren haben, nehmen sie nach der Höhe hin wieder eine regelmäßige Schichtung und eine constante röthlichgelbe Färbung an und bedecken, als 20 bis 100 Fuß mächtige Schicht das Land bis zu den höchsten Höhen. Kaum sind diese diluvialen Sandschichten von den tiefer liegenden, etwas mehr gelblich gefärbten (*c*) zu unterscheiden, obwohl beide dem Alter nach offenbar weit auseinander liegen.

Die sandigen Kalk- und Dolomitschichten (*b*) sind auffallend reich an Versteinerungen, die sich jedoch in einem solchen Zustande der Erhaltung befinden, daß nicht eine einzige specifisch zu bestimmen ist. Die Kalkschalen derselben sind entweder ganz aufgelöset, oder sie zerfallen, sobald man sie nur leise berührt, in Staub. So bleiben nur Abdrücke und Steinkerne zurück, die in dem sandigen, grobkörnigen Gestein keine scharfen Spuren hinterlassen konnten. Fast jedes Stück enthält Euomphalus und andere Einschaler; zahlreiche Brachiopoden, besonders aus der Gattung Spirifer, kommen in Steinkernen und Abdrücken vor, die sehr bestimmt an Arten aus der Formation des alten rothen Sandsteins erinnern. Die Korallen lassen keine bestimmte Deutung zu, und nur einzelne Crinoideenreste scheinen deutlich erhalten.

Obschon aus den unvollkommenen Resten der Versteinerungen keine absolute Sicherheit zu gewinnen ist, so deutet doch der Totalhabitus derselben entschieden die Formation des alten rothen Sandsteins an. Diese Deutung erhält dadurch noch mehr Wahrscheinlichkeit, daß diese Dolomite an der untern Düna mit versteine-

rungsführenden Kalken dieser Formation an vielen Stellen zusammen angetroffen werden.

Ebenso wie am Wolchow die versteinerungsführenden Kalke als älteste Bildungen dieser Formation auftreten, und dann nach Osten hin von den mächtigen rothen Sandschichten überlagert werden, die im Süden des Onegasee's die Wasserscheide bilden; so scheinen hier die Sandschichten, die wir im Smolenskischen und an der Düna gesehen, auf festen Dolomiten und Kalkschichten zu ruhen, welche erst westlich nach der mittlern Düna hin und in der Nähe von Orscha am Dniepr zu Tage treten.

In dem breiten Streifen dieser Formation, der den Bergkalk nach Nordwesten und Westen hin wie ein hoher Wall abgränzt, und der von Witebsk, Polotzk und Surasch aus sich über Smolensk und Orscha nach Südost auszudehnen und längs der Ugra hin den Bergkalk ebenfalls zu begränzen scheint, tritt der Sand, als jüngere Bildung, überall ostwärts an den Gränzen des Bergkalks hervor; am Onegasee ruht der Bergkalk sogar direct auf diesem Sande; und nach Westen hin, an der Düna und am Dniepr, tritt unter diesem Sande der Kalk auf, der am Wolchow deutlich der silurischen Formation aufgelagert ist. Die Reihenfolge dieser Schichten scheint auf dem Terrain, das wir kennen lernten, eben so constant zu sein, wie die ähnliche in umgekehrter Reihenfolge in der silurischen Formation.

Auffallend ist die Mächtigkeit der Diluvialmassen, die bei Orscha fast zu 200 Fuß aufsteigen, und die hier nicht allein ihren Sand, sondern auch den Kalk und Dolomit der Formation des alten rothen Sandsteins entlehnt haben, und die deshalb auch, ohne die eingeschlossenen nordischen Geschiebe und andere Gesteinsbruchstücke, so schwer von den anstehenden Schichten dieser alten Uebergangsformation zu unterscheiden sind. Wir haben keinen Punkt in Rußland gesehen, wo das Diluvium in größerer Mächtigkeit aufgehäuft wäre, als in diesen Gegenden des Dniepr.

Die Diluvialschicht mit den nordischen Geschieben und Kalkblöcken bebaut man hier ebenso auf diese Steine, wie am Bjelosero und bei Smolensk. Man macht schräge Löcher in den übergelagerten Diluvialsand, ohne irgend etwas auszubauen. Die lockeren Mas-

sen stürzen nach, und fast alljährig sind viele Menschen in den Gruben verschüttet worden.

Um einen festen Cementkalk zu machen, mischen die Russen den sandigen, lockeren Dolomit unter die Kalkblöcke, in einem Verhältniß, das ihnen die Mühe erspart, später Sand hinzuzufügen.

Vergleicht man die bewaldeten Höhen von Orscha mit der Vegetation bei Babinowitsch; so glaubt man um mindestens ebenso viele Meilen nach Süden fortgeschritten zu sein, als man Werste von diesem ergreifend traurigen Orte entfernt ist. Bei Babinowitsch sieht man sich von finstern, nordisch verkrüppelten und halbabgestorbenen Tannenwäldern umgeben, mitten zwischen ausgedehnten Riedgrassümpfen und Mooren, und wo die Wälder auf kurze Strecken gelichtet sind, und der Boden urbar gemacht ist, stellt sich die nordische weiße Eller als Gränzhüter in zusammenhängenden Strecken ein, und bedeckt alle lichteren Abhänge am Fuße der Nadelwälder bis nach der Düna hin. Bei Orscha sind die Höhen trocken, und erst in größerer Entfernung von den Flußthälern wieder bewaldet. Die weiten, lichten Ackerfelder schneiden scharf nach den Wäldern hin ab, und die Gränzregion der weißen Eller ist, ebenso wie die Eller, völlig verschwunden. In den Wäldern sieht man fast nur Kiefern und Birken, und da, wo der Boden fester wird, treten auch gesunde Eichen auf.

Die Höhen um Orscha können nicht bedeutend niedriger sein, wie die in der Nähe von Babinowitsch. Diese Aenderung scheint wesentlich durch die geographische Lage, durch den Einfluß eines südlichern Klima's und durch die Beschaffenheit des Bodens bedingt. Obschon an den Gränzen der Tannenregion, ist das plötzliche Verschwinden der Tanne doch nur dadurch erklärbar, daß sie an einen festen Boden gebunden scheint, der in den Diluvialschichten bei Orscha auf größere Strecken fehlt. Das rasche Verschwinden der weißen Eller, die man am linken Ufer der Orschiza höchstens noch in einzelnen Individuen antrifft, ist jedoch nur als ein scharfgezogenes, geographisches Verhältniß anzusehen.

Diese geographisch so auffallend charakteristische Eller, mit deren Südgränze für das Innere von Rußland, für das Flußgebiet des Dniepr und der Wolga, auch die Nordgränze der Obstcultur zu-

sammenfällt, scheint, in Gemeinschaft mit dem Auftreten der wilden Obstarten in Südrußland, die wesentlichsten Naturgränzen Rußlands anzudeuten. Mit unbedeutenden Schwankungen scheint sie von hier an in der Richtung über Twer nach Danilof, nicht nach Süden vorzudringen, so wie das wilde Obst erst auftritt, nachdem man das Flußgebiet des Seim erreicht hat. Diese beiden Linien, zwischen der Nordgränze des Gouvernements Jaroslaw und der Südgränze des Gouvernements Orel, umschließen das Innere von Rußland, dessen mittlerer Charakter durch die Naturverhältnisse im Gouvernement Moskau und Kaluga bezeichnet werden kann.

Nachdem man die zusammenhängenden Wälder dieser nördlichen Region, die nur in der Nähe der Flüsse mehr oder weniger gelichtet sind, verlassen hat, sieht man die urbar gemachten Strecken bis auf die Höhe des Landes sich ausdehnen, und allmählich Feld und Wald im Gleichgewicht. Dann verlieren sich bei weiterm Fortschreiten nach Süden die unterbrochenen Waldstrecken von der Höhe des Landes, und alle Waldvegetation zieht sich nach und nach, umgekehrt wie im Norden, in die Schluchten und Niederungen an den Flußthälern zurück, wie schon an vielen Stellen des Gouvernements Tula. In der Steppe verschwindet endlich jede Spur von Waldvegetation.

Auf der Wasserscheide zwischen Dniepr und Düna, in der Nähe von Babinowitsch und östlich von Smolensk, hatten wir die letzten, einigermaßen zusammenhängenden Wälder im Charakter des Nordens gesehen. Die Umgebung des Dniepr ist bei Orscha schon bedeutend mehr gelichtet und bebaut, wie die der obern Düna bis Witebsk. Wir traten in das Gebiet ein, in dem Feld und Wald sich in ein Gleichgewicht stellen, und hatten die letzten Andeutungen des Nordens, dessen Gränzen wir seit der Düna wieder berührten, nun auf immer verlassen.

Auch dem immer näher heranrückenden Winter, dem wir schon in Ustjug zu entgehen eilten, und der uns an der Düna schon ganz in Schnee eingehüllt hatte, konnten wir noch einmal, und zum letztenmal, entfliehen. Es schien, als sollten wir mit wahrem Theatereffect von den letzten Anschauungen des Nordens und des drohenden Winters uns trennen.

Mittags, den zehnten October, verließen wir Orſcha. Den ganzen Morgen hatte es noch anhaltend geregnet, und noch immer drohte der Himmel mit ſchwarzen Wolken. Kaum drei Werſte waren wir von der Stadt entfernt, ſo hörten wir plötzlich einen heftigen Donnerſchlag, und der Regen fiel ſo häufig, daß in wenigen Minuten die Straße wie in ein Strombett verwandelt ſchien. Der nun ſchon ſeit Smolensk ziemlich ununterbrochene Regen ſchloß mit einem Gewitter. Mit dem Donnerſchlage, vor dem die Pferde ſcheu zur Seite ſprangen, zertheilten ſich die Wolken, der blaue Himmel trat wieder hervor, und die Sonne, die den letzten Reſt des Gewölks zu vernichten ſchien.

Wir kamen uns vor, wie plötzlich in ein fremdes Land verſetzt. Noch wenige Werſte und wir waren in einer Gegend, wo der Regen nur ſparſam und noch gar kein Schnee gefallen war. Die Birken waren noch belaubt, und im Felde ſtanden noch Getreidehaufen überall. Es war, als ſeien wir plötzlich wieder in die Zeit verſetzt, wo wir Uſtjug verließen, und als ſei der ganze Zwiſchenraum nur, wie mit einem Traum ausgefüllt. Der blaue Himmel und das gelbe Stoppelfeld mit den noch ſorglos umherſtehenden Garben, die fernen, gelben Birkenwälder: Alles erſchien uns in einem andern Lichte, heiter und ſommerlich. Dabei fuhr unſer Tarantaſe mit ſeinen ſechs Pferden auf dem trockneren Wege wie im Fluge zwiſchen den dichtgedrängten Doppelreihen von hohen Birken hin, und eine friſche Reiſeſehnſucht nach dem Süden, neue Reiſehoffnung wurde wieder in uns wach.

Aber nicht blos durch den lichten Sonnentag, der ſich mühſam durch die dichten Regen- und Nebelwolken durchgekämpft hatte, ſondern auch durch den veränderten Charakter der Gegend wurden wir, wie in einen neuen Himmelsſtrich verſetzt. Die Tannen und Ellern waren ſchon ſeit Orſcha verſchwunden, aber auch die Kieferwälder verlieren ſich von hier an immer mehr, und faſt nur noch Eichengebüſch und kleine Birkenhaine ſieht man nach der Ferne hin. Der Boden wird allmählich ganz flach, der Horizont erweitert ſich, und die Ferne tritt immer dunkler hervor, je mehr ſich die Terrainwellen und niedrigen Hügelzüge verlieren. Die flache Thalebene des Dniepr erreicht eine Breite von ungefähr einer Werſt, und liegt gegen

200 Fuß unter der Höhe des Landes, und ziemlich allmählich steigt hier die Ackerfläche an der Thalwand vom Fluß an bis zu der höchsten Höhe an.

Die heitern Eindrücke, die die Natur darbietet, erlöschen, sobald man die Dörfer und Städte sieht. Die Kreisstadt Kopis, fast ein zweites Babinowitsch, spielt eine traurige Rolle in ihrer freundlichen Umgebung. Vom andern Dnieprufer gesehen, erscheint sie wie ein breiter schwarzer Fleck in der anmuthigen Landschaft. Man sieht nur schwarze Holzhäuser, etliche Synagogen von trauriger Gestalt, halbrussische, dunkle Holzkirchen, mit spitzen Seitenthürmen und kleinen, gestreckten Kuppeln. Eine Judenstadt, wie fast alle kleineren Städte in diesen Provinzen. In den Dörfern sind die Häuser wieder mit Stroh gedeckt. Es tritt schon Holzmangel ein, und das Brennholz ist nur im Winter billig, weil es dann leichter transportirt werden kann. Ein Kahn, der auf der Suchona etwa 75 Rubel kostet, kommt hier auf 3000 Rubel zu stehen. Die schöneren Seiten der Natur kommen dem Menschen in diesen Gegenden nicht zu Gute.

Der heitere Tag lösete sich in einen herrlichen Abend auf, wie wir seit langem keinen genossen hatten. Die Gegend lag weithin vor uns ausgebreitet im Lichte der untergehenden Sonne. Die gelbbelaubten Birken standen im Sonnenschein, wie in einer warmen, ruhigen Gluth, und die Abendwolken waren wie in Gold und Silber gefaßt. Ueberall brannten Feuer im Freien, und mannigfaltige Gruppen von Menschen saßen umher. Hier dicht am Wege sechs Menschen in einer engen, grünen Thalschlucht in einem Birkenhaine um die lodernde Flamme, die sich zwischen den schlanken, blendend weißen Stämmen in die Höhe wand; dort ein einsamer Bauer bei seinem grasenden Pferde u. s. w. Große Heerden ukrainischer Ochsen, alle von grauweißer Farbe und mit schlanken, weitgespreizten Hörnern, lagerten mit ihren Führern auf dem offenen Felde oder in der Nähe niedriger Gebüsche. Die Natur schien keine abschreckende Seite mehr zu haben, und Alles war, wie neugeboren. Als die langen Abendschatten mit der matt erleuchteten Fläche zerflossen, und die Sonne untergegangen war, glühten die Feuer im Freien noch fort bis tief in die Nacht hinein. Die Luft blieb milde

und erquickend, und eine lange entbehrte, ruhige Stille schien über die ganze Natur ausgebreitet, und durch das Rauschen der angeschwollenen, kleinen Seitenbäche des Dniepr und der Räder von einzelnen Wassermühlen eher erhöht als gestört zu werden.

Nachdem wir spät Abends einen durchbrochenen, dunkeln Kieferwald von etwa zwei Werst Länge hinter uns hatten, sahen wir die Lichter des kleinen Städtchens Schklow vor uns. Schklow ist fast nur von Juden bewohnt, und erst von der Kaiserin Katharina II., bei der ersten Theilung Polens, zu dem Range einer Stadt erhoben. Durch regelmäßige Straßen und ein großes, theilweise in Ruinen umgewandeltes Schloß, zeichnet sich die Stadt vor ähnlichen auffallend aus, obwohl sie im Uebrigen keine einzige Eigenthümlichkeit besitzt, die ihr den Habitus einer Stadt giebt, und sogar noch Städte, wie Grjaesowez und Kyrillof, großartig gegen sie erscheinen.

Wir wurden zu Israeliten geführt, sahen uns die reinlichen, warmen Stuben derselben mit Wohlgefallen an, und beschlossen, die Nacht hier zu bleiben, um bei Tage in Mohilef anzukommen.

Viele orientalische Gesichter waren in einer Stube neben uns um das lodernde Kaminfeuer versammelt. Einer der Israeliten briet uns Kartoffeln in der Asche; ein zweiter verkaufte uns Birnen, die ganz wohlschmeckend und hier gewachsen waren; ein dritter brachte uns Krengel zum Verkauf; und bald war unsere Thür betretener wie ein Taubenschlag, und kaum geschlossen, als immer wieder neue Israeliten ankamen, um uns ihre Handelsartikel anzubieten. Zwei, drei und mehrere überliefen uns auf einmal, um einander zuvorzukommen. Eine Zeitlang belustigte uns diese naive Geschäftigkeit, und wir kauften, was zu kaufen war, Kleinigkeiten, um die Handelsmethoden dieser Unermüdlichen kennen zu lernen. Endlich aber, als es schon ziemlich spät und unsere Stube von dem ununterbrochenen Aus- und Eingehen wieder ganz kalt geworden war, kamen mehrere mit Lotterielooſen, die sie uns ohne alle Barmherzigkeit zu verkaufen gedachten. Das schien uns allzu civilisirt und europäisch zu werden, um uns noch länger interessiren zu können. Als wiederholte Andeutungen nicht halfen, brachten wir mit geringer Mühe die ganze Gesellschaft zur Thüre hinaus, und hatten

nun Ruhe. Unglücklicher Weise hatte dies Ausweisen sich auch auf unseren Wirth erstreckt. Er schien sehr irritirt, aus seinem eigenen Hause hinausgewiesen worden zu sein, und erklärte ein über's andere mal ganz bescheiden unserm Diener: so dürfe man hier nicht mit Juden umgehen. Ein einziges Wort unseres Corporals, der, ohne selber lesen zu können, die zweifachen Doppeladler auf unserer Poderoschnia vorzeigte, beruhigte die beleidigte Gesellschaft jedoch sehr bald, und sie kamen nur noch einmal an, um angelegentlichst um Verzeihung zu bitten, daß sie uns gestört hätten.

Heu und Betten hatten unsere Israeliten nicht. Wir legten uns auf die harten Bretterbänke unter den Fenstern, durch die in der Nacht ein kalter Wind uns anpfiff, und schliefen sanft bis zum Morgen. Wer in Rußland reiset, verliert bald jeden Sinn für Bequemlichkeit, und es wird ihm gleichgültig, ob er auf Federn, Heu oder Holz sein Haupt niederlegt, oder sitzend auf offener Telega schläft.

Die Juden, von denen wir Auskunft über Steine verlangten, setzten uns auseinander, daß Kalk zu Deutsch Mapma hieße; eine Bereicherung der deutschen Sprache, die ich hier nicht erwartet hatte. Die hiesige Gegend fanden die Israeliten geognostisch nicht erwähnenswerth, und schienen eine ähnliche Ansicht von ihr zu haben, wie die Italiener in Witebsk. Aus ihren Mittheilungen entnahmen wir mit Wahrscheinlichkeit, daß im Gouvernement Tschernigof Kreide anstehe; sie wehrten sich jedoch gegen den Ausdruck Kreide und behaupteten, es sei blos Kalk oder Mapma.

In den etwa 60 Fuß tiefen Sandgruben bei Schklof sind Sandschichten, wie bei Orscha aufgeschlossen, mit einem Diluvialschutt bedeckt, der nur wenig nordische Geschiebe und keine Kalkbruchstücke einschließt. Große nordische Granite von 8 bis 10 Fuß Durchmesser liegen aber hier noch einzeln an den Abhängen der Höhen auf der Oberfläche, über diesem Diluvialschutt. Feste Gesteine, wie bei Orscha, fanden wir nirgend anstehen, obschon die Sandschichten keine wesentliche Abweichung von denen bei Orscha darbieten, und die Formation noch dieselbe scheint, wie dort.

Die Thalwände des Dniepr steigen hier wieder in deutlich gesonderten Terrassen an. Die erste Terrasse ist eine schmale, mit

Raſen und Weiden bewachſene Fläche, die ſich nicht höher über das Flußbett erhebt, daß ſie noch bei ſehr hohem Waſſer bedeckt wird. Sie entſpricht der breiten Wieſenfläche des Dniepr bei Kopis. Die zweite Terraſſe erhebt ſich gegen 60 bis 80 Fuß über den Waſſerſpiegel und iſt ebenfalls eine ziemlich conſtante Ebene, mit Ackerfeldern, kleinen Dörfern und reizend gelegenen, aber ſehr iſolirten und kahlen Landhäuſern. Mit der dritten Terraſſe, die gegen 200 Fuß über den Fluß anſteigt, erreicht die Thalwand die Höhe des Landes wieder, wo Feld und Ackerland mit einander wechſeln. Am rechten Ufer des Dniepr ſind dieſe Terraſſen weniger ſcharf geſondert, als am gegenüberliegenden. Die ungleichmäßigen Einſpülungen am Flußthal geben der Gegend, von unten geſehen, den Anſtrich eines unebenen Hügellandes, das ſich aber auf der Höhe in eine ſchwach undulirende Ebene umwandelt.

Einzelne Barken, die ſtromauf- oder abwärts ziehen, und kleine Kähne, die den Fluß quer durchſchneiden, dienen nur dazu, es fühlbar zu machen, daß hier jedes regere Leben auf dem glatt dahinfließenden Strome fehlt. In den nördlichen Gegenden iſt kaum ein einziger Strom ſo verödet, als der Dniepr. Man denkt kaum daran, daß er von Smolensk an ſchon ſchiffbar iſt.

Ein klarer Herbſtmorgen, mit friſchem Südweſtwinde, der das gelbwerdende Laub der Birken lebhaft rüttelte und über Feld und Weg ausbreitete, führte uns Mohilef entgegen. Nachdem man aus einem meilenlangen, vielfach durchbrochenen Walde heraustritt, ſieht man die Stadt in einer Entfernung von vier Werſten vor ſich. Die höchſten Gebäude und Thürme gruppiren ſich dichtgedrängt zu einer impoſanten Maſſe. Links von dieſer Gruppe, nach Oſten hin, erheben ſich die in der Stadt häufig angepflanzten Linden und Birken zu derſelben Höhe. Weſtlich von der Hauptgruppe ſieht man durch den tiefen Thaleinſchnitt der Dobrowenka in die Ferne, und an der rechten Thalwand dieſes Flüßchens die unter Baumgruppen verſteckten Kirchen und Häuſer dieſes niedrigen Stadttheils bis zu der Höhe hinauf anſteigen.

Freitags, den elften October, gegen zwei Uhr Mittags, erreichten wir das nördliche Thor, das, ohne weiter in der Umgebung begründet zu ſein, Porte St. Martin in Paris in Sedez vorſtellt.

Kaum hatten wir uns bei einem ruſſifizirten, polniſch-deutſchen Gaſtwirth eingemiethet, ſo ſuchten wir uns eine Vorſtellung von der Stadt und ihren Kirchen zu machen. Auf Polizeiangriffe war ich natürlich gefaßt. Kaum hatte ich mich mitten auf den Markt geſtellt, um die Gebäude in der Umgebung zu betrachten, ſo zeigte ſich ein uniformirter Polizeioffizier, der mich, wie Fauſt's Pudel, dreimal in einer Spirale umſchlich, und dann aus unpaſſender Entfernung, ganz in der Nähe, ſchweigend, wie ein exotiſches Thier, betrachtete, aber frei herumgehen ließ.

Beim Zeichnen der Holzkirche des heiligen Boris und Gleb,

Die Kirche des heiligen Boris und Gleb.

die mir durch ihre barocke Geſtalt auffiel, gingen Israeliten an uns vorbei, die mich ſo erſtaunt betrachteten, daß ich ſogleich behauptete, ſie wünſchten mich in ein genaueres Verhältniß zur Polizei zu ſtellen. Nachdem ſie ſich etwa fünf Minuten entfernt hatten, kamen ſie mit einem anderen uniformirten Polizeioffizier zurück, der ſich bei uns nach Allem erkundigte: nach Namen, Familie, Tſchin, Zweck des Zeichnens, der Reiſe, Ort, woher und wohin, und wie ſolche Polizeirubriken weiter lauten. Als er vom gänzlichen Mangel eines Tſchins hörte, und auch im Paß keinen dergleichen ſah, ſchüt-

telte er ein über's andere mal freundlich zweifelnd den Kopf, und die begleitenden Privat-Polizei-Israeliten, deren Augen am Auge des Polizisten hingen und von ihm belebt wurden, sahen so außergewöhnlich katzenfreundlich aus, als gewönnen sie plötzlich die Ueberzeugung, sie hätten einen guten Fang gemacht. Diesmal entfernte sich jedoch die ganze Gesellschaft, und wir gingen frei weiter.

Als wir uns der Kirche des Brüdernklosters genähert hatten, sahen wir auch den Polizisten I. in der Nähe umhergehen, so daß ich fest behauptete, er würde bald zufassen. Er zog es jedoch vor, einstweilen sich mit Lebensbeobachtungen über uns zu begnügen, und näherte sich uns erst, als wir in der Dämmerung langsam die Straße hinauf zu unserem Gasthause zurückkehrten. Dieselben Fragen geschahen an uns, aber ohne alle Verwunderung über die Antworten. Er sah aus, wie ein anderer ehrlicher Mensch mit einem kleinen Hinterhalt, und war ganz geeignet, Vertrauen zu erwecken. Nach dem mündlichen Examen wünschte er meine schriftlichen Arbeiten, mein combinirtes Tage- und Zeichenbuch, kennen zu lernen, mindestens zu sehen. Statt dessen wies ich zunächst meinen Paß vor, und fragte, ob er die Zeichnungen aus Neugier oder Polizei zu sehen wünsche. Er sprach so rührend von seiner Polizeipflicht, daß ich ihm die Bilder hinwies. Als er aber die Hand ausstreckte, um das Buch ganz zu besitzen, zog ich zurück und erklärte mich abweichender Ansicht. Da wir uns hinreichend gegen einander ausgesprochen hatten, begleitete er uns schweigend bis zur Thür des Gasthauses, um zu sehen, wohin wir unser Haupt legten, und nahm unsere Pässe zur Unterzeichnung und Untersuchung mit.

Wir hatten schon ruhig zu Abend gespeiset und alle Polizeibemühungen vergessen, als ziemlich mitten in der Nacht der Polizeimeister, ein alter Obrist, der erwähnte Polizist I. und unser Wirth plötzlich auf unserm Zimmer erschienen und Thür und Fenster mit etwa einem Dutzend Polizeisoldaten besetzt hielten. Das ganze Haus hatte sich Außen und Innen, wie in einem Moment, mit Polizei gefüllt, und der Polizeiobrist fing in möglichst ungeschliffenem Gassenton an, uns auseinander zu setzen: daß er mein Buch, das vor mir auf dem Tisch lag, haben wolle, daß es nicht erlaubt sei, Pläne zu zeichnen, daß unsere Pässe und Poderoschnien, die theil-

weise aus Petersburg und Moskau, theilweise vom Generalgouverneur aus Witebsk herrührten und erst etliche Tage alt waren, nicht hinreichend seien, und recht gut falsch sein könnten u. s. w. Kurz er gab seine Natur und Meinung deutlich zu erkennen und wurde ungebührlich. Auch der Wirth gab seine Ansicht dahin zu verstehen, daß man hier sehr vor Spionen und Aufwieglern auf der Hut sein müsse, und oft Leute mit falschen Pässen dagewesen seien. Zur Antwort ließ ich ihn, mit der Frage, ob er auch ein Polizist sei, die er jedoch verlegen verneinte, die Thür räumen, und ihm bessere Lebensart gegen seine Gäste anrathen.

Der Polizeimeister ließ sich jedoch mit Worten nicht abweisen, und machte Anstalt, sich des Buchs mit eigner Hand zu bemächtigen, bis ich drohte, den ersten, der es anfaßte, niederzuschießen. Die geladenen Pistolen, die neben meiner Hand auf dem Tisch lagen, ließen wenigstens die Möglichkeit zu, und der Polizeimeister besann sich, und fing an, sich breit im Zimmer niederzulassen. Ich erklärte ihm offenherzig, daß mir seine weitere Gesellschaft unlieb und störend, und ich nicht gesonnen sei, sie auch nur eine Viertelstunde länger zu dulden, und er sich einen andern Aufenthalt im Hause suchen möge.

Zinowieff hatte sich indeß wieder angekleidet, um mitten in der Nacht noch Hülfe gegen diese ungebetenen Gäste beim Gouverneur Engelhardt zu suchen, der schon von Witebsk aus durch den Generalgouverneur von unserer Ankunft benachrichtigt war.

Nach einigem Zögern fand der Polizeiobrist gerathen, Zinowieff nach dem Gouverneur zu folgen, und sich dort von demselben auseinandersetzen zu lassen, daß man sich über die Gültigkeit der Pässe nicht dadurch vergewissern könne, daß man die Reisenden mißhandele und mitten in der Nacht störe. Die Polizeibesatzung unseres Gasthauses, die bis dahin geblieben war, verschwand eben so stille, als sie eingerückt war, und wir waren nun gegen alle weiteren Angriffe gesichert.

Auch in der Folge kam ich eben so wenig in gewaltsame Berührung mit der russischen Polizei, wie vorher, ehe ich die Provinzen des alten zerstückelten Polen, jetzt Weiß- oder Westrußland, berührte. Im Innern von Rußland geht die Polizei ihren herkömm-

lichen Gang, und belästigt den Reisenden weit weniger, als in den meisten Gegenden Deutschlands. Nur für Polen und den unruhigeren Westen von Europa scheint eine strengere Hut angeordnet, und die Hüter beabsichtigen in vorkommenden Fällen offenbar nicht, sich auf die Ausrede von Matth. XXVIII. 13. zu berufen, um den übrigen Inhalt dieses Capitels zu verhüten.

Die Stadt Mohilef hat eine malerische Lage, die in vieler Beziehung an die von Smolensk erinnert, und nur in Hinsicht der Himmelsgegend umgekehrt erscheint. Der Dniepr, der in mannichfachen Krümmungen sich nach Süden durch sein breites, flaches Wiesenbett hinschlängelt, ändert gegen das Süd-Ende der Stadt plötzlich seinen Lauf, wendet sich, die Stadt zur Hälfte umfließend, nach Westen, und nimmt hier das kleine Nebenflüßchen Dobrowenka auf, das ebenfalls von der Nordseite herkommt. Ein langer Arm von der hohen Fläche des Landes erstreckt sich zwischen beiden Flüssen von Norden nach Süden vor, nach allen drei Himmelsgegenden steil abstürzend. Auf dieser hohen, steil abgeschnittenen Landzunge liegt der Haupttheil der Stadt, mit den öffentlichen Gebäuden und den größern Kirchen und Klöstern. Zwei Hauptstraßen durchschneiden diesen Theil von Norden nach Süden, und zahlreiche kleinere von Osten nach Westen. Ein zweiter Theil der Stadt liegt westlich vom vorhergehenden, am rechten Ufer der Dobrowenka, vom Flußbett an bis zu den Höhen westlich aufsteigend. Hier sieht man fast nur Holzhäuser, Holzkirchen und Judenwohnungen. Der dritte Stadttheil liegt östlich vom ersteren, auf der ebenen Thalfläche am rechten Dnieprufer, noch unbedeutender, als der vorhergehende. Südlich von der Stadt, am linken Dnieprufer, liegen noch Vorstädte, mit niedrigen Holzhäusern, die am unbedeutendsten scheinen, und in dieser umgekehrten Lage den Vorstädten von Smolensk, am rechten Dnieprufer und nach Norden gelegen, entsprechen.

Nur der Haupttheil der Stadt auf der Höhe ist regelmäßig gebaut, wie in Smolensk, und man hat von dieser Höhe eine reizende Aussicht auf die zerstreuten Häuser und Baumgruppen der umgebenden Stadttheile tief unter sich, von denen man fast nur die Dächer und Gipfel, wie von den herumwandelnden Menschen

fast nur die Köpfe sieht. Ueberall, wohin man an den Rand dieses hohen Plateaus tritt, hat man einen schwindelnden Abgrund von etwa 200 Fuß Höhe vor sich, und läuft Gefahr, auf elende, verfallene Judenwohnungen und Judenköpfe zu stürzen.

Von der Südspitze des hohen Plateaus, vom rechten, steilen Dnieprufer aus, hat man ein Panorama, wie wenige Städte es darbieten können: alle Theile der Stadt in bunter Gruppirung, die weite Thalfläche des Dniepr mit dem schönen, ruhigen Strom, das enge Thal der Dobrowenka, die mannichfachen, steilen Seitenschluchten beider Flußthäler, die nach allen Seiten zwischen die Häusermassen einschneiden, und nach Osten und Süden die blaue Ferne des wieder ansteigenden linken Dnieprufers, wie ein Kreis von fernen Bergen. Wenn die übrigen Theile der Stadt, anstatt blos mit erbärmlichen und zerfallenden Blockhäusern gespickt zu sein, nur halbweg dem Haupttheile der Stadt nachgebildet wären; so müßte Mohilef eine der schönsten Städte in Europa sein. So aber ist sie, wie Smolensk und Witebsk, weit hinter der Möglichkeit zurückgeblieben.

Mohilef, eine Zeitlang vom Fürstenthum Smolensk und Witebsk abhängig, fiel 1381 an Lithauen, und wurde 1654 wieder von den Russen erobert. Acht Jahre später empörten sich die Einwohner, vertrieben die Russen und blieben bis 1772 unter der Herrschaft der Polen. Eine Uebereinstimmung von Smolensk, Witebsk und Mohilef in so vielen Beziehungen erklärt sich also schon aus den ähnlichen Schicksalen dieser drei Städte.

Die Stadt soll 21000 Einwohner haben, von denen der vierte Theil auf die Israeliten kommen mag. Es scheint, daß etwa 20 Kirchen und 4 Klöster für die religiösen Bedürfnisse hier ausreichen. Die Kirchen waren beim Gottesdienst bei weitem weniger überfüllt, als in ächt russischen Städten, wo auf diese Einwohnerzahl nicht selten die doppelte an Kirchen zu rechnen ist. Die Zahl der Katholiken ist hier verhältnißmäßig größer, als in Witebsk; sie besitzen hier 5 Kirchen und 2 Klöster. Auch hat Mohilef einen katholischen Erzbischof, der durch den russisch-päpstlichen Religionsstreit der Welt hinreichend bekannt geworden ist.

Unter den hiesigen Kirchen sind die alten Holzkirchen entschieden die interessantesten, indem sie möglicher Weise noch eine Spur von

volksthümlicher Baukunst enthalten. Eine der auffallendsten ist die des heiligen Gleb und Boris, deren barocke Formen fast von jedem hohen Punkt am linken Ufer der Dobrowenka in's Auge fallen.

Das Gebäude besteht aus vier einzelnen Kirchen, die in Gestalt eines Kreuzes zusammengestellt sind: die größere nach Westen, die mittlere nach Osten, und die beiden kleinen nach Norden und Süden. Jede dieser zu einer Gesammtkirche vereinigten Kirchen ist für sich als ein runder Thurm mit spitzkonischem Dache und zwei über einander stehenden Doppelkuppeln anzusehen. Die Eingänge führen in das westliche Hauptgebäude. (S. Fig. S. 171.)

Die meisten Kirchen in Mohilef sind ganz in der Art der Witebskischen gebaut, und zeigen oft nur noch mehr Mannichfaltigkeit und Toleranz der Formencombination.

Eine der einfachsten und unbedeutendsten Kirchen dieser Art ist die katholische in der Hauptstraße in der Nähe des großen, bepflanzten Platzes. Möglichst geschmack- und charakterlos erhebt sich ein schmales Hauptschiff über die Dächer der beiden ganz ähnlichen Seitenschiffe. Die Portalseite ist einfach, und die beiden Portalthüren fangen erst in der Höhe des Hauptdaches, in der dritten Etage, an, Zopf zu entwickeln, beeilen sich aber damit so sehr, daß sie möglichst kraus und bunt enden, obschon die Verjüngung in der vierten Etage so unvorhergesehen rasch und unbegründet Statt findet, daß kaum Breite genug übrig bleibt, diese Mannichfaltigkeit in einiger Entfernung sichtbar zu machen. Diese Kirche ist mit einer Chorkuppel verschont geblieben. Gegen alle Ordnung ist der Haupteingang nach Osten und die Chorseite nach Westen verlegt.

Mannichfaltiger und imponirender beabsichtigt schon die Kirche des Brüderklosters zu erscheinen. Der Grundriß derselben ist ein römisches Kreuz, vor dessen Querbalken unten niedrige Seitenschiffe angebracht sind. Die Schiffe, Fenster und Dächer derselben sind möglichst einfach und charakterlos. Die Portalseite ist dagegen möglichst bunt, und im Wesentlichen aus byzantinischen Elementen zusammengesetzt, das Portal selber wird jedoch von griechischen Säulen getragen, und über jeder dieser Säulen erhebt sich eine zopfgerechte Urne. Die Portalseite schließt nach Oben mit zwei niedrigen Thürmchen, an denen sich über byzantinischen Elementen wieder mög-

lichst viel Zopf häuft. Die Hauptkuppel über dem Kreuz scheint eine spätere Zuthat. Der sehr modernisirt byzantinische Thurm geht durch reiche Zopfverzierungen in eine horizontal durchschnittene Halbkugelkuppel über, der man noch eine vollkommen zopfgerechte Laterne und eine kleinere, mongolisch-russische Zwiebel aufgesetzt hat. Man kann hier fragen, was fehlt einer solchen Kirche noch, um eine Musterkarte aller möglichen Bauelemente zu sein. Vergeblich suchte ich nach alt-deutschen Spitzbogenelementen; und so kann man hier in jeder Beziehung lernen, wie man Kirchen nicht bauen muß.

Ziemlich gleichzeitig und consequent scheint die erzbischöfliche Kirche im Süden des Hauptstadttheils gebaut. (S. S. 149.) Ueber der Portalseite erheben sich ebenfalls zwei Seitenthürme, deren drei Etagen sich nach Oben so stark verkürzen, daß die untere allein ungefähr die Hälfte der Höhe einnimmt. Ueber dem nur schwach entwickelten Kreuze steht ein breiterer Thurm mit Kuppel, wie man sie so häufig später aufgesetzt hat. Dieser Thurm unterscheidet sich aber von allen übrigen dadurch, daß man ihm die vier russischen Seitenkuppeln, ungefähr im Styl der Portalthürme, unmittelbar angeklebt hat. In diesen Seitenthürmchen tritt der russische Geist am entschiedensten hervor. Diese Kirche ist hier die einzige, die durch Architektur oder Malerei einen ziemlich gleichmäßigen Anhauch des zu seiner Zeit unentbehrlichen Zopfs erhalten hat. Der zur Seite der Kirche stehende Glockenthurm trägt auf seinem ziemlich gedrückten, plumpen Untergestell eine lange, schlanke Nadel, als Spitze. Dicht an der Kirche liegt der erzbischöfliche Pallast, in möglichst einfacher Gestalt, jedoch auch mit Thurm und Kuppel versehen.

Die geschmackloseste aller Kirchen, die in der Anordnung noch an diese Bauart erinnert, ist die katholische an der Nordseite des großen Platzes, in der Nähe der vorher erwähnten einfachen katholischen Kirche. Ein mächtiges Portal, mit drei horizontalen Fensterreihen und colossalen jonischen Säulen, erhebt sich fast über die unbedeutenden beiden Seitenthürmchen. Vom Markte aus glaubt man ein Theater mit zwei Seitencapellen vor sich zu sehen. Das Innere ist, wie bei allen katholischen Kirchen dieser Zeit, mit geschmacklosen architektonischen, buntvermalten Verzierungen überladen. Der Kirchengesang bestand aus einer möglichst mittelmäßigen Orgel,

die schlecht und unkirchlich gespielt, und von zwei bis drei heiseren Stimmen begleitet wurde. Der Gesang und Gottesdienst ließ, außer dem Geruch, alle Sinne unbestochen, und schien zum Proselytenmachen unfähig.

Eine Art von russischer Berühmtheit hat sich die St. Josephs Kirche erworben, was in so weit natürlich ist, als der Baumeister hier mit einem ganz fremden Kalbe gepflügt, und jede Spur von russischem Einfluß abgewehrt hat. Es läßt sich vielleicht noch ausmachen, ob dieser Kirche das Original in Rom oder die Copie in Paris bei ihrer Geburt vorgeschwebt hat. Jedenfalls aber hat sich der Meister an einer derselben versehen.

St. Joseph's Kirche.

Ueber die runden Fenster unter der Kuppel ist zu erwähnen, daß sie nichts Besonderes beabsichtigen, und ihre Form, Lage und Größe also nur nach ästhetischen Prinzipien beurtheilt werden kann.

St. Joseph liegt in der Mitte der Ostseite des großen, schönen Platzes, der von der Hauptstraße in der Richtung von Norden nach Süden der Länge nach durchschnitten wird. Ebenfalls an der Ostseite der Straße liegt nordwestlich von der Kirche der zugehörige Glockenthurm, und südwestlich eine zugehörige Kapelle. Die andere Seite der Straße ist mit entsprechenden militärischen Gebäuden verziert, und der Kirche entspricht, an der Westseite des Platzes, der Eingang zum größten Gebäude Mohilefs, zum Exerzierhause.

Beide Gebäude treten vorzugsweise in's Auge, wenn man die Stadt von der Nordseite erblickt.

Schon am ersten Tage unserer Anwesenheit in Mohilef hatten wir uns auf unseren Spaziergängen in der Stadt und in den engen Schluchten der Dobrowenka überzeugt, daß wir, außer den überall anstehenden mächtigen Sandschichten, die noch immer mit denen von Witebsk und Schklof vollkommen übereinzustimmen scheinen, nichts Wesentliches antreffen würden. Nur in der äußersten Decke dieser Sandschichten fanden sich noch einzelne nordische Geschiebe, so wie hin und wieder größere erratische Blöcke an der Oberfläche. So viele steile Abhänge auch entblößt waren, keine Spur von anstehendem Gestein war zu finden.

Auch die Fischerei im Dniepr, die in den Händen der Juden ist, gab wenig Ausbeute. Ein großer Theil der Sommerfische hatte sich schon wieder nach Süden entfernt, und die Juden waren durch alle Versprechungen nicht zum Fischen zu bringen, weil wir ihnen nicht alle Vorräthe vorher abkaufen wollten.

Kleinere Excursionen und Spaziergänge in das Dnieprthal und die Einschnitte der Seitenflüsse mußten nun die Zeit ausfüllen, bis zur Ankunft unserer Reisegefährten. Wiederholt wurden wir aufmerksam gemacht auf eine Mineralquelle im Dnieprthal, nördlich von der Stadt, an der die schöne und vornehme Welt Mohilefs sich im Sommer versammelte, um Brunnen zu trinken.

In der Nähe des Dniepr ändert die Natur sich plötzlich. Die hohe Ebene senkt sich in ziemlich steilen, malerischen Abhängen nach der Dnieprebene hinab. Die Abhänge und die Ränder beider Ebenen sind mit den schönsten Eichenwäldern bedeckt, in die sich Espen und Birken einmischen. Kleine Seitenthäler und Schluchten, durchgängig mit ähnlichen Waldungen bedeckt, ziehen sich in die hohe Ebene des Landes hinauf, und führen dem Dniepr zahlreiche Quellen und Bäche zu.

Wir wunderten uns kaum, als bei genauerem Ansehen die gerühmte Mineralquelle, die man in ein Bassin eingefaßt hat, und theilweise als artesischen Strahl hervorsprudeln läßt, sich in ein ganz gutes aber auch ganz gewöhnliches Trinkwasser verwandelte. Gutes Trinkwasser ist hier eine so große Seltenheit, wie anderwärts

berühmtes Mineralwasser. So ist denn das hiesige Wasser blos durch eine einfache logische Wendung, vermöge seiner Seltenheit, zum Mineralwasser gestempelt. Die Städter fahren im Sommer in Schaaren hin, setzen sich unter die Zelte und Bäume, und trinken davon; und der Geistliche des Dorfs spielt den Badewirth hier, und schenkt Schnaps dazu.

Dieser Geistliche begegnete uns beim Eingang in das Thal. Unser Kutscher, ein Russe, wandte sich zur Seite, spie sogleich dreimal aus, und forderte uns ebenfalls dazu auf, indem uns sonst irgend etwas Unangenehmes widerfahren würde. Ich folgte seinem Beispiel, und ging nun mit der bestimmten Anforderung in's Thal hinein, daß mir etwas Angenehmes entgegen kommen würde, was auch nicht lange auf sich warten ließ.

Kaum standen wir an der Quelle, so flog eine halberstarrte Fledermaus aus dem Walde an uns vorüber zu dem Hause des Geistlichen. Kutscher und Bauern wollten nicht daran, sie einzufangen und anzufassen. Das Thier kam ihnen so gespenstisch vor, daß sie beim bloßen Gedanken, es anzufassen, noch ärger ausspuckten, als beim Anblick des Geistlichen. Kaum hatte ich ihnen aber praenumerando einige Silbermünzen verabreicht, und beim wirklichen Einfangen noch andere nachversprochen; so war jeder Abscheu verschwunden, und das Dach und der Boden des Popen wurden mit einem solchen Eifer attakirt und untersucht, daß ich fürchtete, das ganze Haus würde demolirt. Besonders bedenklich schien mir die etwaige Ankunft des Geistlichen, den wir kurz vorher in der Nähe gesehen; darüber aber beruhigten mich die Bauern mit der Bemerkung, daß Dach und Boden nicht mit zum Hause gehörten, sondern außerhalb lägen, und der Pope, der ohnehin nicht gefährlich sei, nicht darüber zu befehlen habe.

Nach glücklicher Jagd durchzogen wir das Dnieprthal nach Norden hin, ohne eine Spur von geognostischen Aufschlüssen zu finden. Das Thal hat hier einen ruhigen, freundlichen Charakter. Es stellt eine weite Fläche, mit schönen Wiesen, einzelnen Eichen, Weiden und Haselgebüschen dar, in der hin und wieder nach den Abhängen hin ein Landhaus mit Gärten und Treibhäusern liegt, mit einer Gartencultur, wie man sie in Norddeutschland erwarten kann. Die

Thalfläche ist von den Abhängen, wie bei den nördlichen Flüssen, durch eine zusammenhängende Reihe von Teichen und Sümpfen abgegränzt, die durch Dnieprüberschwemmungen und einzelne Quellen an den Abhängen gespeiset werden.

Die Zustände der Bauern sind im Wesentlichen hier die des übrigen Rußlands. Die Juden haben weniger Herrschaft über die leibeigenen Bauern erhalten, als im Gouvernement Witebsk.

Doch ist das Schicksal der Bauern dadurch nur stellenweise erleichtert. Noch immer ist der Mangel an Eigenthum ein Fluch, der für das Land ein trauriges Resultat mit sich führt. Der Bauer wird dadurch zu einer unbegränzten Indolenz geführt. Er bestellt seinen Acker nach den hergebrachten Prinzipien der Trägheit, und verbringt einen großen Theil des Jahres in Müssiggang. Gegen jede Veränderung, die Arbeit erfordert, ist er eingenommen. Er geht von der Ueberzeugung aus, daß jede Veränderung nur seinem Herren Vortheil bringe. So düngt er nur seine Gemüse, seinen Flachs und Hanf, und läßt das Ackerland in herkömmlichem Frieden. Ohne alle Verbesserung, ohne Düngung, muß es alljährlich seine Früchte tragen, und so geht es einem langsamen Ruin entgegen, oder liefert nur ein herkömmliches Minimum an Ertrag. Zieht der Bauer mehr Getreide, als gewöhnlich, oder verdient er sich auf ungewöhnliche Weise etwas zu seinem jährlichen Ertrag hinzu, so fordert der Herr oder der Verwalter den Ueberschuß. Ein Eigenthum kann der Bauer auf diese Weise nie erlangen. Mißwachs fürchtet der Bauer eben so wenig, als übergroße Fruchtbarkeit ihn erfreut. Sein Herr muß ihn ja in schlechten Jahren ernähren. So läßt der Bauer für alle Fälle seiner angeborenen Indolenz und Faulheit freien Lauf.

In neueren Zeiten haben häufig deutsche Landwirthe von hiesigen Grundbesitzern Güter in Pacht genommen, um einen höhern Ertrag des Bodens für ihren Vortheil zu benutzen, wenn auch nicht in dem Sinne, wie die Juden in Witebsk. Die Bauern sind dabei verpflichtet, in gesetzlichen Gränzen nach dem Willen dieser Pächter zu verfahren. Ein solches Gut wird meist auf zwölf Jahre contractlich übernommen. Die deutschen Landwirthe haben nun, nach rationellen Grundsätzen, in den ersten Jahren möglichst viel auf die Gü-

ter verwandt, um in den späteren die zu erwartenden Vortheile zu ziehen. Wird nun in den ersten Jahren im Verhältniß zu den Auslagen wenig geerntet, so freut sich der Besitzer, seine Pachtgelder sicher zu wissen, ohne daß der fremde Pächter reussirt. Weisen die folgenden Jahre aber eine vier- bis sechsfache Erndte für diesen ausgehungerten Boden auf, so wird der Neid und die Geldsucht rege. Man hat hier Beispiele, daß die Grundbesitzer dann ihre Bauern um sich versammeln, und ihnen klar machen, sie seien von den Pächtern übervortheilt und mißhandelt. Auf eine Klage der Bauern entscheiden die von den Grundherrn gewählten Richter natürlich zum Vortheil der auf diese Weise gemißhandelten Bauern. Der Pächter ist auf dem Wege des hier bräuchlichen Rechts gezwungen, die Pachtung im dritten, höchstens vierten Jahre zu verlassen, ohne daß der Grundbesitzer nöthig hätte, direct einzugreifen, um den höhern Ertrag der spätern Jahre für sich zu ziehen.

Danach lassen sich die Aussichten zur Verbesserung der Ackercultur in diesen Gegenden beurtheilen. Zu verwundern ist blos, daß sich noch erwerbsüchtige deutsche Landwirthe finden, die diesen Weg zu ihrem sogenannten Glücke auf's Neue versuchen.

Mit dem Mangel an Eigenthum hängt der Mangel an Familiengefühl zusammen, der alle russische Bauern charakterisirt. Der hiesige Bauer hat kein Gefühl für die Dauer eines Geschlechts. Fragt man ihn, von welcher Familie er sei, so ist die Antwort, er wisse es nicht. Ein Bruder oder Großvater steht dem Bauer innerlich nur noch wenig nahe, und für Seitenverwandtschaften im zweiten Grade giebt es kaum noch gebräuchliche Namen, geschweige Gefühle. So lebt ein Jeder innerlich isolirt, und gewöhnt sich an seine Umgebung, wie ein Pferd sich an's andere gewöhnt. Eine Folge davon ist der Mangel an Familiennamen, der unter den russischen Bauern fast ganz allgemein ist. Jeder hat nur einen einzigen Namen, dem er den seines Vaters beifügt. Der älteste Sohn erhält zuweilen den Namen des Großvaters, um eine zusammenhängende Reihe hervorzurufen; bei mehreren Söhnen fällt dieser Zusammenhang natürlich auch weg. Nimmt ein Bauer, falls er in den Bürgerstand übergeht, einen Familiennamen an, so wird dieser gewöhnlich von einer bezeichnenden Eigenschaft, einem Spitznamen u. dgl.

entlehnt. Solche Familiennamen sind theils unsauberer, theils sauberer Natur, wie z. B. zu Deutsch: Einer mit faulen Eingeweiden, der kleine Michel u. s. w. Sogar freie Grundbesitzer tragen zuweilen Namen, die man selbst in Rußland nicht gerne ausspricht. Für wenig Geld kann jeder seinen Namen wechseln; bei den undelicateren Namen geschieht dies jedoch meist nicht.

Unsere täglichen Spaziergänge ohne einen bestimmten Zweck fingen bald an, jede erfreuliche Seite zu verlieren. Täglich sammelte sich das gelbe Birkenlaub dichter auf der Erde an, und das Skelett der Bäume wurde sichtbar. Die bunten Herbstwälder standen in ernster, mahnender Gestalt vor uns, und die dunkelblaue Ferne regte eine mächtige Reisesehnsucht, wie ein unwiderstehliches Heimweh, in uns an, so daß unser gezwungener Aufenthalt uns wie eine harte Gefangenschaft vorkam.

Und noch unerquicklicher, wie die Bilder aus der Natur, waren die, die uns der Anblick der Menschen darbot. Kehrten wir aus der einsamen Natur in der Dämmerung nach der Stadt zurück; so klang unheimlich uns der melancholische Fahrruf der heimkehrenden Bauern entgegen. Zahlreiche Bauerwagen mit betrunkenen Bauern und weinenden Bauerfrauen zogen an uns vorüber. Diese Unglücklichen scheinen es halb zu fühlen, daß sie ohne dauerndes eigenes Interesse über den fremden Boden hingehen, daß sie keine Zukunft haben, und daß auch die Vergangenheit ihnen unfreundlich nachsieht. Der Bauer lebt allein im Augenblick vergraben, und nur für den Augenblick, und sein größtes Glück ist, auch das Gefühl des Augenblicks noch vernichten zu können in viehischer Betrunkenheit.

Die Nähe der Stadt und die Stadt selber war am wenigsten geeignet, uns an unseren Aufenthalt zu fesseln. Obschon die Polizei alle uniformirten Besuche seit den ersten fehlgeschlagenen eingestellt hatte, kamen wir doch oft an Menschen vorbei, die uns weit über die Neugier hinaus beobachteten und unseren Schritten folgten. Schon allein die Idee einer so durchgreifenden Wachsamkeit ist drückend, wenn man sich auch noch so sicher weiß.

Endlich, nach mehr als achttagelangem vergeblichem Warten kam, statt unserer Reisegenossen, ein Brief von Smolensk an, mit der Nachricht, daß sie schon den Weg nach Tschernigof eingeschlagen

hätten. Der Brief hatte mit der gewöhnlichen russischen Briefpost einen Weg von etwa hundert Werften in zehn vollen Tagen gemacht: ein unbezweifelbarer Beweis, daß die Briefpost hier noch einiger Beschleunigung fähig ist, und sicherlich nicht durch einen Fußgänger ausgeübt wird, weil der den Weg in höchstens drei Tagen abgemacht haben würde. Ein Kosak hätte ohne Ansprüche auf Selbstlob den Weg in fünf bis sechs Stunden gefahren.

Augenblicklich mietheten wir Pferde von einem Juden, um einem noch schlafend hier vor Anker liegenden General, der vierundzwanzig Postpferde belegt und zu sich genommen hatte, zuvorzukommen, und verließen sofort die Stadt.

# VII.

## Reiſe von Mohilef nach Tſchernigof.

Abreiſe von Mohilef. Die niedrigen Theile der Stadt. Die Nebenflüſſe der Soſcha. Dörfer im Flußthal. Tatarengräber. Die Stadt Tſchetſchersk. Die beiden Kirchen. Die Südgränze der erratiſchen Blöcke des Nordens. Fuhrwerk mit Ochſen. Die Gegend ſüdlich von Tſchetſchersk. Homel, das Hauptquartier der Südweſt-Armee. Die Brücke der Soſcha. Bielicza. Die Ebene zwiſchen Soſcha und Snow. Annäherung an den Snow. Die Stadt Gorodnia, ihre Lage und Bewohner. Fruchtbare Flußniederungen in der Nähe des Snow. Die ſchwarze Erde und die Ackerſteppe. Erſter Anblick der Steppe. Die Gräber Baty-Chans bei Sednief. Bildung der ſchwarzen Erde auf den Gräbern. Die erſten Baltathäler. Die Nacht in der Steppe. Ankunft in Tſchernigof. Die Reiſegeſellſchaft. Lage der Stadt. Frühere Schickſale. Die Bewohner. Der iſraelitiſche Factor. Die Kathedrale oder Chriſtuskirche, die älteſte der noch erhaltenen ruſſiſchen Kirchen. Die Kirche des Jehlezki-Kloſters. Verſchiedenheiten der ruſſiſchen Kirchenkuppeln und ihr geographiſch-hiſtoriſches Vorkommen. Das Eliaskloſter. Piatnizkaia Zerkof. Die Kirche der heiligen Katharina. Volkszuſtände.

Von Mohilef aus ſchlugen wir am Donnerſtag Mittag, den ſiebenzehnten October, den nächſten Weg nach der Soſcha ein. Unſere Abſicht, die Straße weſtlich vom Dniepr, nach der Bereſina, einzuſchlagen, war wegen der grundloſen Wege nicht auszuführen.

Von der Höhe der Stadt aus hat man im niedrigen öſtlichen Stadttheil noch zwei Werſt im tiefſten Moraſt zu fahren, ehe man den Dniepr erreicht. Große Strecken von Weidengebüſch bilden hier, ſo zu ſagen mitten in der Stadt, die Umgebung des Fluſſes. Einzelne Bäume von Salix alba, Reſte von alten, zerſtörten Wäldern und Alleen, erreichen eine Höhe von 50 bis 80 Fuß, und eine Stärke von 4 bis 5 Fuß. Wenn die baumartigen Weiden unter irgend einem Himmelsſtrich ein Maximum an Stärke erreichen, ſo

scheint es hier am Dniepr zu sein. Hat man den Dniepr überschritten, so fährt man im südlichen Stadttheil noch etwa wieder eine Werst bis zum Thor. Hier wohnen nur Juden, die hochgeschürzt bis zu den Knieen im Straßenkoth herumwaten. Ein einziger Tritt bewegt die zähe-Kothmasse auf 20 Fuß seitwärts, wie weichen Teig. Erst nachdem man von der Thalfläche aus ansteigt, etwa eine Werst von der Stadt, ist der Weg wieder fahrbar und von schönen Birkenalleen umgränzt.

Hat man vom Dniepr aus die Höhe des Landes erreicht, so befindet man sich auf einer scheinbar ganz ebenen Fläche ohne alle Undulation. Man sieht wenig Wälder, und nirgend in größerer Ausdehnung, und in denselben nur Laubholz. Die einzigen schroffen Unebenheiten des Bodens sind mächtige Grabhügel, die einzeln und in kleinen Gruppen in der Nähe der Straße liegen, und von denen die Bewohner behaupten, sie rührten aus den Kämpfen mit der großen Armee her. Die jungen Birken und Tannen, mit denen man sie bepflanzt hat, stimmen mit diesem Alter recht wohl überein.

Die Nebenflüsse der Sosch a zeigen in ihrer Umgebung größere Unregelmäßigkeiten des Terreins, doch keine tiefen Flußthäler. Die Thalfläche ist wegen des geringen Gefälls abgedämmt, um Wassermühlen treiben zu können. Dadurch ist das flache Flußbett sumpfartig erweitert, und die Gegend nimmt ein zerrissenes, unfreundliches Ansehen an. Dichte, sumpfige Laubholzgebüsche bilden die Umgebung der Flüsse und alte, zerstörte Riesenstämme von Salix alba stehen oder liegen überall einzeln am Wasser umher, auch liegend und zerfallend noch in üppigem Fortwachsen begriffen.

Nähert man sich der Soscha selber, so nimmt die Gegend einen über alle Begriffe unerfreulichen, trostlosen Charakter an. Das Thal ist eine weite, flache, sumpfige Wiese, nach Osten hin von einem fernen, dunkelen, gradlinig abgeschnittenen Waldrande begränzt, schwach nach der Höhe ansteigend. Auf den höheren Punkten dieser Sumpffläche sind die Häuser kaum zwischen den ausgedehnten Weidengebüschen sichtbar, und man sieht von den zerstreuten Dörfern nur die langen, flachen Dächer. Der untere Theil der Häuser ist schon theilweise in die Erde hinein gebaut. Halbschwimmende und rings von Wasser umgebene Heuhaufen und einzelne, seltene, halb-

verdorrte Kiefern sind die einzigen hohen Gegenstände in der weiten Thalfläche. Ein langsames Mühlrad ist die einzige Andeutung von einem lebendigen Wasser, und stiege nicht hin und wieder Rauch aus einem Dorfe oder einem einzelnen Hause auf, man würde glauben, die Gegend sei ausgestorben oder von allen lebenden Geschöpfen verlassen.

Auf der Fläche des Landes, von Propoisk aus häufen sich die Grabhügel, die hier meist eine Höhe von 12 bis 20 Fuß erreichen, und zuweilen in Gruppen von 30 bis 40 zusammen stehen. Sie sind nicht geeignet, dem Charakter der Gegend einen heiteren Anstrich zu geben. Dem Auge bleibt nur der Wechsel zwischen den öden, leeren Sumpfflächen und den riesenhaften, rohen Wohnungen der Todten.

Die Grabhügel, die hier noch mit kleinen nordischen erratischen Blöcken wechseln, deuten auf eine längere Vergangenheit, wie die bei Smolensk und Mohilef, und mögen wohl aus der Zeit herrühren, in denen die Tataren Rußland überschwemmten. In diesen Gegenden begegnen sich die letzten Denksteine und Denkmäler der Diluvialfluthen aus dem Norden, und der Völkerfluthen aus den Steppen Asiens. Weiterhin nach Norden und Süden kommen beide getrennt von einander vor. Sogar die durch Jahrtausende geschiedenen Natur- und Völkerereignisse scheinen von ihren Gränzen an hier feindlich einander zu fliehen.

Tschetschersk bietet in dieser unerquicklichen, ärmlichen Gegend eine freundliche Unterbrechung dar. Das Städtchen, das schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts nicht allein existirt hat, sondern auch unter den tschernigofschen Städten nicht ohne Bedeutung, (Kar. II. p. 240.) und sogar der Sitz von Tschernigof abhängiger Fürsten gewesen zu sein scheint (Kar. II. p. 256), liegt am rechten Ufer eines Nebenflüßchens der Soscha, und erstreckt sich über eine Werst weit längs dem breiten, flachen, sumpfigen Thal hin. Schon in Entfernung von einigen Werften sieht man die Thurmspitzen zwischen Bäumen emporsteigen, als sähe man eine größere Stadt vor sich. Sogar in der Nähe gesehen zeichnet sich der Ort vortheilhaft vor ähnlichen kleinen Städten dieser Provinzen aus.

Vom Flußthal her sieht man zunächst das altergraue Schloß mit

seinen vier spitzen Thürmen zwischen alten, mächtigen Linden. In der Nähe desselben stehen zwei Kirchen von übereinstimmender Bauart, mit denen die meisten dieser Gegenden nicht verglichen werden können. Nach der Mitte der Stadt hin erhebt sich auf einem großen, freien Platze über der Mitte eines gothisch verzierten Stadthauses ein hoher, schlanker Observationsthurm mit vier kleinen Seitenthürmen, Zinnen u. s. w., ohne strengen Zusammenhang. Eine mäßige Säulenhalle stellt das Kaufhaus vor. Sorgfältig gebaute und ziemlich reich verzierte Holzhäuser mit Säulenportalen deuten einen hier ungewöhnlichen Wohlstand an. Die breiten, ungepflasterten Straßen sind fester und trockener, als die gepflasterten in vielen anderen Städten, und die großen, grünen, aber ebenen Grasplätze und Alleen in der Stadt geben dem Orte ein ländliches, freundliches Ansehen. Der westliche Theil der Stadt trägt einen entschiedenen Dorfcharakter.

Die Bauart der beiden übereinstimmenden Kirchen hat bei vieler Plumpheit und Geschmacklosigkeit in einzelnen Verzierungen, doch einen imponirenden Gesammt-Charakter. Das Hauptgebäude ist kreisrund, mit einer mächtigen, halbkugeligen Kuppel überwölbt, die ringsum von Säulen getragen wird. An der Ostseite derselben ist eine Chorkapelle, nach Westen eine breite, zu einem Schiffsraum erweiterte Gallerie angebaut, deren Dächer auf Pilastern ruhen. Den Schluß nach Westen bilden zwei mit dieser Gallerie verbundene, vierseitige Portalthürme, deren erste Etage bis zur Höhe des Daches, die zweite bis zur Höhe der Kuppel ansteigt, und die mit einer stark zugespitzten vierseitigen Pyramide von der Höhe dieser Etage endet. Die Gesammtkirche erhält durch diese Bauart den Charakter eines griechischen Tempels, dem man als christliche Zuthaten einen Chor und zwei Glockenthürme angehängt hat. Ein westeuropäischer Einfluß aus der Zeit der Polenherrschaft ist hier nicht zu verkennen.

Auffallender noch, wie von Orscha und Mohilef aus nach Süden, zeigt sich von Tschetscherst an eine Aenderung in den Naturverhältnissen. Schon beim Anblick der Stadt aus der Ferne treten die Hügel von gelblichweißem Flugsande, die wie Dünen dem rechten Ufer des Flüßchens folgen, auffallend hervor. Kaum hat man

das Thal überſchritten, ſo ſcheint der Boden, ſo weit man ſieht, aus dieſem ſterilen, hellen Sande gebildet, dem an den meiſten Stellen kaum eine Spur von Thontheilchen beigemiſcht iſt. Nördlich von Tſchetſchersk iſt das Erdreich wenig von dem bei Mohilef verſchieden. Je heller und ſteriler der Sand iſt, deſto dunkler wird jedoch die Humusdecke der Ackererde, und man kann ſie ſtellenweiſe an der Farbe kaum von dem ſchwarzen Moorgrunde im tieferen, feuchten Flußthal unterſcheiden. Feſtes Geſtein tritt aber hier eben ſo wenig, wie bei Mohilef, hervor, und es iſt kaum eine Vermuthung mehr möglich, welche Formation unter dieſem lockern Diluvialſande anſtehen möge.

Wichtiger noch ſcheint der gänzliche Mangel an nordiſchen Geſchieben ſüdlich von Tſchetſchersk. In der Entfernung von einigen Werſten nach Norden zeigen ſie ſich, wenn auch in unbedeutender Größe von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß Durchmeſſer, nicht ſelten zwiſchen den Hünengräbern und ſonſt zerſtreut auf der hohen Fläche des Landes; einzelne kleine Granitblöcke findet man nördlich von der Stadt bis in die Nähe des Flußthals. Vom Flußthal aus nach Süden iſt jede Spur derſelben verſchwunden, ſo wie man von nun an auch keinen einzigen Ort mehr ſieht, der mit nordiſchen Geſteinen gepflaſtert wäre. Eine Stadt ohne Straßenpflaſter iſt in dieſer Richtung ſogar eine ſichere Andeutung, daß die erratiſchen Blöcke des Nordens der Gegend weit und breit fehlen.

Und doch ſieht man nirgend einen Grund, durch den dieſe Geſteine in ihrem Fortſchritt nach Süden mechaniſch gehindert worden wären. Im Gegentheil iſt die Gegend ſüdlich von Tſchetſchersk niedriger, wie die nach Norden, obwohl nur unbedeutend, da ſich das Land ganz allmählig ſenkt.

Beachtet man das Vorkommen dieſer Fremdlinge aus dem Norden im Innern von Rußland, ſo fühlt man ſich ſogar geneigt, anzunehmen, daß ihre Exiſtenz hier von einer beſtimmten Meereshöhe abhängig ſei, unterhalb welcher keine mehr hätten vordringen können.

Auf den tieferen Ebenen im Innern des Landes, in den Gegenden an der Oka, Moskwa, ſogar an der Wolga, ſind die erratiſchen Blöcke ſeltenere Erſcheinungen. Mit dem Anſteigen nach den Höhen

werden sie häufiger und größer. Auf den höchsten, flachen Höhen erreichen sie das Maximum ihres Vorkommens nach Größe und Anzahl, nicht allein auf den Wasserscheiden im Süden der großen nordischen Seen, sondern auch verhältnißmäßig auf den Höhen, die sich von Smolensk nach der Upa hinziehen. Von diesem letzten Höhenzuge aus nach Süden zeigte sich, obschon sie nach dem Südabhange vordringen, von einer bestimmten Höhen- und Breitengränze an, keine Spuren dieser Gesteine mehr. Nur die Flüsse haben stellenweise noch einzelne Blöcke tiefer hinab geführt.

Auf den Nordwestabhängen der Wasserscheiden, nach Finnland und Skandinavien hin, kommen jedoch, umgekehrt wie nach dem Innern und Süden von Rußland hin, die erratischen Blöcke des Nordens, wenn auch nicht überall in gleicher Quantität, doch in allen Höhen vor bis zum Spiegel der jetzigen Meere. Ein Gegensatz, der für die Art und Weise des Transports dieser nordischen Auswanderer nicht ohne Bedeutung ist, und sicherlich ebenso wenig, wie die meisten übrigen Eigenthümlichkeiten in ihrer Lagerungsweise, auf die großartigen Gletscherreisen hindeutet, die ihren jetzigen Aufenthaltsort erklären sollen.

Schon bei Mohilef sieht man einzelne Bauern mit Ochsen fahren und im Felde arbeiten, was bei den Großrussen nie geschieht. Hat man Tschetschersk hinter sich, so vermehrt sich der Gebrauch der Ochsen auffallend. Die Räder der Fuhrwerke haben nur noch in seltenen Fällen einen Eisenbeschlag, und sind fast eben so selten völlig kreisrund, sondern meist ohne Absicht polygonal, oder elliptisch, oder sogar in der Peripherie unterbrochen, ohne daß das Fahren dadurch eine Unterbrechung erlitte. Die sorglosen Kleinrussen kündigen sich schon deutlich an. Sogar nach den Trachten und der Haltung zu schließen, müssen der hiesigen Bevölkerung schon einige Kleinrussen beigemischt sein.

Hat man von Tschetschersk aus die Höhe des Landrs wieder erreicht, so wird der Horizont eine gerade Linie, und nur in der äußersten Ferne nach der Soscha hin erscheint ein dunkler Streifen von scheinbar zusammenhängenden Wäldern. Es sind dies jedoch nur kleinere Waldstrecken in der Nähe des Flusses und der Nebenflüsse, die in den flachen Niederungen durch Moräste, auf der Höhe durch

weite, kahle Flächen getrennt sind. Die Dörfer liegen meist an den Sumpfniederungen, und sehen aus, wie Babinowitsch im Kleinen. Durch die langsamen Wassermühlen allein erhalten sie noch einen poetischen Reiz. Die übrige Gegend scheint verödet und von den Menschen verlassen. Nur kleine Heerden von Ziegen, die braun gefärbt sind, wie die Steinböcke, und Pferde von kräftigem Körperbau, aber geringer Größe, sieht man, wie frei, umherlaufen. Die Wege sind schon nicht selten durch Pferdeskelette bezeichnet, die, wo sie beim schnellen Fahren stürzen, liegen bleiben und höchstens einige Schritte zur Seite geschoben werden. Hochfliegende, krächzende Raben, die diesen Skeletten nachgehen, scheinen die einzigen Vögel, die noch hier hausen. Die Gegend nimmt allmählig, aber auf entgegengesetzte Weise, wie im Norden, den Charakter einer Wildheit und Ursprünglichkeit an, die dem Menschen feindlich entgegen tritt.

Nachdem man noch viele Moräste und eine weite, trockene Ebene durchschnitten hat, erreicht man Homel an der Sosha, das Hauptquartier der Südwestarmee, eine Stadt, die, wie Tschetschersk, ebenfalls schon im zwölften Jahrhundert unter den tschernigofschen Städten eine Rolle spielte, doch durch ihre Bedeutung im neunzehnten Jahrhundert ihren Habitus auffallend gewechselt haben muß.

Große, steinerne Häuser mit Säulenportalen und geschmackvoller Bauart, durch ausgedehnte Gärten getrennt, meist Offizierwohnungen, deuten die Stadt schon an, ehe man sie erreicht hat, und nicht von der ungünstigsten Seite. Einige riesengroße Plätze, theils mit Kasernen, theils mit wenigen soliden Bürgerwohnungen umgeben, lassen auch das Innere der Stadt in einem günstigen, obwohl mehr offiziellen Lichte erscheinen. Vom Kasernencentrum aus erstrecken sich geschlossene Straßen mit schlechtern Blockhäusern in selbstständiger Freiheit bis in den äußersten Hintergrund.

Im Innern in der Nähe der Kasernen sieht Alles militärisch aus. Sogar die eine Kirche: ein Viereck, ähnlich einem kleinen Fort, mit zwei Thürmen, die umgekehrten Uhlanenmützen gleichen, und einer Hauptkuppel, die ein niedriges Zelt darstellt; die Fenster sind niedrige, vertikal getheilte Bogen, wie bei Reitbahnen und Exerzierhäusern, und die Thüren schmal und enge, wie Schießscharten. Die Kirche paßt zu der Umgebung.

Durch Homel ist hier der Geist des neunzehnten Jahrhunderts, in seinen Bestrebungen und Resultaten sinnbildlich dargestellt.

Am besten sieht das Alles in einer schwarzgrauen Nacht aus, wo man vorzugsweise bis in die größte Ferne und durch alle Kasernenetagen bis zum Dach viele tausend Lichter auf einmal überblickt, und sich leicht nach Petersburg versetzt fühlt, weil die vielen dunkeln Blockhäuser wegen Mangel an Licht wegfallen.

Spät in der Nacht fuhren wir ab, ohne daß die vielen fernen Lichter an dem riesigen Kasernenplatze uns den Weg beleuchtet hätten. Dreimal fuhr der Kutscher im Kreise herum, ohne die Abfahrt zur Soscha, die durch eine kleine, ausgewaschene Thalschlucht steil abwärts führt, finden zu können.

Der Fluß hat hier eine ungewöhnliche Breite, und ist mit einer schwimmenden Brücke bedeckt, ähnlich der bei Surasch an der Kasplia. Bei hohem Wasserstande würde der Brücke nicht beizukommen sein, wenn die Brückenköpfe nicht am hohen Ufer hinauf weit auf's Trockene gerückt wären. So senkt sich die Brücke anfangs am trockenen Ufer steil hinab bis auf den Wasserspiegel, und Pferde und Wagen rollen ohne Möglichkeit der Hemmung auf dieser schiefen Ebene zum Fluß hinab, wo die Brücke ihre unheimliche Elasticität wieder gewinnt. Nach diesem einleitenden Sturz beginnt die Brücke unter den Tritten der Pferde dermaßen zu tanzen und zu schaukeln, und die Brückengeländer begleiten das Rauschen des Wassers mit so seltsam ächzenden Tönen, daß die Ueberfahrt, besonders in der Nacht, nicht ganz geheuer scheint. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß im Nothfall ein Tarantase das unpassendste Fahrzeug auf dieser grauen, schimmernden Wasserfläche sein würde.

Nachdem wir lange auf diesem beweglichen Boden gefahren, sahen wir Lichter in einem Kahn, und glaubten das andere Ufer erreicht zu haben; wir waren erst auf der Mitte des Flusses. Die große Isaaksbrücke in Petersburg scheint der Länge nach noch ein Zwerg gegen diese Brücke der Soscha zu sein. Nachdem wir wieder festen Fuß gefaßt hatten, mußte noch auf mehr als eine halbe Werst hin eine zusammenhängende Reihe von kleineren Brücken und Dämmen überfahren werden, die die Ausdehnung des hohen Wasserstandes bezeichneten. Das linke Ufer des Flusses wird auf mehr als

eine Werste hin von einer Sandwüste gebildet, die von Wasserpfützen durchschnitten ist. Der Sand ist so weiß, daß er in der grauen Nacht einen helleren Schimmer verbreitet, als die Wasserfläche.

Gegen das Ende dieser Sandfläche hatten wir das große Postgebäude der Stadt Bielicza erreicht, in der wir weder Menschen noch Licht fanden. Nach langem Warten, Suchen und Rufen im Hause und der Umgebung trieben wir endlich einen Kutscher aus dem Schlafe auf, und wurden in eine kleine Stube mit einigen schmutzigen Stühlen und zwei unnahbaren Sopha's mit gefährlicher Nachbarschaft geführt. Wir fürchteten uns, irgendwo Platz zu nehmen; nur das heiße Theewasser hielt uns auf einige Minuten fest, und frisch aufgewärmt, eilten wir weiter nach Süden.

Wenn es nicht gegen alle Möglichkeit stritte, so könnte man sich versucht fühlen, zu glauben, das Land sei hier noch ebener, als an der andern Seite der Soscha. Es werden jedoch nur die kleinen Flußthäler und die Sumpfniederungen seltener, als dort, und man kann, ungeachtet solcher kleinen Unterbrechungen durch Sumpfstrecken, kaum mehr daran zweifeln, daß hier die Natur ihre ersten Versuche macht, zur Bildung der Steppen überzugehen.

Mit dem ersten Morgenlichte befanden wir uns auf der weiten Ebene mitten zwischen der Soscha und dem Snow, zwischen Bielicza und Gorodnia. Der Horizont schien in's Endlose ausgedehnt, und nirgend zeigte sich ein hoher Punkt, den das Auge festhalten konnte. Eine öde, von allen Reizen verlassene Gegend, die durch den schneidend-kalten Ostwind, der uns ohne allen Schutz in's Gesicht blies, noch wo möglich unfreundlicher wurde. Der Boden ist unfruchtbar und unbebaut. Nur an wenigen Stellen sieht man einen nicht geerndteten Halm, einen vergeblichen Versuch, der Erde auch nur eine kleine Freundlichkeit abzugewinnen. Die weite Fläche ist hin und wieder von einer wüsten Sandbank, von etwa 10 Fuß Höhe, in der Richtung von Nordosten nach Südwesten durchschnitten, die einzige Abwechselung im einförmigen Grau der erloschenen Pflanzenwelt, gleichsam eine erstarrte Meereswelle.

Nur in großer Ferne vom Wege aus sieht man Spuren von Menschen, kleine, zerstreute, halb in der Erde versteckte Dörfer. Auf einer Strecke von drei Meilen trat nur ein einziges, kleines Dorf

auf eine Entfernung von einer Werst an uns heran. Die Häuser sahen aus, als hätten sie sich vor der Kälte in die Erde zurückgezogen. Man sieht nur die steilen, hohen Strohdächer, auf einem einige Fuß hohen Unterbau, der doch der Stubenhöhe entsprechen muß. Keine Kirche, kein einziges größeres, wohnbares Gebäude ist sichtbar, so weit das Auge reicht. Ein schmaler, dunkler Streifen von Birken- und Weidengestrüpp bezeichnet den Abfluß des Wassers. Nirgend kann man uninteressantere Gegenden aufweisen, wie diese, in der die ersten Versuche gemacht werden, den Steppencharakter hervor zu bringen, ohne jedoch mehr als eine unfruchtbare Ebene zu erreichen.

So wie man sich der Stadt Gorodnia und dem Flusse nähert, wird das Birkengestrüpp höher, es mischen sich Kiefern und weiterhin Eichen ein, und es entstehen wieder Waldstrecken, die auf mehrere Werste hin ohne Unterbrechung die Einförmigkeit der Ebene beseitigen. Menschliche Wohnungen sind noch immer nicht sichtbar. Doch verbreitet die Thierwelt, von deren Anblick man sich schon abgewöhnt fühlt, wieder ein eigenthümliches Leben in den Wäldern. Zahlreiche Drosselschwärme ziehen nach Südost hin; Finken, Hänflinge und Zeisige sammeln sich in kleinen Schwärmen auf den niedrigen Birken und Ellern; die Meisen ziehen familienweise von einem Baum zum andern; einzelne Schwarz- und Grünspechte fliegen lautschreiend über den Wald hin; und auf den hohen Eichen sitzen Auerhähne, die sich bei unserer Annäherung scheu entfernen. Man sieht nichts, als was ein jeder Wald in dieser Jahreszeit darbietet, und glaubt sich schon unter einen schöneren Himmelsstrich versetzt. Der wohlthätige Eindruck, den hier so wenige Thierarten hervorrufen, läßt das Gefühl der Armuth und Oede dieser Gegenden noch deutlicher hervortreten.

Mit der Stadt Gorodnia hatten wir das Gouvernement Tschernigof erreicht, und waren in Klein-Rußland eingetreten, wie man jetzt den ursprünglichen Heerd der Entwickelung russischer Cultur und Macht zu benennen pflegt.

Gorodnia liegt an einem unbedeutenden Flußeinschnitte, der einzigen Unterbrechung der weiten Ebene auf einer Strecke von ungefähr fünfzig Werften. Die Senkung des Landes ist, wie überall

von Smolensk und Orscha aus nach Süden hin, hinreichend, um Wassermühlen in Gang zu bringen In den Flußeinschnitten steht überall ein reiner weißer Sand an, der nur mit einer Schicht von schwarzer Ackererde bedeckt ist, die die Vorstellung des schwarzen Landes im Süden von Rußland immer näher legt. Von der Kreide, die schon nord-nordöstlich von hier bei Roslawl und nach Osten hin bei Nowgorod-Seversk ansteht, sieht man hier keine Spur. Die tiefsten Einschnitte entblößen von Mohilef aus nur Sand.

Die Stadt macht einen freundlichen Eindruck, obschon sie sehr zerstreut liegt, und meist nur aus Straßen mit abgränzenden Bretterplanken und nur wenigen Holzhäusern besteht. Die wenigen Kirchen halten sich in Größe und Bauart in einer unbedeutenden Mittelmäßigkeit, und dienen wenig zur Verschönerung des Anblicks. Die Wohnungen sind sorgfältig gebaut und reinlich, die Wohnstuben sogar meist geweißt, und die breiten Straßen ohne Steinpflaster möglichst ordentlich und fahrbar. Juden sieht man nicht mehr. Obwohl ihnen der Aufenthalt in Kleinrußland nicht verboten ist; so scheinen sie sich doch nicht so behaglich hier zu fühlen, wie in den lithauischen Provinzen. Ungeachtet diese Provinzen auch eine Zeitlang der Herrschaft der Polen unterworfen waren, scheinen sich die Juden doch bis hieher nur ausnahmsweise verbreitet zu haben. Die Bewohner der Stadt und der Umgegend sind fast ausschließlich Kleinrussen oder Malo-Russianen, und Kosacken, die sich hier unter den Kleinrussen allmählig angesiedelt haben. Ein stolzer Gang, eine abweichende Tracht, eine scharfe Gesichtsbildung und der mächtige Schnurrbart bei übrigens rasirtem Gesichte kündet auf den ersten Blick schon diese abweichende Bevölkerung an, die sich in der vollsten Eigenthümlichkeit erst später in der Umgebung von Tschernigof und Kiew und im Gouvernement Pultawa und Charkow entwickelt. Die Aenderung im Charakter der Bewohner, ihrer Sitten, Lebensweise und Wohnungen ist um so auffallender, als durch die unbewohnten, öden Flächen im Süden des Gouvernements Mohilef kaum ein vermittelnder Uebergang möglich ist.

In Gorodnia erfuhren wir, daß unsere Reisegefährten Tags vorher auf dem Wege von Starodub hier durchgekommen seien, und eilten, sie noch in Tschernigof zu erreichen.

Der Weg von Gorodnia nach Tschernigof verläuft ähnlicher Weise in der Nähe des Snow und der Desna, wie der von Propoisk nach Homel in der Nähe der Soscha. So wiederholen sich denn auch hier ähnliche Erscheinungen wie dort, nur daß sie deutlicher den Character eines südlichen Klima's annehmen, und die Kleinrussen sich in ein anderes Verhältniß zum Leben und zur Natur gestellt haben, wie die Moskowiter, und die Nachkommen der Krivitschen.

Man durchschneidet mehrere kleine Nebenflüßchen mit Wassermühlen. Um ein Wasserbassin und den gehörigen Fall des Wassers hervorzubringen, ist auch hier der ganze flache Flußeinschnitt abgedämmt. Dadurch entstehen Teiche, kleine Seen und Sümpfe, die ganz wie in Nord-Deutschland mit Schilf und Rohr, besonders mit Phragmites bewachsen sind, und einen bedeutenden Einfluß auf den Charakter der Gegend haben. Diese feuchten Niederungen sind mit Ellern und Weiden bewachsen, und an den trockenen, sandigen Abhängen treten noch einzelne Birkenwäldchen auf.

Die gemeine Eller, Alnus glutinosa, bildet hier ein ähnliches Buschwerk, wie die Weißeller, die wir seit Orscha nicht mehr gesehen, im nördlicheren Gegenden bildet. Einzelne Ellernbäume verdecken die Dörfer an den Sumpfniederungen für die Ferne ganz. Nach dem Fluß hin nehmen diese Baumgruppen wieder den Charakter der unterbrochenen Wälder an, und sogar der Weg, der durchgängig sich seitwärts auf tausend Schritt in's Unbestimmte erweitert oder verliert, ist wieder stellenweise mit Resten von Birken- und Weidenalleen bezeichnet, den letzten Weggränzen, die man nach Süden hin sieht.

Die Bäume haben hier noch zum großen Theil ihr grünes Laub erhalten, und schon bei Mohilef war Alles entblättert, ehe wir die Stadt verließen. Wir finden uns endlich beim Fortschreiten nach Süden an die Wiederkehr einer schöneren Jahreszeit in umgekehrter Ordnung so gewöhnt, daß sie uns kaum mehr auffällt.

Die Gegend scheint ziemlich bewohnt und bebaut, und der Boden auffallend fruchtbarer, als an der Soscha. Doch nur in der Nähe der kleinen Flüsse, und an den Abhängen der Flußthäler, wo sich sämmtliche Dörfer concentriren. Die Häuser sind mit Obst-, Ge-

müse- und Hanfgärten umgeben, und alle Culturpflanzen scheinen hier ausgezeichnet zu gedeihen. Das Obst ist wohlschmeckend, und der Hanf wird 6 Fuß hoch und höher. Die Bauern sind überall damit beschäftigt, den Hanf aus den Flüssen herauszuziehen und zum Trocknen aufzustellen. Die Getreideerndte ist längst vorüber, und nirgend sieht man mehr einzelne Garben umherstehen, wie im Norden des Gouvernements Mohilef. Sorgloser, wie das Getreide, scheint man hier die Heuhaufen zu behandeln, die in den Sumpfniederungen halb schwimmend, wie kleine Inseln, im Wasser liegen, und nur durch eine kleine Umzäunung der mechanischen, wenn auch nicht der chemischen Gewalt des Wassers entzogen sind. Doch ist die Viehzucht nicht unbedeutend, und scheint mit größerer Sorgfalt, wie weiter nach Norden hin, beachtet zu sein. Pferde, Schweine, Ziegen und Schafe, von denen die letztern hier feine Wolle tragen, scheinen theilweise in der Nähe der Häuser eingepferchт, und nur die Rinder gemeinschaftlich, doch nicht ohne Hirten, im Freien umherzugehen.

Obwohl in der Nähe der Flüsse noch verhältnißmäßig viel Holz wächst, und nirgend Mangel an Stroh ist, baut man doch möglichst sorglos. Der Unterbau besteht aus nachläßig ineinander gefügten Baumstämmen, so daß die Wände fast sämmtlich aus dem Loth gewichen, und die Häuser einseitig eingesunken sind. Es kostet zu wenig Mühe, ein solches Haus umzubauen, als daß man Lust tragen könnte, viele Sorgfalt auf den ersten Bau zu verwenden. Die Dächer sind ziemlich steil, um den Druck des Schnees zu verhindern, und bestehen nur aus einzelnen unabgeschnittenen Strohbündeln, die unregelmäßig auf einander befestigt werden. Gärten und Ställe sind mit Flechtwerk von Weidenruthen möglichst dicht und roh abgezäunt. Kirchen, die ohne Ausnahme unbedeutend sind, scheinen nur wenige Dörfer zu besitzen. Die Moskowiter würden, außer durch Druck und Armuth gezwungen, in äußerlichen Dingen sich nicht so formlos gehen lassen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens, das Gesammtleben und der Habitus des Landes ist nur von der dunklen Humusdecke abhängig. Wo diese fehlt, tritt der weiße, im Winde bewegliche, und an vielen Stellen sichtlich fortschreitende Flugsand zu Tage, den jeder Graben und jeder Flußeinschnitt aufdeckt; wo sie gleichmäßig die kahle Ebene

bedeckt, entsteht der äußerste Gürtel der Steppe, das fruchtbarste Ackerland in Europa. Diese fruchtbare Ackersteppe tritt erst mit dem Gebiet der unteren Desna und des Seim im westlichen Rußland auf. Doch ist der Uebergang in diese eigenthümlichen Bildungen des Südens auch hier noch kein durchgreifender; einzelne Arme der großen, zusammenhängenden Steppenfläche greifen isolirt nach Norden vor, während in der Vegetation der Fluß- und Sumpfniederungen zwischen diesen Steppenarmen kaum eine Veränderung vorgeht.

Nur der erste Anblick hoher Alpen und des weiten Meeres kann so überraschend auf den Menschen wirken, wie der der Steppe. Aber die Eigenthümlichkeiten von beiderlei Wirkungsarten sind ganz entgegengesetzte. Während die mannichfache Gestalt eisgekrönter Bergspitzen und die bewegliche Fläche des Meeres die Phantasie unerschöpflich anregen und beschäftigen, wirkt der erste Anblick der Steppe lähmend und versteinernd. Die ganze Fülle oder Armuth der Anschauung kann ein einziger Blick umfassen und festhalten, und von der steten Wiederholung derselben Vorstellung wendet man sich unwillkührlich bald ab, um die starre Einförmigkeit der Gegenwart durch irgend einen Wechsel zu beleben.

Doch jemehr sich das Auge an diese starre Einförmigkeit gewöhnt hat, und der Geist sich von dieser äußern Armuth der Gegenwart abwendet, desto rascher und unwillkührlicher fällt jede Veränderung auf. Kein Grabhügel zeigt sich in der Ferne, kein Vogel fliegt vorüber, dem sich der Blick nicht mit gespannter Aufmerksamkeit zukehrte. Mit der Einförmigkeit wächst das Bedürfniß der Veränderung, und so erstarrend der erste Anblick der Steppe ist, so fieberhaft aufregend wird ein längerer Aufenthalt in derselben.

Als wir etwa 36 Werste nördlich von Tschernigof die letzten bebuschten Sumpfniederungen in der Nähe des Snow durchzogen hatten, und nach einem raschen Ansteigen von etwa 40 bis 50 Fuß die Höhe des Landes erreichten, glaubten wir uns plötzlich in die Steppe versetzt. Wir befanden uns auf einer weiten, kahlen Ebene, auf der sogar die Vegetation des Flußthals, die wir wenige Minuten vorher vor Augen hatten, gänzlich verschwunden war. Kahle Ebenen hatten wir schon vorher gesehen, doch in der äußersten Ferne

am Horizont noch eine Spur von aufstrebender Vegetation. Hier schien die ganze Natur wie plötzlich umgewandelt. Die Erde, mit allem, was sie trägt, ist verändert.

Eine unübersehbare, scheinbar endlose Fläche, ohne Haus, ohne Baum, ohne irgend ein kleinstes Gesträuch, ohne Schatten, ohne Wasser. Nur am Wege bezeichnen in kaum mit dem Auge erreichbaren Entfernungen einige alte, abgestorbene Weidenstämme die Richtung, damit man nicht in's Endlose hineinfährt. Die Fläche ist in der Ferne mit einzeln herumirrenden Pferden und Schafheerden bedeckt, die sich in den hohen, hellen Stoppeln umhertreiben. Diese einzigen Reste der Vegetation, mit jungem, neu aufkeimendem Korn gemischt, lassen den dunklen Boden in der Nähe überall durchschimmern. Es ist hier der Anfang des Tschernoe Sem, der schwarzen Erde, nach der wir uns lange gesehnt hatten, obwohl ihr Anblick nicht erquicklich ist. Doch ist hier der Boden nur schwarzgrau, und wechselt noch auffallend an Mächtigkeit und Intensität der Färbung längs dem Wege hin, obwohl nirgend mehr die hellen, blendend weißen Sandbänke hervortreten, wie nach der Soscha hin.

Dieser Wechsel in der Farbe der Humusdecke, und der kaum unterscheidbare, allmähliche Uebergang zu der Ackererde von Gorodnia, und sogar zu der an einigen Stellen der Soscha, machte uns anfangs zweifelhaft, ob wir schon auf dem wirklichen Gebiet des Tschernoe Sem angekommen seien; wir überzeugten uns jedoch bald, daß von dort an, wo diese berühmte schwarze Erde unbezweifelt und im Maximum ihrer Mächtigkeit und intensiven Färbung vorkommt, sich durchaus keine Gränze der Unterscheidung bis zu den ersten Anfängen dieser räthselhaften Bildung ziehen lasse, und man hier schon eine Andeutung über ihre eigentliche Natur und ihren Ursprung finden könne.

Nur etliche Meilen ist man auf dieser schwarzen, kahlen Ebene nach Süden fortgeschritten, so scheint sich der Charakter der Gegend durch eine schwache Unterbrechung der Ebene ändern zu wollen. Bei dem Dorfe Sednief schneidet ein kleiner Bach die Fläche und einige Werste vom Dorfe entfernt zieht sich eine Sumpfniederung mit langsam fließendem Wasser von Westen nach Osten zur Desna hin. In der Nähe der Sumpfniederung zeigt das Terrain schwache Undula-

tionen; doch die schwarze Erde an der Oberfläche wird dunkler, je mehr man nach Süden fortschreitet, und erreicht bald die schwarze Färbung der Moorerde in der Niederung. So wechseln die Eigenthümlichkeiten der Steppe einzeln, ohne daß der Totalhabitus ganz verloren geht.

Sednief ist auf ungefähr eine Strecke von einer Werst nach allen Seiten von mächtigen Grabhügeln umgeben, die noch im Munde des Volkes mit dem Namen der Gräber Baty-Chans bezeichnet werden, des ersten und furchtbarsten der Tatarenherrscher in Rußland, der im Jahre 1239 Tschernigof durch Feuer und Schwerdt vernichtete (Kar. IV. 7.). Die einzelnen Grabhügel sind 12 bis 20 Fuß hoch, und ziemlich eben so breit, und sämmtlich kahl, wie die Gegend weit hin. Die Hügel ziehen sich rings um das Dorf herum und sind nur in der Nähe des kleinen Baches unterbrochen, der durch das Dorf fließt; es liegen mehrere sogar mitten auf dem breiten Wege. Nach Nordwesten, Westen und Süden hin zählt man weit über 800 dieser Gräber, alle von gleicher Gestalt, hoch und gleichmäßig zugerundet, in denen zuweilen Bretter, Urnen, Waffen und Pferdeskelette gefunden worden sind. Viele der Gräber im Süden der Stadt sind mit Kreuzen bepflanzt, und eins mit einer kleinen Kapelle bezeichnet, die sicherlich in Beziehung zu den Grabhügeln in der Umgebung steht, obwohl sie spätern Zeiten angehört. Nirgends sieht man hier eins von den breiten, flachen, in der Mitte vertieften und an der Basis mit einem Graben umzogenen Hünengräbern, die mehr durch ihre Gestalt auf Opferplätze, als auf Grabstätten hinzudeuten schienen, und verhältnißmäßig im südlichen Rußland überall selten sind.

Merkwürdig scheint es, daß alle Grabhügel, wie das umliegende Land, nicht allein aus dem überall anstehenden hellen Sande bestehen, sondern auch von einer Schicht schwarzer Erde überlagert werden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß alle Grabhügel absichtlich mit dieser dunkeln Humusschicht bedeckt worden sind; die gleichmäßige Dicke und Verbreitung derselben unter der Rasendecke des Hügels legt vielmehr die Vermuthung nahe, daß diese schwarze Erde ein Produkt der Vegetation an Ort und Stelle, und theilweise ohne menschliches Zuthun entstanden sei. Doch ist diese Decke nur durch ihre ge-

ringere Mächtigkeit, nicht durch die Substanz von der schwarzen Erde der Umgegend zu unterscheiden. Während die schwarze Erde der Ebene 2 bis 5 Fuß mächtig die Sandschichten des Landes bedeckt, erreicht die der Grabhügel höchstens eine Dicke von 6 bis 9 Zoll. Wären die Gräber sicher aus den Zeiten Baty's; so hätten also 600 Jahre hingereicht, eine solche Humusdecke hier zu bilden.

In der Nähe von Sednief zeigen sich zuerst die Balta-Thäler oder Regenschluchten, die für das südliche Rußland und diese Region der Steppen so charakteristisch sind. Nur in den lockeren Thon- und cementlosen Sandschichten dieser Gegenden können Baltas entstehen. Ueberall deuten sie die Nähe eines Flußthales oder einer Niederung an, in die sie münden. Man sieht hier schon Schluchten von 30 bis 40 Fuß Tiefe und ähnlicher oder geringerer Breite, die gleich bei ihrem Anfange mitten im Felde gegen 20 Fuß tief sind. Noch in der Dunkelheit sahen wir überall in diesen Schluchten unter der schwarzen Erde der Oberfläche die blendendweißen Sandschichten aus der Tiefe hervorleuchten.

Die Sonne war schon lange untergegangen, ehe wir die Stadt erreicht hatten. Matt schimmerten die Sterne, leicht von Gewölk verhüllt, das der Wind von Süden her zu einem großen Wolkenschiffe zusammen getrieben hatte, in dem wir die Richtung des Weges sahen. Der Mond warf von Südosten her sein blasses Licht über die kahle Fläche. Leichte, weiße Wölkchen zogen in abweichender Richtung vor ihm vorüber, und nur zuweilen wurde er unseren Augen durch eine dunkelgraue, trübe Wolkenmasse verhüllt, und wir fuhren im Schatten pfeilschnell auf der weiten Ebene dahin, nur vor Baltaschluchten und Hünengräbern auf der Hut, die allein unser rasches Fuhrwerk hätten hemmen können.

Die Nacht in der Steppe macht einen unaussprechlich erquicklichen Eindruck. Alle Gefühle, die von der Erstarrung oder Aufregung des Tages unterdrückt waren, leben auf. Man kommt sich vor, wie in einen freundlichen Traum versenkt, und fühlt sich wieder lebendig und gesund. Die Phantasie reißt sich von der Umgebung ganz los, und weit und breit ist nichts, was den Gang ihrer Vorstellungen stören könnte: die schwarze Erde dunkler, wie die Nacht; hin und wieder die matten Umrisse eines Hünengrabes fern

am Horizont, ohne daß das Auge auf ihm verweilen kann; kein Haus, kein Baum, und lautlose Stille weit und breit. Schon ein rieselnder Bach würde die abgeschlossene Einsamkeit feindselig unterbrechen. Nur der Himmel mit seinen Wolken und Sternen ist noch allein belebt, und von der ganzen Außenwelt allein dem Gemüth und der Beobachtung geöffnet.

Etwa drei Werste von der Stadt Tschernigof deutet sich durch Unebenheiten des Terrains die Nähe des Flusses an. Schwärme ziehender Enten, die dicht über uns hin und her flogen, ließen ausgedehntere Wasserflächen vermuthen, und erinnerten wieder an Leben in der Natur. Ein kleines Dorf mit ziemlich guten Häusern und ausgefahrenen Wegen kündigte sich als Vorstadt an. Bald wurde die Straße zu einem tiefen Moraſt, und wir waren am Thor.

Indem wir noch am Sonnabend, den neunzehnten October, zum Thor hineinfahren, nimmt uns ein See von Wasser und Moraſt auf, und steigt bis zur Achse der Räder. Wir sind sicher, daß uns hier die Polizei, mindestens beim Einzuge in die Stadt, nicht belästigt. Zwischen Bretterplanken und Baumanpflanzungen fahren wir weiter, scheinbar in's Endlose, und begreifen kaum, daß wir schon innerhalb der Stadt sind. Endlich sehen wir auch etliche Häuser, befinden uns mitten auf einem leeren, in der Nacht unübersehbaren Platze, und wundern uns auf's Neue, daß wir nun ziemlich in der Mitte der Stadt sind. Einzelne Menschen und Bauerwagen treiben sich hier im Dunkeln herum und benutzen den Mondschein, der aber jetzt nur im Kalender steht, als Straßenbeleuchtung. Rufen, Schreien und Stöhnen derer, die im Moraſte der Straßen stecken bleiben, umgiebt uns von allen Seiten; doch Niemand, außer uns, scheint es zu hören. Denn an den breiten Straßen sind fast nur Bretterplanken sichtbar, und die seltenen, lichtlosen Häuser kehren der Straße den Rücken. Nirgend ist eine Thür zu sehen. Die Stadt scheint nur von Todten oder Schlafenden bewohnt. Und doch ist es noch nicht spät in der Nacht; und Tschernigof war eine der mächtigsten Städte des alten Rußlands.

Nachdem wir gegen eine Stunde in dieser unheimlichen Leere umhergeirrt waren, hielt der Wagen vor dem Gasthause. Wir treten ein, und sehen schon durch die halbgeöffnete Thür unsere Reise-

genossen, Meyendorff und Keyserling, am Tisch mit Thee und Kreideversteinerungen beschäftigt.

Nachdem wir noch etliche Stunden zusammengesessen und uns in der Kürze unsere Erlebnisse und Beobachtungen mitgetheilt hatten, reiseten noch in der Nacht Meyendorff und Zinowieff nach Njeschin ab, der bedeutendsten Handelsstadt im Gouvernement, die allein jährlich für mindestens 300,000 Rubel Blutigel versendet, und hauptsächlich Geschäfte in Taback und Hanf macht.

Die ungünstige Vorstellung von Tschernigof, welche die Nacht in uns hervorgerufen hatte, schien sich mit einigen Modificationen am Tage consequent zu bestätigen. Die Stadt nimmt einen bedeutenden Raum am rechten Ufer der Desna ein, der großentheils durch ausgedehnte, leere Plätze und Baumanpflanzungen ausgefüllt wird. Kaum an zwanzig Steinhäuser sind hier zu finden und nur etliche Straßen in der Mitte der Stadt, in der Nähe des Gostinoi Dwor, gepflastert. Die Blockhäuser im Innern der Stadt haben jedoch ein freundliches Ansehen, und nur die in den tieferen Stadttheilen an der Desna und an den äußersten Enden der Stadt sind so ärmlich, wie man sie überall auf den Dörfern und im Innern von Großrußland sieht. Die Kleinrussen halten auch bei ihren Wohnungen mehr auf Reinlichkeit, als die Moskowiter. Der Haupttheil der Stadt liegt auf der Höhe, die sich der Ebene nach Norden anschließt. Die Abstürze nach der Desna-Ebene hin sind stellenweise ziemlich steil, ohne jedoch der Stadt eine so malerische Lage, wie Smolensk oder Mohilef, zu geben. Die ziemlich gleichförmige Ebene, auf der der Haupttheil der Stadt liegt, hat 470 Fuß Meereshöhe, während die Desna bis zu 390 Fuß ansteigt.

Der Stadt Tschernigof, einer der bedeutendsten im Lande der alten Sewerier, schreibt man ein ähnliches Alter, wie Kiew, zu. Sicher existirte sie schon zu Oleg's Zeiten, gegen das Ende des neunten Jahrhunderts (Kar. I. 113), und bildet von dieser Zeit, der Unterwerfung der Sewerier, an einen wesentlichen Theil des Großfürstenthums Kiew. Als eignes Fürstenthum tritt Tschernigof erst auf, nachdem der tapfere Mstislaw Wladimirowitsch, der Fürst von Tmutorakan, sich der Stadt bemächtigt, seinen Bruder, den Großfürsten Jaroslaw, in der Schlacht bekämpft, und durch Ver-

trag, im Jahre 1026, das Land östlich vom Dniepr an sich gebracht hatte (Kar. II. 17). Nach wechselnden Schicksalen und harten Kämpfen unter dem Großfürsten Isiaslaw, der 1078 in der Schlacht unter den Mauern der Stadt fiel (Kar. II. 69), und einer kurzen Ruhe unter dessen Sohn Wladimir Monomach, ging das Fürstenthum noch härteren Kämpfen zwischen den Nachkommen Wladimir Monomach's und Oleg's entgegen, zwischen denen sich eine hundertjährige Feindschaft entspann, die nicht allein über Tschernigof, sondern über ganz Rußland mannichfaches Unheil brachte (Kar. II. 155) Die Fürsten Tschernigof's scheinen sich in dieser Periode nur durch Treulosigkeit und Hinterlist ausgezeichnet zu haben. Erst in der Zeit der ersten Tatarenkriege, als das Fürstenhaus und das Fürstenthum seinem Ende entgegen ging, hat Tschernigof ausgezeichnete und patriotische Fürsten aufzuweisen, wie Mstislaw, der in der Schlacht an der Kalka fiel (Kar. III. 199), und Michail den Heiligen, der im Jahr 1246 im Lager Baty's ermordet wurde (Kar. IV. 28), und dessen Gebeine im Kreml in der Kathedrale des Erzengels Michail ruhen (Th. I S. 342). Seit dieser Zeit verschwinden die Fürsten von Tschernigof allmählich aus der russischen Geschichte. Nach wiederholten Zerstörungen von der Hand der eignen Fürsten und der Tataren finden wir unter dem Großfürsten Dmitri Donskoi, kurz nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, Tschernigof wie Kiew und das übrige südwestliche Rußland unter die Herrschaft der Lithauer übergegangen (Kar. IV. 176), jedoch zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts wieder unter der Oberhoheit der Moskowitischen Zaaren. Im Frieden von Wiaesma, 1634, wurde das Land an Polen abgetreten, doch schon 1667 durch den Frieden von Andrussof wieder dauernd mit Rußland vereinigt.

Nach so mannichfachen Schicksalen unter einheimischen und fremden Gewalthabern ist es natürlich, daß sich hier, in einem der Ursitze russischer Entwickelung, fremde Einflüsse in vielerlei Gestalt, mit russischen Elementen gemischt, erhalten haben, und nicht allein an den Menschen, sondern deutlicher auch an den Baudenkmalen zu Tage treten.

Die Bevölkerung von Tschernigof ist so vorherrschend kleinrussisch, daß die übrigen Elemente derselben kaum mehr auffallen.

Fast nur unter den Kaufleuten scheinen Großrussen zu sein. Den Kleinrussen geht das Handelstalent ihrer lebhafteren, beweglicheren Nachbarn ab. Auch sind die Juden hier geduldet; jedoch in unbedeutender Anzahl vorhanden, und meist nur auf die äußersten Enden der Stadtviertel beschränkt.

Die Stadt, nur eine traurige Ruine ihrer alten Größe, soll jetzt kaum gegen 8000 Einwohner haben. Militair scheint darunter gar nicht, und Polizei so wenig zu sein, daß mir nicht ein Individuum zu Gesicht kam.

Im Tschernigof'schen giebt es verhältnißmäßig wenig Leibeigene; die Bauern sind meist der Krone zugehörig, oder freie Ackerbauer, wie die Kosacken, die sich hier ansiedelten. Diese größere Freiheit und Unabhängigkeit zeigt sich im Benehmen der Bewohner mannichfaltig, sogar in Haltung, Gang und Miene. Sie betrachten, wie alle Kleinrussen, die Moskowiter als ihre Unterdrücker, als die Feinde ihrer Freiheit.

Mit dem intensiveren Gefühl der Freiheit ist eine Selbstgenügsamkeit und Beschränkung verbunden, die dem beweglichen, unternehmenden und energischen Charakter der Großrussen fremd ist. Jeder beschränkt sich auf seine Scholle und ihm ist alles Entferntere gleichgültig. Kein Kleinrusse ist auf dem Lande zu finden, der größere Reisen gemacht, irgend eine der entfernteren Städte gesehen, den irgend eine Speculation aus seinen vier Pfälen hinausgetrieben hätte. In Großrußland erlebten wir häufig Fälle, daß die Bauern ihre Umgebung auf hundert Werste hinaus kannten und hunderte von Meilen gereiset waren; Niemand hat hier eine Vorstellung davon, daß so etwas möglich sei.

Wir erkundigten uns nach sogenannten klugen Leuten, die Kunde von der Umgebung, vom Gouvernement, hätten. In ganz Tschernigof war keiner aufzutreiben außer dem Factor unseres Gasthauses, einem jungen Israeliten, der eine hier erstaunenswerthe, und durchgängig zuverlässige Kunde der Gouvernementsverhältnisse entwickelte, und wegen seiner Sachkunde und Erfahrung in der ganzen Stadt als der Klügste bekannt war.

Obschon ich nirgend eine Polizeiuniform gesehen hatte, und mir vom Gouverneur, Grafen Scheremetieff, die Erlaubniß zum Zeich-

nen ohne alle Beschränkung und Skrupel ertheilt worden war, nahm ich doch diesen allerfahrenen und allbekannten Israeliten als Führer und Schutzengel auf meinen malerischen Reisen in der Stadt und Umgegend überall mit. Auch sogar von den christlichen Kirchen und Klöstern hatte er eine ziemlich genaue Kunde, und, was noch auffallender war, eine bessere Vorstellung vom relativen Alter derselben, wie die Popen und Mönche. Mit einer fast gläubigen Toleranz und Achtung sah er die Heiligthümer und Reliquien an. Nur von den Heiligen konnte er nicht gut begreifen, daß sie nach dem Tode fortlebten, ohne die Lippen oder irgend etwas zu bewegen. Ueber die Wunderthaten der Reliquien zuckte er die Achseln und meinte, dergleichen müßten jetzt viel schwieriger sein, als früher, wo so viele vorgekommen; zu seinen Lebzeiten sei noch kein rechtes Wunder geschehen; etliche seien gar nicht besonders gut ausgefallen, und die Heiligen schienen sich vielleicht jetzt erschöpft zu haben. Wenn aber wieder einmal Wunder geschähen, so müßten sie wohl von den todten Heiligen ausgehen; denn die lebenden Popen und Mönche thäten sicher keine.

Von den Kirchen Tschernigof's ist die Kathedrale oder Christuskirche (S. Taf. XV.) die interessanteste. Sie wurde gegründet vom Fürsten von Tmutorakan, Mstislaw Wladimirowitsch, dessen Gebeine auch im Jahr 1036 hier zur Ruhe gebracht wurden (Kar. II. 19). Als das Jahr ihrer Gründung wird 1024 angegeben. Um diese Zeit hatte sich Mstislaw während der Abwesenheit des Großfürsten Jaroslaw, seines Bruders, der Stadt bemächtigt, und sie zu seinem Fürstensitze auserkoren, da ihm das entfernte Tmutorakan nur ein trauriger Verbannungsort geschienen. Die Kirche, die demnach sicher die älteste der noch erhaltenen russischen Kirchen ist, und den meisten alten Kirchen im Großfürstenthum Kiew zum Muster gedient hat, scheint die erste Friedensstiftung des frommen Helden in der neueroberten Stadt gewesen zu sein.

Ist auch bei den wiederholten Zerstörungen Tschernigof's durch Russen und Tataren nicht anzunehmen, daß die Kirche ganz unverschont geblieben sei, so scheinen sich doch die wesentlichen Theile des Gebäudes, das Schiff, nebst der Basis der Thürme unverändert erhalten zu haben. Das Material, aus dem die Mauern der-

selben aufgeführt sind, ein dichter, feinkörniger Quadersandstein von Kurdumowka an der Desna, ist geeignet, Jahrtausende unverändert ausdauern zu können. Auch die Thürme scheinen bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Einflüssen der Zeit widerstanden zu haben, und nur durch eine zufällige, menschliche Laune vernichtet zu sein. Dem allmächtigen Günstling der allmächtigen, großen Kaiserin Katharina, dem Fürsten Potemkin, in dessen Hand das Schicksal des südlichen Rußlands lag, war in Bender eine Kirche zu Gesichte gekommen, die seinem Geschmack ein größeres Interesse abgewonnen, als die alte, ehrwürdige Christuskirche in Tschernigof. In Folge dessen sind die Thürme der letzteren abgenommen und, wie jene Kirche in Bender, mit flachen, türkischen Kuppeln versehen worden. Der Symmetrie wegen soll zu gleicher Zeit der zweite Glockenthurm, nach Norden, dem Gebäude angehängt worden sein.

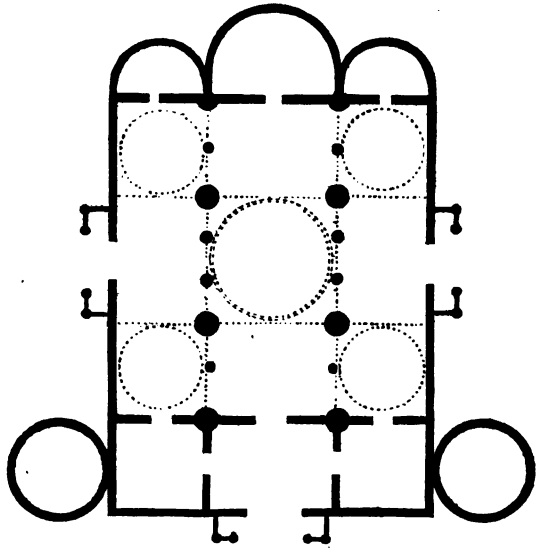
Die früheren Thürme sollen die Form derer auf der Kirche des Jehlezki-Klosters und des Mittelthurms auf der Charfreitagskirche gehabt haben. (S. Taf. XVI. und XVII.) Diese Thurmform scheint bei allen älteren Kirchen in Tschernigof die herrschende zu sein: eine Reihe von glockenförmigen, nach oben verjüngten Kuppeln übereinander bezeichnet sogar sämmtliche Kirchen, die nach dem Muster dieser alten Tschernigof'schen aufgeführt sind.

Eine solche willkührliche Umänderung, die blos beabsichtigt, eine fremde Form nachzuahmen, scheint einem Zeitalter angemessen, in dem man die Idee fassen konnte, den Kreml in Moskau von Grund aus umzubauen, allen Volksneigungen und jeder Regung eines gesunden Patriotismus zum Trotz; in den jetzigen Zeiten eines neu erwachten Volksgefühls wäre eine solche Barbarei unmöglich gewesen. Man würde das durch sein Alter ehrwürdige Gebäude auch seiner Form nach zu erhalten gesucht haben.

Die späteren Abänderungen ausgenommen, ist die Kirche streng byzantinisch. An Consequnz, an Einfachheit und Schönheit des Styls, besonders im Innern, hat sie unter allen späteren russischen Kirchen ihres Gleichen nicht. Am wenigsten sind die Moskowitischen Kirchen mit derselben zu vergleichen. Der edle Eindruck, den die Grundformen des Gebäudes hervorrufen, ist auch hier nicht, wie

in so vielen anderen russischen Kirchen, durch überflüssige, geschmacklose und kleinliche Verzierungen und Malereien unterdrückt. Es hätte den russischen Kirchen nur zum Vortheil gereichen können, wenn man sich überall und in jeder Beziehung strenger nach diesem Vorbilde gerichtet hätte.

Der Grundriß des innern Kirchenraumes ist quadratisch. Jede der Wände zerfällt in drei Felder, in ein Mittelfeld, das nach Westen, Norden und Süden die drei Eingänge aufnimmt, und in zwei kleinere Seitenfelder, die an den Ecken des Schiffs zusammen-



stoßen. Die Mittelwände mit dreizähligen Fensterreihen bilden die Giebel zu dem griechischen Kreuz, das dem Ganzen zum Grunde liegt, und dessen Mitte die Hauptkuppel trägt. Die kleineren Seitenwände mit zweizähligen Fensterreihen tragen die niedrigeren Dächer, auf denen über den Ecken des Gesammtquadrats oder zwischen den Balken des Kreuzes sich die vier kleineren Seitenthürme mit ihren Kuppeln erheben. An der östlichen Wand sind vom Ikonostas aus drei Kapellen angebaut, den drei Feldern der Wand in Lage und relativer Größe entsprechend. Der Raum zwischen den beiden

XV.

Glockenthürmen an der Westseite ist ebenfalls ausgebaut, und dient unten zu einer Vorhalle, die in drei Abtheilungen in's Innere der Kirche führt, und in der oberen Hälfte zu einer Verbindungshalle der beiden Seitenchöre für die Frauen. Die Verbindungswand zwischen den beiden Thürmen, in der das Hauptportal angebracht ist, hat ganz denselben Charakter, wie die nördliche und südliche Wand.

Vier mächtige, kurze, freie Säulen mit vergoldeten Kapitälern tragen den Mittelthurm, mit der Hauptkuppel, und dienen den Arkaden, durch die der obere Theil des Schiffsraumes in drei gesonderte Räume getheilt wird, zu Stützpunkten. Das Innere der Kirche zerfällt gleichsam in ein Mittelschiff mit zwei kleineren Seitenschiffen, die zwischen Westen und Osten ununterbrochen durchgehen, und von den entsprechenden Feldern beider Wände in dieser Richtung begränzt werden. Nur das größere Mittelschiff, über dessen Mitte die Hauptkuppel sich erhebt, geht vom Grunde bis zur Decke ununterbrochen durch. Die Seitenschiffe, die in ihrer untern Hälfte in unmittelbarer Verbindung mit dem Hauptschiff stehen, sind nach oben durch zwei Arkadenreihen vom Hauptschiff abgetrennt, und bilden hier die vom übrigen Kirchenraum ganz abgeschlossenen Seitenchöre, die ursprünglich zur Aufnahme der Frauen bestimmt waren, während die Männer auf den ganzen untern Schiffsraum angewiesen gewesen sind. Die Bogenreihen dieser Arkaden, die sich an die vier Hauptpfeiler anlehnen, werfen von oben her das Licht aus den Seitenschiffen und Seitenthürmen in den mittlern Schiffsraum, und bilden die einzige Verbindung mit diesem Hauptraum. Drei Bogen entsprechen in jeder Arkadenreihe der mittlern Abtheilung zwischen den beiden Grundpfeilern unter der Hauptkuppel, und zwei Bogen zu jeder Seite derselben den Seitenabtheilungen unter den vier kleineren Thürmen.

Diese Absonderung der Frauen beim Gottesdienst, und die damit verbundene Errichtung von erhöhten Seitenchören im Kirchenraum, die nur in Kleinrußland, und vorzugsweise in den alten Fürstenthümern Kiew und Tschernigof, eingeführt gewesen zu sein scheint, soll man den orientalischen Sitten und den Kirchen Constantinopels, besonders der Sophienkirche, entlehnt haben. Jetzt denkt man an

eine solche Sonderung der Geschlechter beim Gottesdienst nicht mehr, und die Moskowiter haben sie nie für nöthig erachtet.

Die Lage der Kirche ist eine in hohem Grade günstige. Sie steht auf einem ausgedehnten Platze, ziemlich von allen Seiten frei, in der Nähe der Desna. Nach Nordwesten hin sieht man ein Kloster mit zugehöriger Kirche aus späterer Zeit, nach Westen an demselben Platze noch einige andere jüngere Kirchen, die den Eindruck der Kathedrale nur erhöhen helfen.

Nach der Südseite der Kirche befindet sich an demselben Platze noch ein merkwürdiges, in alt-byzantinischem Styl aufgeführtes und durch Consequenz ausgezeichnetes Gebäude, das sicher von hohem Alter sein muß. Nirgend in Rußland, nicht einmal in Kiew, ist mir ein so vollständig erhaltenes, altes Gebäude aufgefallen. Da Rußland an alten Bauwerken im Allgemeinen anerkannt arm ist, so verdient dies vorzugsweise, daß die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf die Erhaltung desselben lenkte. Jetzt soll es als Archiv benutzt werden. Die Räume schienen übrigens größtentheils unbenutzt und freiwillig zugänglich zu sein. Den russischen Alterthumsforschern kann es nicht schwer werden, den Ursprung desselben aufzuklären, und für eine würdige Erhaltung die geeignete Fürsorge anzuregen.

Die Gründung des Jehlezki-Klosters gehört der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts an. Die Veranlassung derselben war ein Muttergottesbild, das dem heiligen Anton, dem Gründer des Höhlenklosters in Kiew, in einer Tanne erschien. Im Jahr 1069 begann der Bau des aus dieser Erscheinung hervorgegangenen Klosters (Strahl. R. K. p. 109), das noch im westlichen Theil der Stadt vorhanden ist.

Die Hauptkirche des Jehlezki-Klosters (S. Taf. XVI.) scheint sehr alt, und jedenfalls eine der ältesten Kirchen Rußlands zu sein, und der Bauart nach vor der Herrschaft der Tataren existirt zu haben, obwohl sie nicht aus den allerersten Zeiten der Gründung des Klosters herrühren mag. Die Kirche ist im Grundriß vollkommen übereinstimmend mit der Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä in Moskau im Kreml (S. Th. I. S. 340); doch auch nicht wesentlich abweichend von der Christuskirche in der Nähe. Zu dem quadrati-

XVI.

schen Grund der letztern ist der zwischen den Glockenthürmen enthaltene Theil, der die Vorhallen umfaßt, von Ursprung an als integrirender Bestandtheil hinzugefügt. Hier sieht man, wie aus dem Quadrat, in dem das griechische Kreuz angedeutet ist, ein diesem gleichschenkeligen Kreuze so heterogenes Rechteck entsteht. Der innere Kirchenraum bleibt dadurch in den meisten Fällen quadratisch, daß der östliche Theil durch den Iconostas abgeschnitten, oder der westliche, wie bei der Christuskirche, als Vorhalle benutzt wird.

Die engen byzantinischen Fenster in den Giebelwänden sind allen alten russischen Kirchen eigen; aber sehr selten sieht man sie in drei Reihen über einander angebracht. Ebenso auffallend und ungewöhnlich sind die spitzen Giebeldächer, durch die sich diese Kirche, wie durch die verhältnißmäßig bedeutende Höhe des Schiffs, auszeichnet.

Die Thürme haben die charakteristische Form, die man in Tschernigof auf fast allen alten Kirchen sieht. Die der Kathedrale sollen von ganz ähnlicher Gestalt gewesen sein. Der Mittelthurm trägt drei glockenförmige Kuppeln und eben so viel Laternen mit zahlreichen Fenstern über einander; von den vier Seitenthürmen hat jeder nur zwei derselben.

Diese Form und Anhäufung von Kuppeln ist von der der großrussischen oder moskowitischen Bauart ganz abweichend, und um so auffallender, als sie einen mehr oder weniger abendländischen Charakter annimmt. Sie scheint bei allen ältern Kirchen des südwestlichen Rußlands, soweit dasselbe unter der Herrschaft der katholischen Lithauer und Polen gestanden hat, angewandt, und Spuren derselben, obwohl wesentlich abweichend, sieht man auch in Kaluga, der alten Gränzstadt der Moskowiter nach Lithauen hin.

Die ältesten noch erhaltenen Steinkirchen Moskau's sind während der Herrschaft der Tataren oder kurz nachher erbaut, also alle bedeutend jünger, als die alten Kirchen in Tschernigof und Kiew. Auf allen alten moskowitischen Kirchen sieht man nun die asiatische Zwiebelkuppel, und ist unwillkührlich geneigt, diese einem directen oder indirecten Einfluß der Tataren zuzuschreiben, da bei allen älteren Kirchen im südwestlichen Rußland keine Spur dieser Kuppelform vorkommt.

Bei den wiederholten Zerstörungen Kiew's und Tschernigof's, bei denen auch die alten Kirchen nicht verschont blieben, mögen diese Kirchen im Wesentlichen nach dem alten Plan wieder hergestellt worden sein, und um so viel eher, als in den meisten Fällen das alte Mauerwerk unzerstört stehen geblieben zu sein scheint. Ob aber bei den vielfachen Verwüstungen durch Feuer diese Wiederherstellung in alter Form sich auch consequent auf die Thürme ausgedehnt habe, scheint mindestens nicht ebenso sicher. Alle späteren Kirchenbauten in Kiew und Tschernigof, die wieder unter der ungeschmälerten Herrschaft der moskowitischen Zaaren, nach der Besiegung der Eindringlinge, entstanden sind, haben die moskowitische Bauart auf verschiedene Art adoptirt. Um so viel interessanter wird nun hier die Frage, ob die Thurmform der alten Kirchen Tschernigof's und Kiew's die ursprüngliche, alt nationale, oder ob sie eine unter der Herrschaft der Lithauer eingeführte ist.

In dem letzten Falle wären die abendländischen Eigenthümlichkeiten dieser Thurmformen nicht so ganz ohne alle Anknüpfungspunkte. Dann aber könnte leicht die altrussische Thurm- und Kuppelform gänzlich verloren gegangen sein. Es ist kaum wahrscheinlich zu machen, daß in der Zwiebelkuppel, die nur auf den Kirchen vorkommt, die während und nach der Tatarenherrschaft entstanden sind, und die ein eigentlich moskowitisches Gewächs scheint, diese Urgestalt der russischen Kirchenkuppel erhalten sei. Die Himmelfahrtskathedrale im Kreml soll zwar genau nach dem Plane der 1158 in Wladimir erbauten Kathedrale aufgeführt sein; aber beide haben in der Anordnung des Ganzen sich die alten Kiew'schen Kirchen, Sophie und Michail, nicht zum Muster genommen, was doch am nächsten gelegen hätte, sondern sind eher nach dem Grundriß der Christuskirche aufgebaut, obwohl auch wesentliche Abweichungen von dieser Statt finden. Von den Kuppeln und Thürmen auch abgesehen, ist in Moskau keine Kirche vorhanden, die ganz nach dem Plan einer alten Kiew'schen und Tschernigof'schen erbaut wäre. Die Thurm- und Kuppelform scheint man überall am leichtesten verändert zu haben.

Vergeblich habe ich auf dem Grabmal Jaroslaw's in der Sophienkirche in Kiew, einem der ältesten Denkmäler Rußlands, ver-

geblich in allen Winkeln der alten Kirchen nach Steinhauerarbeit gesucht, einen Aufschluß über die alte Kuppelform zu erhalten. Die leicht zerstörbaren und oft in unverändertem Styl erneuerten Malereien können nirgend Aufschluß geben. Zuverlässige, nach der Zeit sicher bestimmte Malereien rühren auch erst aus viel späteren Zeiten her, und stellen nur in seltenen Fällen Städte und Kirchen dar. Da die alten Bauwerke nirgend unverändert und unzerstört, in ursprünglicher Gestalt erhalten sind, und auch die Chronisten über dergleichen Dinge zu schweigen scheinen; so mögen Bildhauer- und Mosaikarbeiten aus diesen ältern Jahrhunderten noch am leichtesten Andeutungen liefern können. Die ältere, gräuelvolle, russische Geschichte scheint aber mit mehr als ehernem Fußtritt über die alten Monumente hergeschritten zu sein und Alles vernichtet zu haben.

Von dem Jehlezki-Kloster aus sind die Thürme des Eliasklosters in der Nähe der Stadt und der Desna sichtbar. Es ist ebenfalls vom heiligen Anton, dem Stifter des Höhlenklosters, gegründet worden. Die Gründung scheint nicht vor das Jahr 1070 zu fallen, da sie der Zeit angehört, in der der verjagte Großfürst Isiaslaw nach seiner Rückkehr nach Kiew den heiligen Mönch verfolgte, indem er ihn für einen Anhänger von Wseslaw hielt (Kar. II. 62. 72. Strahl. R. K. 109).

Dies Kloster scheint das bedeutendste der hiesigen Klöster zu sein. Es ist der besuchteste Wallfahrtsort in der weiten Umgegend, besonders seit um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts sich ein Marienbild in demselben plötzlich als Wunderthäterin hervorgethan hat.

In dem Kloster, das etwa acht Kirchen besitzt, scheint sich keine ganz alte erhalten zu haben. Die Gegend ist ringsumher mit mächtigen, zahlreichen Grabhügeln bedeckt. Das Kloster liegt auf einem weiten Schlachtfelde. Da wäre es ein Wunder, wenn sich alte Bauwerke erhalten hätten. Eine Ringmauer umzieht das ganze Kloster mit allen seinen Gebäuden und Gärten, dem erzbischöflichen Palast, einem Seminar und Gymnasium.

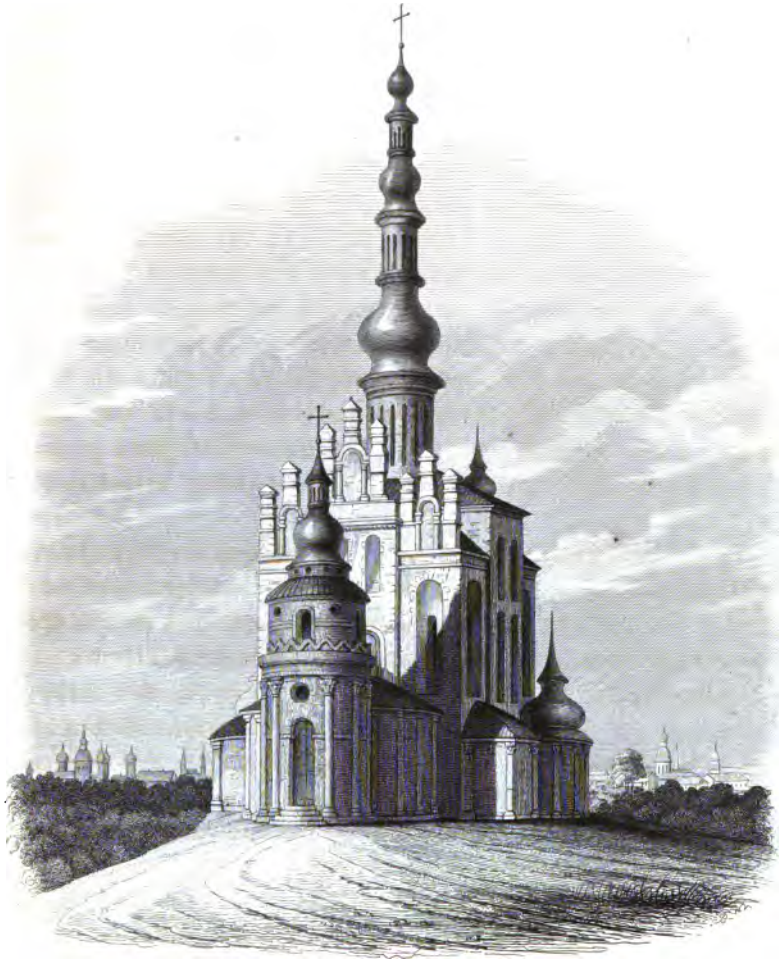
Ein colossaler Glockenthurm von sehr jungem Ursprung steht am Eingang zum Kloster und beherrscht die Gegend weithin. Aus der Ferne scheint sich dieser Thurm zum Charakter eines chinesischen Porzellanthurms hinzuneigen; in der Nähe gesehen, verliert er jeden

bestimmten Charakter, und sieht blos sehr bunt und sonderbar aus. Vier nach oben stark verjüngte Etagen, mit zahlreichen Säulen, die sich in jeder Etage zu vier Eckpfeilern zusammenstellen, zwischen denen die vier durchbrochenen, hohen Bogenfenster hervortreten, bilden den Rumpf des Thurmes, dem sich eine unbedeutende, schlanke Doppelkuppel als Kopf aufsetzt.

Die Hauptkirche dieses Klosters scheint nicht frei von dem Einfluß der polnischen Jesuiten, wodurch schon das Maximum ihres Alters beschränkt ist. Die Anordnung des ganzen Gebäudes erinnert an die der Kirchen in Witebsk und Mohilef. Im Schiff, einem länglichen Rechteck mit angebauter Chorkapelle, ist ein römisches Kreuz angedeutet, auf dem der Hauptthurm emporsteigt. Zwei einigermaßen ähnliche, kleinere Thürme stehen an der Portalseite nach Westen. Ein großes Fensterkreuz nimmt den Raum über den seitlichen Eingängen ein. In allen Thürmen hat man die glockenförmigen Doppelkuppeln der alten Tschernigof'schen Kirchen angebracht. Eine solche Kirche konnte also nur in Tschernigof unter dem Einfluß der Polenherrschaft entstehen. Anderwärts würde man nicht leicht auf eine solche Combination gekommen sein, die durch den zugehörigen Glockenthurm noch über ein Jahrhundert hinaus erweitert wird.

Eine der auffallendsten Kirchen Tschernigof's ist die Charfreitagskirche, fast in der Mitte der Stadt, in der Nähe des Gostinoi Dwor (S. Taf. XVII.). Der Bauart nach könnte man ihr mit Sicherheit ein hohes Alter zuschreiben, wenn nicht durch unbewegliche Nachahmung auch später sich die alten Formen so oft wiederholten. Doch auch mit Wahrscheinlichkeit ist sie zu den ältesten Kirchen der Stadt zu zählen. Der schlanke Mittelthurm mit den drei Glockenkuppeln ist ähnlich dem auf der Kirche des Jehlezki-Klosters. Die Zinnen an der Westseite erinnern an die der Sophienkirche in Kiew.

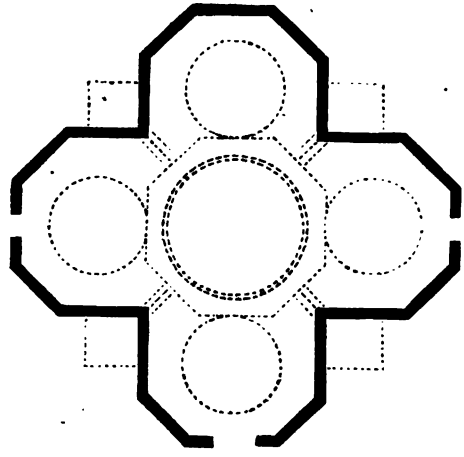
Der Grund der Kirche ist ein griechisches Kreuz, dessen Winkel durch vier niedrige Flügel ausgefüllt sind. Die beiden nach Osten gelegenen, niedrigen Flügel tragen zwei kleine Thürmchen mit einer eigenthümlichen Glockenkuppel von jüngerem Zuschnitt. Die entsprechenden westlichen Flügel sind blos durch die erwähnten Zinnen verziert. Die Eingänge nach Norden und Süden sind mit glockenför-



XVII.

migen Kuppeln überwölbt und später angebaut, wie alle Seitenanhängsel. Ueber dem Haupteingange nach Westen ist der niedrige, ebenfalls junge Glockenthurm angebracht.

Unter den übrigen Kirchen Tschernigof's verdient noch die der heiligen Katharina an dem Platze westlich von der Kathedrale erwähnt zu werden. Sie stellt ein griechisches Kreuz dar, auf dessen vier Flügeln, die in der obern Hälfte ganz frei stehen, sich die Sei-



tenthürme erheben. Der Hauptthurm ist mit drei, nach oben stark verjüngten Glockenkuppeln versehen; die Thürme der Seitenflügel bestehen aus zwei dieser niedrigen, breiten, wulstigen Kuppeln, die sämmtlich achtkantig sich den Kanten der Kreuzflügel anschließen und nicht auffallend schön sind. Diese etwas ungeschlachte Kuppelform scheint sich aus der des Jehlezki-Klosters entwickelt zu haben. Die Fensterkreuze über den Eingängen deuten den Ursprung der früher erwähnten Fensterkreuze an. Die Stellung der Seitenthürme auf den vier Balken des griechischen Kreuzes ist überall in Rußland eine seltene Erscheinung. Der Bauart nach scheint die Kirche mindestens vor der russischen Kaiserzeit vorhanden gewesen zu sein, da sie noch keine Spur von den Verirrungen aufzuweisen hat, denen der russische Kirchenbau seit der Civilisirung Rußlands ausgesetzt gewesen ist.

Bedeutend jünger scheint die der heiligen Katharina nach Westen angebaute Kirche, die gleichsam den Haupteingang zur heiligen Katharina darstellt. Sie trägt alle Zeichen der Charakterlosigkeit des vorigen Jahrhunderts an sich, und ist sogar, wie fast alle Bauwerke Tschernigof's, vom Zopf verschont geblieben.

Auch in dieser übrigens anerkennenswerthen Eigenthümlichkeit ist klar, wie die russischen Herrscher in späteren Zeiten die alte, mächtige Stadt ganz aus dem Gedächtniß verloren haben. Wenn Tschernigof nicht noch die alten Kirchen und Klöster besäße, so wäre kaum irgend ein Interesse denkbar, das sich der jetzt verödeten Stadt zuwenden könnte. Das ist auch das Gefühl des gebildeten Theils der hiesigen Bevölkerung. Wir haben Niemand hier kennen gelernt, der sich nicht lebhaft von hier weggewünscht hätte.

Sogar nicht einmal Gelegenheit zu einer durchgängig charakteristischen Entwickelung des kleinrussischen Volkslebens bietet sich hier dar. Zwar fehlen die feindseligen Elemente und schroffen Gegensätze, die das Leben in Mohilef und Witebsk vergiften, größtentheils; doch scheinen auch die gegenwärtigen Verhältnisse nicht günstig, unter den Trümmern alter Größe neue Bedingungen einer gesunden städtischen Thätigkeit hervorzurufen.

Nur unter den Landbewohnern, die meist Kosacken und freie Bauern sind, scheint neben dem Gefühl der Freiheit auch ein Wohlstand verbreitet, in dem der Menschenfreund hinreichend Ersatz für den fortdauernden Ruin der alten mächtigen Städte und jeder neuen städtischen Entwickelung findet.

Kleinruſſen.

## VIII.

# Reiſe von Tſchernigof nach Kiew.

Verſchiedene Reiſehinderniſſe. Abfahrt und Wettrennen mit einem General. Erſte und letzte Poſtſchurkerei in Kleinrußland. Nationalgerichte aus dem Stegreif. Gränze der ſchwarzen Erde. Die wilden Obſtbäume treten auf. Habitueller Charakter der verſchiedenen Vegetationsregionen Rußlands. Soldaten auf dem Marſch. Abhärtung der Kleinruſſen. Trachten und Körperbildung derſelben. Reinlichkeit der Häuſer. Die Dörfer in Tſchernigof. Die Stadt Koſeletz. Bauart der Kirchen. Sumpfniederungen an den linken Flußufern. Ankunft in Kiew. Die vier Städte. Anblick der alten Kirchen. Die Waräger in Kiew. Erſte Spuren des Chriſtenthums. Bekehrung Rußlands durch Wladimir. Blüthe, Verfall und wiederholte Zerſtörung Kiew's. Gänzliche Vernichtung der Stadt durch die Mongolen. Bauart der alten Kirchen. Die Sophienkirche. Die Kirche des heiligen Michail. Gründung und frühere Bedeutung des Höhlenkloſters. Beſuch im Höhlenkloſter. Die alte und neue Zehntkirche. Die Kirche des heiligen Andreas. Die goldene Pforte. Geſellige Zuſtände. Die junge Univerſität. Charakter der Gegend. Abreiſe.

Ganz reiſefertig ſaßen wir bis nach Mitternacht mit zwei Wienern zuſammen, die auch in unſerem Gaſthauſe wohnten, und nach Petersburg zu reiſen beabſichtigten. Uns fehlten blos Pferde, um abreiſen zu können; aber dem einen unſerer Landsleute zugleich der Beweis, daß er ein Wiener ſei. In früher Kindheit war er mit ſeinem Vater nach dem nahegelegenen Njeſchin gezogen, und hatte

dabei weder mit seinem alten östreichischen, noch mit seinem neuen russischen Heimathslande einen Heimathsvertrag abgeschlossen. Vor wenigen Tagen war er mit seinem Reisegefährten, einem erwiesenen Wiener Maler, der an Petersburger Gesichtern sein Glück zu machen wünschte, und keine Silbe russisch verstand, in Njeschin zusammengestoßen und hatte sich zur gemeinschaftlichen Reise an ihn angeschlossen. Da er als Deutscher merkwürdigerweise kaum eine Silbe Deutsch verstand, und er auch vor der hiesigen Polizei sich nicht als Russe ausgewiesen hatte; so ließ man ihn nicht weiter reisen, bis von Njeschin aus sichere Beweisstücke für seine Existenz und einstmalige Geburt vorlagen. Waren diese dort nicht zu finden, so mußten sie aus den Wiener Kirchenbüchern erst glaubhaft copirt werden, ehe an eine Abreise zu denken war. Er selber zweifelte daran, daß man in Njeschin hinreichend über ihn wissen würde, hatte jedoch auch in den wenigen Tagen, die er hier schon bei der Polizei vor Anker lag, wenig Hoffnung gewonnen, das Resultat seiner nachträglichen Geburtsbemühungen mit Geduld abzuwarten. Das richtige Mittel, genügende Legitimation von der hiesigen Polizei zu erhalten, die gar nichts über ihn wissen konnte, war leider zur rechten Zeit versäumt worden, und so hatte die Polizei mit Grund Zweifel in seine Person gesetzt. Der Maler hatte noch weniger Gründe, sich über das unerwartete Reisehinderniß hinwegzusetzen, um so mehr, da in Tschernigof Niemand auf sein eigenes Gesicht so viel Werth legte, sich inzwischen portraitiren zu lassen.

Gegen zwei Uhr wurde das vierblättrige deutsche Kleeblatt ungeduldig Wartender durch die Nachricht zerrissen, es seien Pferde für uns da, und der pferdefressende General, der auf jeder Station 24 Pferde zu sich nahm, und mit dem wir nun schon über 300 Werste ein für uns günstiges Wettrennen gehalten, sei in diesem Augenblick schon abgefahren. Den General mußten wir nothwendig wieder überholen, weil wir sonst sicher waren, auf jeder Station keine Pferde zu finden, und warten zu müssen. So dauerte es nur wenige Minuten, und wir saßen im stark bespannten Tarantase.

Etwa zwei Werste vor der Stadt hatten wir unsern General schon wieder eingeholt; aber das Wettrennen war noch nicht beendet. Die Ueberfahrt führte uns auf der Desna wieder zusammen.

Daß wir vor ihm auf der Station ankamen, half uns nichts; denn wir fanden Alle keine Pferde, und schliefen inzwischen im Tarantase weiter, um einige Nachtruhe zu genießen.

Nur zwei Minuten fahren wir früher ab, als der General, der sich bestrebt, uns mit seinen vier Wagen mit Courierpferden wieder einzuholen. Unser Kutscher, ein feuriger Hebräer, fährt besser, als die Kosacken, und wir bleiben vor. Ein dichter Nebel bedeckt die Erde, und man unterscheidet kaum den anbrechenden Morgen. Nicht dreißig Schritte weit kann man um sich sehen; doch in der kahlen Steppe ist auch kein Hinderniß zu fürchten, und es geht wie im Fluge vorwärts. Das Schreien von den vier Kutschern wird schwächer, die Pferdetritte und Peitschenhiebe hinter uns im dunklen Nebel entfernen sich immer mehr; zuletzt wird es ganz ruhig, und wir glauben den Sieg in Händen. Schon haben wir auf's Neue umgespannt und wieder etliche Werst zurückgelegt, als das Deichselpferd stürzt. Wir sind überzeugt, uns ergeben zu müssen; aber ohne langes Besinnen ist unser Kutscher, ein Kosack, heruntergesprungen, hat das gestürzte Pferd abgeschnitten und in wenigen Minuten Alles umgespannt.

So haben wir die Station erreicht, unsere Poderoschnia eingeschrieben und die Pferde bezahlt und angespannt, ehe der General ankommt. Wir glauben Zeit zu haben, uns ein Glas Thee zu bereiten, und sind eben mit dem Trinken desselben beschäftigt, als der General eintrifft. Wir glauben, auch noch nichts zu verlieren zu haben, und trinken ruhig weiter.

Der General aber, der sein Terrain und die hiesige Kriegskunst in diesem Falle besser kennt, wendet eine Kriegslist an. Vor unseren Augen werden unsere Pferde in Folge deß wieder ausgespannt und vor den Wagen des kriegskundigen Mannes geführt, der, wie wir, nach Kiew will.

Das war das erste und letzte mal in Kleinrußland, daß die Post sich eine Schurkerei oder Ungebührlichkeit gegen uns erlaubte. Dieser Fall verdient um so viel eher einer Erwähnung, als wir im Innern von Rußland, im Gouvernement Moskau, Tula und Kaluga, nur ausnahmsweise Aehnliches nicht erlebten, dagegen uns in Nordrußland nie die geringste Postschwierigkeit aufstieß.

Wir eröffneten dem Postmeister, daß er ein Schuft, und die hundert Rubel nicht werth sei, die wir gesetzlich bezahlen müßten, wenn wir ihn, als Edelmann 14ter Klasse, durchprügeln ließen, und daß wir in Kiew ihn wegen Bestechlichkeit und Betrügerei anklagen würden. Er hörte das ruhig an und erwiderte, wir würden davon doch keinen Vortheil haben, und ihm sei es ziemlich gleichgültig; im schlimmsten Falle würde er geschoren und unter die Soldaten gesteckt, und könnte dann in funfzehn Jahren doch wieder Postmeister sein.

Unterdeß mußte sich bei den Töchtern des Generals auch der Hunger eingestellt haben, und sie verzehrten während des Umspannens ein Nationalgericht, von dem ich kaum geglaubt hatte, daß es über die Bartrussen hinaus wohlschmeckend gefunden würde. Der Diener wurde nämlich in den Gemüsegarten neben dem Posthause geschickt, um einen Armvoll abgeschnittener Kohlstrünke zu holen. Anfangs wußten wir nicht weßhalb, bis die Töchter anfingen, das ausgeschnittene, rohe Mark mit augenscheinlicher Behaglichkeit aufzuessen. Die älteste umarmte dazu ununterbrochen aus Mißverstand ihren schwarzen Schoßpudel.

Kaum war der General abgefahren, so traten etliche Kühe und Ochsen heran, und verzehrten mit demselben Wohlbehagen den Rest der Kohlstrünke, ohne daß irgend Jemand sich über diese zufällige Gleichheit des Geschmackes gewundert hätte.

Pferde waren hier im Lande der Kosacken leicht wieder so viel eingefangen, als wir bedurften; aber es fehlte an Kutschern. Um den begonnenen Kampf nicht ganz aufzugeben, fahren wir selber, bis wir unterwegs zwei Kosacken antreffen, die sich bereden lassen, uns bis zur Stadt Koseletz abzulösen. Den General holen wir, nach mancher Verzögerung, erst spät in der Nacht, in der Nähe des Dniepr, wieder ein.

Der Weg nach Koseletz führt auf dem Winkel zwischen Desna und Oster durch flache, kahle Steppe. Der Boden ist überall in der Tiefe sandig, aber meist mit mehr oder weniger intensiv gefärbter, schwarzer Erde bedeckt. Man sieht deutlich, daß man es auch hier mit den Gränzbildungen dieser eigenthümlichen Pflanzendecke zu thun hat. An höheren Punkten fehlt die schwarze Erde noch

stellenweise ganz über den sterilen Sandschichten. Die Richtung des Weges bezeichnen einzelne alte Weidenstämme; an einigen Stellen treten Reste alter zerstörter Birkenalleen auf. Den Sumpf- und Flußniederungen, die von Osten her sich der Desna zuwenden, folgen Streifen von Eichen- und Haselgestrüpp, mit einzelnen starken Stämmen von Eichen und wilden Obstbäumen untermischt. Sie bilden die einzige Abwechselung in der weiten, mit vertrocknetem Gras und hohen, strauchähnlichen Stauden bedeckten Ebene.

Schon aus großer Ferne zeichnen sich die wilden Obstbäume, besonders die entlaubten, vor allen übrigen Bäumen aus. Ihre Aeste und Zweige sind so kraus und gedrängt gewachsen, und die Rinde ist so dunkel, daß sie wie ein schwarzes, krankhaftes Holzgeflecht unter der übrigen Baumvegetation erscheinen. Die Birnbäume behalten bis zur Spitze einen vorherrschenden Stamm; die Apfelbäume zertheilen sich nach einem Stamm von 6 bis 8 Fuß Höhe in gleichmäßige Aeste.

Zum erstenmal sieht man in dieser Richtung die wilden Birn- und Aepfelbäume auftreten, sobald man die Desna überschritten hat. Sie bezeichnen charakteristisch eine wesentliche Naturgränze, die Region, in der auch die Melonen und Arbusen im Freien gedeihen und der Weinstock cultivirt werden kann. Mit der Region des wilden Obstes tritt gleichzeitig hier die der schwarzen Erde und der Anfang der Steppenvegetation auf, so wie aus beiden ganz umgewandelte Lebensverhältnisse hervorgehen. Seit dem Eintritt in's Wolgagebiet von Norden her ist hier die erste, scharfgezogene Naturgränze. Man hat die Mittelregion Rußlands nun ganz hinter sich. Jedoch ist der Naturcharakter in der Umgebung des schwarzen Meeres mit dem des übrigen Europa in gleicher Breite nicht zu paralleliſiren.

Der habituelle Charakter der Baumvegetation, der Wälder, würde allein schon diese drei Regionen wesentlich bezeichnen. Die nordische ist mit zusammenhängenden, nur an den Flußthälern stellenweise gelichteten Wäldern bedeckt, in denen die Nadelhölzer vorherrschen. Das cultivirte Obst fehlt gänzlich. Die Fläche der Südregion ist baumleer; nur noch in den Sumpfniederungen und in der Tiefe der Flußthäler, den einzigen Stellen, die im Norden gelichtet

sind, kann eine Baumvegetation gedeihen, aber auch hier sind nirgend zusammenhängende Wälder. Wo sich eine Baumvegetation zeigt, ist sie mit wilden Obstbäumen untermischt. In der Mittelregion ist urbares Land und Wald gemischt; nach Norden hin treten größere Waldstrecken noch weit in die Ebene hinein; nach Süden hin schließen sich alle Waldstrecken, auch wenn sie die Höhe des Landes bedecken, der Baumvegetation in der Tiefe der Flußthäler an. In der nördlichen Hälfte dieser Region, die sich an den Norden anschließt, in der zuerst die Eiche auftritt, wird das Laubholz bald vorherrschend, und in der südlichen, die die Uebergänge zur Steppenregion bildet, fehlt das Nadelholz ganz. Apfel- und Birnbäume kommen in ihr nur cultivirt vor.

In den nördlichen fluß-, see- und waldreichen Gegenden sind Jagd und Fischerei Hauptbeschäftigungen der Bewohner. Der Ackerbau ist auf die gelichteten Strecken in der Nähe der Flußthäler beschränkt, und der größte Raum des Landes unbewohnt.

Das mittlere Rußland ist überall bewohnt und bebaut. Der Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung der Bewohner des flachen Landes, so wie sich in den größeren Städten ein mannichfacher Gewerbfleiß entwickelt hat. Der Erwerb durch die Jagd hat hier jede Bedeutung verloren, und nur die großen Flüsse bieten noch Gelegenheit zur Fischerei dar.

Im südlichen Rußland findet man Städte und Dörfer nur an und in den Flußthälern. An der Gränze der Steppe, auf dem Gebiet der schwarzen Erde, wird ein ausgedehnter Ackerbau betrieben, der, noch ehe man die Mitte der Region erreicht hat, einer ausschließlichen Viehzucht Platz macht. Alle übrigen Beschäftigungen und Erwerbsquellen fallen als unbedeutend gegen diese beiden weg. Nur allmählich haben sich die jetzt angesiedelten Kosacken an feste Wohnsitze gewöhnt, und weiter nach Süden hin ist auch jetzt das Land nur von Nomaden bewohnbar.

Noch bis fast zur Desna hin kommen Landstrecken vor, deren sich der Ackerbau nicht bemächtigt hat. Bis dicht an den Weg heran sieht man hier große Heerden von den südlichen, hochbeinigen Ochsen weiden, und die Schafheerden und die zahlreichen, niedrigen Pferde sind in einiger Entfernung kaum zwischen dem hohen, abge-

trockneten Staudengestrüpp der Steppe sichtbar. Es sind dies die Stellen, die von den bewohnten Flußniederungen zu weit entfernt sind, um mit Erfolg den Ackerbau zu gestatten.

An und auf den Wegen fanden wir eine Menge Soldaten, die mit ihren Pferden und Pulverwagen nach Kiew zogen. Soldaten auf dem Marsch sind im Innern von Rußland eine große Seltenheit, und außer diesen hatten wir blos noch einige in der Nähe von Jaroslaw gesehen. Sogar sieht man wenig Soldaten in Garnison, und fast nur in Witebsk und Mohilef fielen sie uns, als ein wesentlicher Theil der russischen Bevölkerung, auf. In deutschen Städten spielen fast ohne Ausnahme die Militairuniformen eine auffallendere Rolle, als in den russischen. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß der größte Theil der Militairmacht an den westlichen und südwestlichen Gränzen zusammengehäuft ist, so wie die Cavallerie großentheils in der grasreichen Ukraine untergebracht ist, wo die Pferde die Sorge für ihren Unterhalt meist selber übernehmen können.

Obwohl es schon spät im Jahr und die Erde mit Reif bedeckt war, so schienen sich die Soldaten doch noch ganz behaglich auf die freie Natur zu beschränken. Viele lagen schlafend auf der kalten, bloßen Erde, andere saßen um die Reste ihres nächtlichen Feuers, und bereiteten sich ihr Frühstück oder auch ihr einziges Tagesessen. Die Pferde weideten ruhig in der Nähe ihrer schlafenden oder essenden Herren, und schienen mit dem freien Leben in freier Natur ganz vertraut zu sein.

Die Kleinrussen scheinen im Allgemeinen in Bezug auf körperliche Abhärtung ihren Nachbarn, den Großrussen, nicht viel nachzugeben. Alles hatte sich schon auf den Winter eingerichtet. Die Bauerweiber waren meist in Pelze eingehüllt, aber dabei gingen sie großentheils mit ganz nackten Beinen und Füßen umher, sogar in den schmutzigen Dörfern, in denen der Straßenkoth fast fußhoch die Wege bedeckte. Die übrigen Weiber aber trugen, wie die Kosacken durchgängig, Stiefeln, die sich von denen der Männer in nichts unterscheiden. Und gestiefelte, wie ungestiefelte Kosackenfrauen standen im tiefen Straßenmorast so ruhig plaudernd zusammen, als hätten sie schon stundenlang so gestanden, ohne Furcht vor mög-

lichen Erkältungen. Im Freien sahen wir die Bauern, wo sie an kleinen Flüssen ankamen, über die kein Steg führte, sich nicht lange besinnen: mit etlichen Kleidungsstücken auf der Schulter gingen sie bis zur Mitte des Leibes durch, und die Frauen folgten leicht, da sie sich gar nicht auszukleiden brauchten. Doch der Schafspelz darf bei alle dem nicht fehlen. Auch die hiesigen Russen scheinen nur partiell zu frieren.

Unter den Kleinrussen sieht man weder die weißen, spitzen Filzmützen der Weißrussen und Smolensker, noch die schwarzen, vielgestaltigen Filzhüte und die viereckigen Tuch- oder Sammetpelzmützen der Großrussen. Die Kleinrussen tragen alle eine fast cylindrische, oben nur schwach erweiterte Mütze von weißgrauem oder schwarzem Schafpelz, die in höherem Grade national zu sein scheint, wie die großrussische Kopfbedeckung, da sie von allen Ständen getragen wird.

Die Kleidung der Kleinrussen scheint im Allgemeinen weniger mannichfach und deshalb charakteristischer, wie die der Moskowiter zu sein. Die Fußbekleidung der Kleinrussen ist gewöhnlich ein kleiner, anschließender Stiefel, der die weiten Beinkleider in sich aufnimmt; dagegen tragen die Großrussen Schuhe von Lindenbast oder einem zusammengeschnürten Stück Leder, und dabei eng umwickelte Beine, oder hohe, weite Juchtenstiefeln, die man unter den Kleinrussen nur sehr selten sieht. Der Rock des Kleinrussen ist auffallend kürzer, als der des Großrussen, und durchgängig von dunkelbrauner Färbung. Im Winter wird meist noch ein weiter Ueberrock über denselben gezogen, oder ein kurzer einfacher Mantel, der bei Städtern mit einem aufrechten Pelzkragen, bei den Landbewohnern aber mit einer Kopfbedeckung von jungen Schaffellen versehen ist, die als Kragen hinten herabhängt. Dies erinnert an die Tracht der wallachischen Hirten und der Slowaken in Ungarn. In Einrichtung und Schnitt der meisten Kleidungsstücke nähert sich der Kleinrusse mehr den übrigen westlichen Slawen, als den Großrussen. Während der Großrusse in jeder Beziehung viel auf äußeren Prunk giebt, aber durch keinerlei Art von Unreinlichkeit sich irritiren läßt, trägt sich der Kleinrusse möglichst reinlich und dabei einfach und anspruchslos.

Ein untrüglicher Unterschied in der Tracht der beiden verwandten Stämme liegt in dem glattrasirten Gesicht der Kleinrussen, in dem nur der schwarze Schnurrbart das Recht hat, unangetastet zu bleiben. Auch würde der schwache dünne Bart der Kleinrussen beim besten Willen nicht die lockige Fülle des großrussischen Barts erreichen. Daher fehlen in Kleinrußland die ehrwürdigen, imponirenden Greisenköpfe Großrußlands durchgehends; doch treten auch eben deßhalb die Gesichtszüge um so viel schärfer hervor. Während der Kopf und der Körper des Moskowiters im Ganzen und in allen einzelnen Theilen möglichst stark nach der Kugelgestalt strebt, sieht man unter den Kosaken und Kleinrussen überall längliche Gesichter mit scharfen Zügen, schmale und spitze Nasen, scharfe Lippen, ein spitzes Kinn und einen schlanken, fast hageren Hals und Körper. Hohe und gebogene Nasen, wie unter den Smolenskern und Weißrussen, sind auch hier Seltenheiten.

Wenn sich der Reinlichkeitssinn der Kleinrussen auch nicht auf ganze Dörfer erstreckt, so sieht man ihn doch an den einzelnen Wohnungen bethätigt. Seit den nördlichen Gegenden von Rußland hatten wir keine so reinlichen Häuser gesehen, wie die der hiesigen Kosaken. Die Blockwände sind an allen kleinrussischen Wohnungen von Innen und Außen mit Lehm beworfen und mit einem weißen Thon überstrichen. Auf diesen weißen Lehmwänden wird keine Spur von Schmutz geduldet, wenn auch der Koth um die Häuser und in den Straßen Fuß tief steht.

Man findet in den Flußniederungen schon einzelne auffallend große Dörfer, wie sie für die eigentliche Ukraine so charakteristisch sind. Die Häuser stehen möglichst frei und regellos umher, und jedes Haus hat seinen Obstgarten mit zahlreichen Aepfel-, Birnen-, Pflaumen- und Kirschbäumen: ein augenscheinlicher Beweis, daß die Dörfer ganz oder größtentheils freien Menschen angehören. Größere Gegensätze zu den Tula'schen Dörfern, in denen alle Häuser an ein und derselben Seite der Straße unter einem einzigen Dache stehen, und ein jedes Dorf nur zwei Häuserreihen und zwei Dächer hat, kann man nirgend auffinden. Vergebens sucht man in den meisten Gegenden von Großrußland, und in allen, in denen durch den Druck der Leibeigenschaft jede freie Strebsamkeit der Bauern mittel-

telbar oder unmittelbar beschränkt ist, eine geregelte Obstcultur. Beim Großrussen vertritt der Kohl und die Rübe durchgängig die Stelle des Obstes, und er ißt beides auch roh aus der Hand, wie man sonst einen Apfel oder eine Birne verzehrt.

Die Stadt Koseletz ist, wie die ganze Gegend, größtentheils von Kosaken bewohnt. Sie haben ihre Nomaden- und Räuberfreiheit aufgegeben, und sich in dem fruchtbaren Lande zu festen Wohnsitzen verstanden. Unter Peter dem Großen wurde ihre Stellung zu Rußland geordnet und gesichert; sie erhielten eine geregelte Verwaltung, wohnten dauernd in ihren Dörfern und Städten, und verpflichteten sich zu bestimmten Kriegsdiensten; sie fingen an, Getreide, Obst, Gemüse und Wein zu bauen, und erhielten dafür das Land zum Eigenthum, und die Zusicherung von vielen Vorrechten und Freiheiten. So wurden diese fruchtbarsten Gegenden Rußlands allmählich auch die bewohntesten und blieben noch großentheils bis auf diesen Augenblick die freiesten. Koseletz legt, wie alle Kosakenstädte, ein offenkundiges Zeugniß von diesen Verhältnissen ab.

Die Stadt zieht sich, ganz im Gebiete der schwarzen Erde gelegen, über drei Werste weit durch die Sumpfniederung des Oster hin. Die äußeren Stadtviertel haben vollkommen den Charakter eines Kosakendorfs: die Obstgärten sind so gedrängt und ausgedehnt, daß man nur selten etliche Dachgiebel zwischen den zahlreichen Bäumen durchblicken sieht. Erst nachdem man durch diese regellosen Garten- und Sumpfstraßen im Mittelpunkte der Stadt angekommen ist, sieht man hier regelrechte, grade Straßen mit kleinen, aber sehr wohnlichen und reinlichen Wohnhäusern besetzt, die selten in Schluß stehen und die Freiheit der Nachbaren nirgend beschränken, und große Plätze mit freundlichen Kirchen, die sämmtlich aus dem vorigen Jahrhunderte herzurühren scheinen. Große Prunkgebäude, wie in groß-russischen Städten, giebt es hier gar nicht; die Häuser scheinen ganz den Bedürfnissen angepaßt, und man glaubt sich schon aus dem bloßen Anblick derselben zu überzeugen, daß sich die Bewohner ganz behaglich in denselben fühlen. Da die Nähe der Desna und des Dniepr hinreichend Holz darbietet, so sind auch die Dächer reichlich und alle gleichförmig gedeckt. Jedes Dach trägt 3 bis 4 Horizontalreihen übereinandergreifender Holzbrettchen, gleichsam riesenmäßige

Dachschindeln; eine Deckart, die auch in Kiew durchgängig angewandt wird, und den reinlichen Wohnungen noch eine erhöhte Zierlichkeit verleiht.

Alle Kirchen sind in einem griechischen, gleichschenkligen Kreuze erbaut, und meist nur mäßig groß und mit einer einzigen, großen Kuppel auf der Mitte des Kreuzes versehen, ähnlich wie die unirten Kirchen in Weißrußland. Die Glockenthürme tragen eine sehr schlanke Nadel. Nur die Kathedrale ist von diesen Kirchen abweichend und eine der auffallendsten, die wir in Südrußland sahen. In Hinsicht der Bauart ist nur zu bedauern, daß die Kirche bis in's Kleinliche durch architektonische Verzierungen überladen ist.

Auf der Mitte des Kreuzes steht der breite Hauptthurm mit drei Kuppeln übereinander; die Seitenflügel zwischen den Armen des griechischen Kreuzschiffes, die bis zum gemeinsamen Dache ansteigen, tragen vier niedrigere Seitenthürme mit doppelter Kuppel. Nur die höchsten, schlanken und starkverjüngten Kuppeln der Thürme sind bauchig glockenförmig; die niedrigern länglich elliptisch. Man scheint die alte Bauart von Tschernigof mit modernen Vorstellungen combinirt zu haben. Die Thürme selber sind mit Doppelreihen von Säulen umgeben, von denen die Kuppel getragen wird, wie sie im vorigen Jahrhundert auch in Moskau häufig angewandt worden. Das Schiff übertrifft die Thürme noch an Buntheit. Die vier Haupt-, wie die Zwischenflügel des Kreuzes haben gebrochene Ecken; daher zählt das Gebäude im Umfange sechszehn vorspringende Ecken an den acht Flügeln und acht einspringende Winkel zwischen denselben. Durch die Strebepfeiler in diesen Winkeln wird die Zahl noch vermehrt. Ueber jedem der vierundzwanzig Fenster in der obern Reihe sieht man drei Sterne, in der untern einen Halbmond glänzen. Denkt man sich außerdem noch, wo die achtundvierzig engen Fenster auf den Wänden noch etliche Fuß breit Raum gelassen haben, allerlei architektonische Verzierungen in verschiedenem Charakter angebracht, und die Portale mit chinesischen Dächern versehen; so bleibt kaum eine Möglichkeit, noch etwas hinzu zu fügen.

Dem Glockenthurm scheint der im Eliaskloster bei Tschernigof bei seiner Entstehung vorgeschwebt zu haben. Auch nähert er sich in der Gestalt und Höhe dem des Kiew'schen Höhlenklosters. Vier

nach oben verjüngte Etagen mit Säulenreihen sind von einer Hauptkuppel überwölbt, über der noch eine schlanke, pyramidale Nadel aufsteigt. Jede einigermaßen bedeutende Stadt scheint mindestens auf einen colossalen Glockenthurm für ihre Kathedrale Anspruch zu machen. Als Muster dienen die in den größeren Städten in der Nähe, deren Elemente, wie die der Kirchen, gewöhnlich moderniſirt auftreten. So ist denn von einem bestimmten Mittelpunkt aus ein allmählicher Fortschritt sichtbar, der selten zum Bessern führt.

Als wir Koseletz verließen, lag ein so dichter Nebel auf der Erde, daß nicht einmal die Spitzen der nahen Bäume sichtbar waren. An den ausgedehnten Knüppeldämmen, über die der Tarantaſe unsanft hinrollte, war jedoch zu ersehen, daß die Sumpfniederungen sich hier bedeutend mehren. Im Zusammenhang mit denselben wird das flache Ackerland ebenfalls von zahlreicheren Gebüschstrecken durchschnitten. Sobald man am linken, niedrigern Ufer der Desna und des Dniepr die sterilen Strecken betritt, die mit Alluvialsand bedeckt sind, sieht man sogar einzeln die schon lange verschwundene Kiefer wieder, die sich am hohen Ufer nirgend zeigt. Durch die Verschiedenheit des Niveaus und der Vegetationsdecke wird ein möglichst verschiedener Charakter beider Flußufer hervorgerufen.

Spät in der Nacht kamen wir unterhalb Kiew am Dniepr an, den wir hier, nach der Aufnahme der Bereſina, der Soſcha, des Prypez und der Desna als einen Riesen wiederfanden. Von der Stadt war gar nichts zu sehen. Vom jenseitigen Ufer her schienen nur einige schwache Lichter durch die Nacht zu uns herüber. Das hohe, steile Weſtufer, an und auf dem die Stadt erbaut ist, sonderte sich scharf, wie eine gleichmäßige, dunkle Bergmasse, vom grauen Himmel ab. Man sollte sich dieser Mutter der russischen Städte nie in der Nacht nähern.

Langsam fahren wir über die schwimmende Dnieprbrücke. Sie scheint kein Ende nehmen zu wollen. Die Brücke ist fester, als die bei Suraſch und Homel; doch sind wir auch schon an das Rauschen der Wellen dicht unter uns und an das Aechzen der schwankenden Bretter und Baumstämme gewöhnt. Am westlichen Brückenkopfe wird unser Paß gefordert. Dann bewegt sich der Tarantaſe durch

eine Sand- und Wasserfläche mühsam den Berg hinan in die Festung. Hier wird zum zweiten mal der Paß gefordert und zurückbehalten; eine Sorgfalt, die auf eine große Stadt und altes Polenland hindeutet. Durch eine lange Reihe von Thoren und Wällen und über tiefe Gräben sind wir endlich in der Stadt, in dem nicht befestigten Theile von Petschersk, angekommen, wo wir in einem der besten Gasthäuser in eiskalten Zimmern ohne Betten uns niederlassen. In einem jeden Dorfe hätten wir in wenigen Minuten mindestens eine warme Stube erhalten; hier mußten wir mit der Wärme warten, bis der Tag anbrach, wo denn auch Baron Meyendorff und Zinovieff von Njeschin ankamen.

Wenn irgend eine russische Stadt den Gang ihres Geschicks zu beklagen hat; so ist es Kiew. Einst wetteiferte sie an Glanz mit Constantinopel, und soll eine halbe Million Einwohner umschlossen haben. Nur ihren alten Umfang hat sie erhalten; aber zwischen den Trümmern ihrer alten Größe hausen jetzt kaum 30000 Menschen.

Das jetzige Kiew besteht aus vier ausgedehnten Städten. Zwei derselben liegen auf der Höhe des rechten Onieprufers, das hier 284 Fuß über den Spiegel des Flusses ansteigt. Die nördliche hohe Stadt ist das eigentliche Kiew; die südliche mit der Festung und dem Höhlenkloster ist Petschersk, nach diesem Höhlenkloster genannt. Ein tiefes Thal, das Taufthal, in dem Wladimir's Machtwort die Russen zur ersten großen, christlichen Taufe versammelte, trennt beide Stadttheile. In der flachen Niederung zwischen den Bergen von Alt-Kiew und dem Dniepr liegt die tiefe Stadt Podol dicht über dem Wasserspiegel. Westlich von beiden hohen Stadttheilen in einem kleinen Seitenthal des Dniepr sieht man das noch im Entstehen begriffene Neu-Kiew oder die Stadt des heiligen Wladimir, die erst unter der Kaiserin Katharina gegründet wurde, und bis jetzt noch weniger zur Verschönerung, als zu einer unzweckmäßigen Erweiterung Kiew's beiträgt.

Nur die Stadt Podol hat dichtgedrängte Häusermassen und regelrechte, grade Straßen, und gewährt von den steilen Abstürzen von der Höhe Alt-Kiew's, von wo man sie mit ihren zahlreichen Kirchen und Klöstern und goldenen Kuppeln ganz übersieht, einen imposanten Anblick. Westlich von der Stadt verläuft nach der Ferne

hin ein blauer Höhenzug, die Fortsetzung des hohen Ufers, auf dem Alt-Kiew liegt. Oestlich von der Stadt durchschneidet der Dniepr, der hier mit Kähnen, Barken und Holzflößen bedeckt ist, in mehreren Armen die Ebene und bildet an vielen Stellen Inseln, die mit niederm Buschwerk bewachsen sind. Die Ostufer des Dniepr, mit dunklen Waldstrecken und Sandflächen bedeckt, steigen langsam an, und erst in der Entfernung von mehreren Werften sieht man wieder flaches, kahles Land. So glaubt man denn noch eine blühende Stadt in einer mannichfach reizenden Gegend vor sich zu haben.

Anders ist der Blick auf Alt-Kiew und Petschersk. An den breiten Straßen und zwischen riesengroßen, öden Plätzen liegen nur selten die Häuser geschlossen, meist unregelmäßig zerstreut, hier ein mächtiger Pallast, und in der Nähe niedrige Hütten. Mitten in den unebenen, hügelig zerrissenen Stadttheilen sieht man ausgedehnte, unbebaute Strecken theils leer und öde, theils mit unregelmäßigen, sich selbst überlassenen Baumanpflanzungen bedeckt, wie mit halbzerstörten Wäldern. Die kampf- und zerstörungslustigen Kriegs- und Raubschaaren der eignen Fürsten, der Tataren und Lithauer, haben so oft in diesen altehrwürdigen Mauern gemordet und gebrannt, daß nur wenige Trümmer der alten Herrlichkeit geblieben sind.

Mitten zwischen den traurigen Andeutungen alter Größe erheben sich noch in altem Glanze die ältesten russischen Nationalheiligthümer, die nicht einmal durch die spätere Blüthe Moskau's verdunkelt worden sind: das Höhlenkloster mit seinen acht glanzvollen Kirchen in der Citadelle von Petschersk, die Kirche der heiligen Sophie mit elf strahlenden Kuppeln auf der Höhe von Alt-Kiew, und in ihrer Nähe noch zahlreiche andere Kirchen und Klöster in mannichfacher Pracht und Gestalt. Sogar, wer die fabelhafte Pracht der Zaarenburg in Moskau kennt, fühlt sich wunderbar überrascht und ergriffen von diesen halb ernsten, halb glänzenden Gruppen und Formen, die mit ihren goldenen Häuptern, wie eine Versammlung von Heiligen, gerettet zwischen den Trümmern einer untergegangenen Welt dastehen.

Kiew ist mit aller seiner Pracht und seinen Schätzen wiederholt

bis in den Grund vernichtet. Alle seine weltliche Herrlichkeit ist verschwunden; nur ein einziges der alten Fürstengräber, und nur unter dem Schutze der heiligen Sophie, ist bis auf diesen Tag erhalten, und ein Rest der goldenen Pforte. Einzelne Punkte der oft mit Blut getränkten Hügel sind von späteren Jahrhunderten wieder überbaut, ohne daß man die Stätte kennt, wo die alten Palläste standen oder auch nur eine Erinnerung an die alten Zeiten und Herrscher hätte festhalten können. Auch die alten Kirchen sind theilweise bis auf den Grund zerstört, theilweise bis auf das Mauerwerk niedergebrannt worden. Aber immer neu und prachtvoll sind sie wieder aus der Asche entstanden, gleichsam ein Symbol des Unvergänglichen mitten in einer wandelbaren Umgebung. Und so stehen sie jetzt noch allein da, als Zeugen der Vergangenheit, als eine ernste Warnung der Geschichte, und mögen in diesem Sinne in den Augen des frommen Russen einen erhöhten Werth erhalten.

Der Ursprung der Stadt Kiew, des Ursitzes der russischen Macht und des ersten Christenthums in Rußland, ist nicht mit Sicherheit anzugeben. Um die Mitte des 9ten Jahrhunderts beginnt mit ihren bedeutsameren Schicksalen die Geschichte Rußlands. Als Rurik sich im Jahr 862 mit seinen nordischen Kriegern in der Gegend von Nowgorod festgesetzt hatte, zogen zwei seiner Landsleute, Askold und Dir, auf Constantinopel zu, um ihr Glück zu versuchen, bemächtigten sich aber unterwegs zuerst der Stadt Kiew, die den Chasaren Tribut entrichtete, zogen noch viele Waräger-Russen von ihren Landsleuten aus Nowgorod an sich, fingen an, hier als Fürsten zu herrschen, und zogen dann zum Kampfe mit dem griechischen Kaiserthum aus. Nur kümmerliche Ueberreste der kühnen Nordländer kehrten nach Kiew zurück, und mit ihnen eine Neigung für das Christenthum, mit dem sie auf ihrem Raubzuge in Berührung gekommen waren (Kar. I. 96). Ein Hirtenbrief des Patriarchen Photius vom Jahr 866 erklärt die Russen schon für Bekenner des Christenthums.

Nachdem Rurik in Nowgorod im Jahr 879 gestorben war, zog sein Nachfolger Oleg nach den Dnieprgegenden, bemächtigte sich der beiden Brüder Askold und Dir durch List, ließ sie tödten und zog als Eroberer in die Stadt ein, die von dieser Zeit an der Sitz der

russischen Großfürsten wurde (Kar. I. 101). Oleg und sein Nachfolger Igor, der Sohn Rurik's, duldete das Christenthum, obwohl Beide Constantinopel mit Krieg überzogen. Erst die Gemahlin Igor's, die Großfürstin Olga, zog in Frieden nach Constantinopel und ließ sich dort im Jahr 955 taufen (Kar. I. 136); doch ihr kriegerischer Sohn Swätoslaw hielt noch an den slavischen Götzen Perun und Woloß fest (Kar. I. 155).

Auch der heilige apostelgleiche Großfürst Wladimir bestieg den Thron im Jahr 980 als Heide, nachdem er seinen Bruder Jaropolk durch Meuchelmord von demselben entfernt hatte. Das Christenthum schien in großer Gefahr; denn Wladimir ließ ein neues Götzenbild von Perun anfertigen und vor seiner Burg auf einem Hügel aufstellen, und demselben nicht allein Thiere, sondern auch Kriegsgefangene und Kinder opfern (Kar. I. 164). Auch im Uebrigen war sein Leben noch wenig apostelgleich, da er außer vier rechtmäßigen Frauen in Kiew noch 300 andere in Wyschegorod, 300 in Bjelgorod und 200 in Berestow in der Nähe von Kiew hielt.

Erst als der Großfürst die griechische und christliche Stadt Cherson durch List erobert hatte, verstand er sich, nach vorgeschriebener Bedingung, zur Taufe, um die Schwester des Kaisers, Anna, zur Gemahlin zu erhalten (Kar. I. 174).

Mit diesem Schritt war das Christenthum im ganzen Großfürstenthum eingeführt. Wladimir nahm von Cherson Priester nach Kiew mit, ließ sich vom Cherson'schen Metropoliten in den Geheimnissen des Christenthums und, was fast noch erbaulicher und nothwendiger scheinen konnte, in der Sittenlehre unterrichten, und eilte, das Volk seiner Hauptstadt »durch die Taufe zu erleuchten«. Perun wurde an den Schweif eines Pferdes gebunden, mit Keulen geschlagen und in den Dniepr gestürzt; fürstliche Soldaten stießen ihn vom Ufer ab, damit die Heiden ihn nicht herauszögen. Erst unterhalb der Wasserfälle wurde er wieder an's Ufer geworfen; das erstaunte Volk vergoß Thränen, wagte es aber nicht, seine Götter zu vertheidigen. Wladimir befahl, daß andern Tages alles Volk, Herren und Knechte, Reiche und Arme, zur Taufe erschien. Und das Volk strömte in dichten Haufen an das Ufer, in der natürlichen Voraussetzung, »der neue Glaube müsse heilig und weise sein, da der

Fürst ihn dem Glauben seiner Väter vorgezogen habe«. Auf ein gegebenes Zeichen ging eine unzählige Volksmenge in den Fluß; die Großen standen bis an Brust und Hals im Wasser; Väter und Mütter hielten ihre Kinder auf dem Arme; die Priester lasen die Taufgebete ab; Wladimir sprach selber mit freudigem Entzücken, die Blicke gen Himmel gerichtet, mit lauter Stimme ein Gebet: und das ganze Volk war wie Ein Christ (Kar. I. 176). An diesem großen Tage, sagt der Annalist, feierte Himmel und Erde.

Zur weiteren Verbreitung des Christenthums wandte Wladimir keine Gewalt an. »Er wollte, wie es scheint, keinen Gewissenszwang erlauben« (Kar. I. 177). Auch konnte das, nach dem Erfolg in Kiew, nur unnütz erscheinen; obwohl noch in einigen russischen Ländern das Heidenthum bis zum 12ten Jahrhundert bestand. Wo Perun gestanden, erbaute der Großfürst dem heiligen Basilius eine hölzerne Kirche, und ließ Baumeister aus Constantinopel kommen, um dem Namen der Mutter Gottes 989 eine steinerne Kirche zu errichten, an der Stelle, wo die zwei christlichen Waräger, Feodor und Iwan, Vater und Sohn, von denen der letztere als Dankopfer für Wladimir's Siege dem Perun hatte geopfert werden sollen, unter Wladimir's Augen von den Kiewern als Märtyrer erschlagen worden waren. Es war dies die Zehntkirche, die älteste Steinkirche Kiew's, in der Wladimir's Gebeine 1015 bestattet wurden. Die russische Kirche sprach den mächtigen Großfürsten heilig, und noch wallfahrten alljährig Tausende zu seinem Haupte, das in der Kirche zur Himmelfahrt Mariä im Höhlenkloster ausgestellt ist, und durch das ewige Licht einer goldenen Ampel beleuchtet wird, die Katharina II. in gläubig frommem Sinn hier dem ihr an Geist und Neigungen so ähnlichen Lieblingsheiligen anbringen ließ.

Wenige Jahre nach der Bekehrung Kiew's waren schon Bisthümer in Nowgorod und Rostow angeordnet; so entwickelte sich das Christenthum im Stillen ruhig weiter, während das mit dreifachem Brudermord belastete Ungeheuer, Swätopolk, auf dem geraubten Thron saß, und sich nur dadurch Verdienste um die Kirche erwarb, daß er wider Willen die Zahl der Heiligen durch seine zwei gemordeten Brüder Boris und Gleb vermehrte.

In die fünfunddreißigjährige Regierung Jaroslaw's I., des Soh-

nes Wladimir's des Heiligen, fällt die Gründung der ältesten, noch erhaltenen Kirche und einiger Klöster Kiew's. Nach einem Siege über die Petschenegen vor den Thoren Kiew's gründete er im Jahr 1037 die Metropolkirche zur heiligen Sophie, umgab Kiew mit einer steinernen Mauer, von der die goldene Pforte noch erhalten ist, und errichtete die Klöster des heiligen Georg und der heiligen Irene (Kar. II. 21). Sein Eifer für das Christenthum geht schon daraus hervor, daß er die Gebeine seiner im Heidenthum verstorbenen Oheime, Oleg und Jaropolk, wieder ausgraben und taufen ließ (Kar. II. 31). Auch ließ er griechische Sänger nach Rußland kommen, um einen harmonischen Kirchengesang einzuführen. Seine Gebeine wurden in der Kirche der heiligen Sophie beigesetzt, wo man sein Grab noch sieht.

Jaroslaw's Sohn Isiaslaw wurde der Gründer des berühmten Kiew'schen Höhlenklosters, dessen erste prachtvolle Kirche durch Künstler aus Byzanz aufgeführt und ausgeschmückt wurde. Durch ihn wurde die russische Kirche abhängig von der griechischen gemacht, indem er dem Patriarchen in Constantinopel das Recht zugestand, die Metropoliten in Kiew einzusetzen. Bürgerkriege und wiederholte Einfälle der Polen, mit denen die eigenen, feindlich gesinnten Fürsten im Bunde standen, fingen schon an, Kiew's Untergang vorzubereiten. Doch sehen wir unter seinem Sohne Swiatopolk noch zu Ende des 11ten Jahrhunderts die Kirche des heiligen Michail entstehen (Kar. II. 118).

Die Einfälle und Raub- und Mordzüge der Polowzer, die Schandthaten der eigenen Fürsten, die mit Waffengewalt, List, Treulosigkeit und Verrath gegen einander wütheten, vereint mit den Kriegen der Polen, Böhmen und Ungarn, vollendeten allmählich den Verfall des Großfürstenthums, den nicht einmal der heldenmüthige Wladimir Monomach, der mächtige Isiaslaw Mstislawitsch und der thätige Juri Dolgoruki hemmen konnte. Nachdem Krieg und Aufruhr wiederholt die Fackel der Verwüstung durch Kiew getragen, und die Stadt jedesmal kaum Zeit gewonnen hatte, sich auf Augenblicke wieder zu erholen, nachdem alle Theilfürsten von Kiew abgefallen waren, blieb der ehrwürdige Sitz des Großfürstenthums nur noch ein Schatten seiner alten Macht. Als nun auch noch Roman, der Sohn des

letzten Kiew'schen Großfürsten Mstislaw Isiaslawitsch, das Gebiet einiger Theilfürsten verheerte, stellte Andreas von Susdal, der Sohn Dolgoruki's, sich an die Spitze von elf Fürsten und nahm im Jahr 1169 die Stadt zum erstenmal mit Waffengewalt. Die Sieger vergaßen, daß sie Russen waren, raubten und plünderten drei Tage in der Stadt, in den Häusern, Kirchen und Klöstern, und führten alle Schätze und Heiligthümer der Sophien- und Zehntkirche mit sich weg (Kar. II. 267).

So fiel die Stadt durch eigener Fürsten Hand. Andreas nahm auf immer die Krone von ihrem Haupt und verlegte den Sitz der Großfürsten nach dem neu aufblühenden Wladimir an der Kliasma im susdalschen Lande.

Unter fortdauernden Bürgerkriegen kam Kiew unter die Herrschaft der Fürsten von Galitzsch. Während der mächtige Roman zum Schutz des griechischen Kaiserthums gegen die Polowzer auszog, fielen die Fürsten von Tschernigof, mit den Polowzern im Bunde, 1204 in Kiew ein, und wütheten noch furchtbarer in der Stadt, wie früher Andreas (Kar. III. 89). In demselben Jahre wurde auch Constantinopel von den Kreuzfahrern erobert, und der Hauptsitz des griechischen Patriarchen, an dem die russischen Metropoliten, ungeachtet der frommen Hirtenermahnungen des Papstes Innocenz III., festhielten, nach Nicäa verlegt.

Doch diese Verwüstungen schienen nur ein Vorspiel zu der gänzlichen Zerstörung Kiew's durch neue Feinde, durch die Mongolen, die schon im Jahr 1224 an der Kalka den heldenmüthigen Fürsten Kiew's, Mstislaw Romanowitsch, nach tapferer Gegenwehr wortbrüchig ermordeten und sein Heer vernichteten.

Im Jahr 1240 standen die Mongolen unter Baty zum zweitenmal im südlichen Rußland und vor den Mauern Kiew's. Die um die Stadt kämpfenden Fürsten flohen und überließen die Vertheidigung dem Bojaren Dmitri. Die Mauern der Stadt fielen im Sturm, und die Vertheidiger zogen sich nach einem verzweifelten Kampfe in die Zehntkirche zurück, die auch bald der rohen Uebermacht erlag. Die Mongolen feierten ihren Sieg tagelang durch Mord und alle Gräuel der Zerstörung. Das alte Kiew verschwand auf immer. Diese Mutter der russischen Städte und Civilisation lag

noch im 15ten Jahrhundert in Trümmern. Baty schonte selbst der Gräber nicht, und die rohen Fremdlinge traten die Schädel der alten Fürsten mit Füßen. Nur Jaroslaw's Grab blieb übrig. Die Zehntkirche aber mit dem Grabe Wladimir's wurde bis auf den Grund zerstört, und das Höhlenkloster, aus dem nur einige Mönche den Mordschwerten Baty's entgingen, hatte dasselbe Schicksal (Kar. IV. 10).

Die Mongolen scheinen sich nun um das Schicksal der zerstörten Stadt nicht weiter bekümmert zu haben, und sie fiel wieder russischen Fürsten in die Hände, bis zu Anfang des 14ten Jahrhunderts sich Gedimin, der Großfürst von Lithauen, ihrer bemächtigte, und die Kiew'schen Fürsten von sich abhängig machte. Von hier an finden wir die Stadt und das Fürstenthum, wie das übrige westliche Rußland, den Einflüssen der Lithauer und Polen geöffnet, die hier mit mehr Milde zu herrschen scheinen, wie früher die unabhängigen russischen Fürsten. Kiew wurde erst 1667 durch den Frieden von Andrussof wieder mit Rußland vereint, und der übrige Theil des alten Großfürstenthums blieb noch mit Polen verbunden bis zum Jahr 1793.

In diesen Andeutungen liegt ein Aufschluß über den Ursprung und die späteren Schicksale der russischen Kirchen, aus dem allein ihre Form begriffen werden kann. Wie die Religion, so erhielten die Russen auch die Idee zu ihren Kirchen und ihre Baumeister von Constantinopel. So sind denn auch alle ursprünglichen Elemente der altrussischen Kirchen byzantinisch, und die Kirchen starre Nachahmungen der griechischen; doch nur wenige dieser ursprünglichen Bauten sind bis auf unsere Zeiten gekommen. Von den vierhundert Kirchen, die Kiew in seiner Blüthenzeit besessen haben soll, sind kaum mehr als Reste dreier vorhanden. Baty vernichtete die meisten Kirchen bis auf den Grund, von einigen blieb nur das Mauerwerk stehen, und erst unter der Herrschaft der Lithauer und Polen scheinen die alten Heiligthümer wieder hergestellt, und es bleibt unsicher und sogar unwahrscheinlich, ob ganz im alten Styl. In den Zeiten der Unterwerfung des übrigen Rußlands unter die Herrschaft der Mongolen scheinen auch fremde Einflüsse auf den Kirchenbau eingewirkt zu haben, und so bleibt es unsicher, ob irgend eine der jetzigen rus-

fischen Kirchen noch unverändert den Styl der ältesten darstellt. Lithauisch-polnische Einflüsse im Westen und mongolische im Innern von Rußland sind mit der alten Bauart zu einem bunten Ganzen verschmolzen.

Die alten Kirchen Kiew's tragen, von den Thürmen und Kuppeln abgesehen, noch die Zeichen einer allmählichen Veränderung an sich. Das ursprüngliche Gebäude hat man nach den Bedürfnissen der Zeit seitwärts durch Anbau erweitert. Das ursprüngliche Schiff ist quadratisch und mit vier Thürmen auf den Ecken des Quadrats versehen, zwischen denen sich der Mittelthurm erhebt. Dieser Anordnung mindestens läßt sich die Ursprünglichkeit nicht abläugnen, und sie ist durch alle späteren Jahrhunderte in den russischen Kirchen erhalten. Die Erweiterung der Kirchen geschieht dadurch, daß das ursprüngliche Quadrat von einem andern umschlossen wird, mit dem es die östliche Wand gemein hat. Auch der Haupteingang im Westen bleibt meist der ursprüngliche, so daß das spätere Quadrat, an der Portalseite in der Mitte unterbrochen, mit zwei Flügeln über das ursprüngliche Portal vorsteht. Dies zweite Quadrat kann sogar von einem dritten und vierten umschlossen werden. Das äußerste dieser Quadrate erhält zwei Seitenthürme, die mit dem ursprünglichen Mittelthurm in der Richtung von Norden nach Süden in einer Linie stehen, oder doch symmetrisch um die Mittellinie in der Richtung von Westen nach Osten. Das Zwischenquadrat wird, wie das ursprüngliche, mit vier Winkelthürmen überbaut. Auch in dieser Beziehung sind die Kiew'schen Kirchen wesentlich von den moskowitischen verschieden.

Die älteste der noch erhaltenen Kirchen ist die der heiligen Sophie auf der Höhe von Alt-Kiew, von Jaroslaw 1037 erbaut. (S. Taf. XVIII.) Sie scheint von jeher als die bedeutendste Kiew's gegolten zu haben. In ihr wurden von Jaroslaw an die Großfürsten und Fürsten beigesetzt, wie Wsewolod, Wladimir Monomach und Wätscheslaw (Kar. II. 30. 82. 131. 225), und in ihrer Nähe die öffentlichen Volksversammlungen abgehalten (Kar. II. 185). Sie spielte im alten Großfürstenthum Kiew die Rolle, die später im Zaarenreich die Himmelfahrtskirche im Kreml übernahm. Und dennoch fiel die Kirche durch die Ruchlosigkeit der eigenen Fürsten.

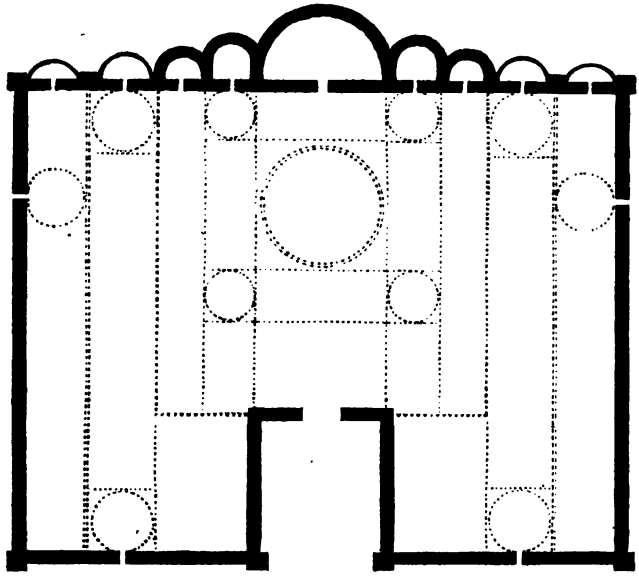
Andreas Bogolubski, dessen Religionseifer die russische Geschichte preiset, war der erste, der sie im Jahr 1169 ihrer Kostbarkeiten beraubte. Wenn wir im Jahr 1204 den ehrwürdigen Tempel von der Hand eigener Fürsten zerstört sehen; so darf uns die Barbarei Baty's, die nur 36 Jahre später auf's Neue die Kirche verwüstete, kaum mehr wundern (Kar. III. 98. IV. 10). War es doch im Jahr 1482 wieder der Großfürst Iwan III. Wassiliewitsch, der den Chan der Krym, Mengli-Ghirei, bewog, die Stadt Kiew zu verheeren, und die Sophienkirche ihrer heiligen Gefäße zu berauben (Kar. VI. 135). Die Geschichte der Sophienkirche ist ein ergreifender Beleg zu der Ueberzeugung, daß die russischen Fürsten von Alters her sich fast nur von ihrer Barbarei und Herrschsucht leiten ließen, und die Religion sich kaum als untergeordnetes Motiv ihren Handlungen unterlegen läßt.

Unter so bewandten Zeitverhältnissen ist es kaum zu begreifen, daß noch irgend ein Theil des alten Bauwerks auf unsere Zeiten gekommen ist. Doch daran läßt sich nicht wohl zweifeln, und man unterscheidet sogar leicht die älteren Theile im Innern von den umschließenden späteren.

Die ursprüngliche Kirche scheint ungefähr in dem Styl erbaut, in dem die nur 13 Jahre ältere Christuskathedrale in Tschernigof aufgeführt ist. Der Hauptthurm steht über der Mitte des ursprünglichen Schiffs, und vier Seitenthürme, die von den übrigen Thürmen bedeutend abweichen, bezeichnen die vier Ecken des quadratischen Grundrisses. Wie in Tschernigof sind die Seitenschiffe unter diesen kleinen Eckthürmen durch Arkaden vom gesammten Schiffsraum abgesondert. Dem Mittelschiff entspricht die Hauptkapelle an der Ostseite, und die abgetrennten Seitenschiffe führen zu den beiden anliegenden nächsten Seitenkapellen. In der südlichen Wand der nördlich gelegenen Seitenkapelle ist das Grabmal Jaroslaw's I., theilweise von der Mauer der Kapelle umschlossen, verziert mit halberhoben in den weißen Marmor ausgehauenen Figuren, Thieren und Pflanzen, Vögeln, Fischen und Bäumen, alle einfach und roh, wie die Steinmosaik, mit der der Boden bedeckt gewesen ist, und von der noch etliche Platten an den Wänden, wie verloren, umherstehen. Das Grab scheint noch an der ursprünglichen Stelle,

und dieser mittlere Theil der Kirchen ist wohl sicher wenig Veränderungen unterworfen gewesen und den wiederholten Zerstörungen der Russen und Tataren entgangen.

Ein zweites Quadrat, nur unbedeutend in der Bauart vom ersteren abweichend, und ohne Thürme oder Kuppeln, fügt zu der Kirche jederseits ein neues Seitenschiff hinzu, dem sich an der östlichen Wand die beiden folgenden, fast die ganze Höhe der Wand umfassenden, äußeren Seitenkapellen anschließen.



Beide werden von einem dritten, bedeutender abweichenden Quadrate umschlossen, dessen Ecken durch vier größere Thürme mit glockenförmigen Kuppeln bezeichnet sind, unter denen jederseits wieder ein neues Seitenschiff den vorhergehenden sich anreiht. Die kleinen, nach der Mitte gelegenen Kapellen an der östlichen Wand, die diesen Seitenschiffen entsprechen, erheben sich kaum bis zum vierten Theil der Höhe des Hauptschiffs, und scheinen noch später hinzugebaut.

Mit diesen drei Seitenschiffen und Arkadenreihen jederseits, die

durch mächtige, aber plumpe und rohe Säulen und Pfeiler getragen werden, und den neun Thürmen über denselben, in denen schon Andeutungen einer allmählich fortschreitenden Erweiterung hervortreten, scheint zu bestimmter Zeit die Kirche abgeschlossen gewesen zu sein. Sie umfassen auch jetzt noch den ununterbrochen mit dem Hauptschiff zusammenhängenden Kirchenraum, der nach Norden und Süden vom umgebenden Theil des Gebäudes abgeschlossen ist.

Die letzte Umschließung des früheren Gebäudes, durch die die äußersten Seitenschiffe nach Norden und Süden, die den äußeren, kleinen Kapellen an der Ostseite entsprechen, hinzugefügt werden, weicht am auffallendsten von den innern Theilen der Kirche ab. Ueber diesen äußersten, vom innern Schiffsraum abgeschlossenen Seitenschiffen erheben sich die beiden letzten Seitenthürme nach Norden und Süden in der für die alte Bauart Kiew's charakteristischen Stellung. Strebepfeiler und andere Stützen ohne Ordnung und Geschmack hat man später nach eintretendem Bedürfniß hinzugefügt und dadurch dies Gebäude mannichfach entstellt.

Während in angedeuteter Weise sich das Gebäude von der Mitte aus über den ursprünglichen Plan hinaus nach Norden, Süden und Westen allmählich erweitert, entstehen, besonders im Innern, Mißverhältnisse mannichfacher Art. Wer auch beim ersten Anblick von außen sich durch die vielen vielgestaltigen Thürme, Kuppeln und Kapellen abhalten läßt, diese Mißverhältnisse in den Dimensionen des Schiffs zu beachten, der müßte doch durch einen unangenehmen Eindruck darauf hingewiesen werden, sobald er das Innere der Kirche betritt. Die Seitenschiffe sind dadurch, daß, wie in Tschernigof, Seitenchöre für die Frauen in der obern Hälfte derselben abgegränzt sind, so niedrig, daß sie drückend erscheinen, und der Aufenthalt in denselben unheimlich wird. Dieses Gefühl wird kaum gehoben durch den Eintritt in das Hauptschiff, obwohl es höher ist, als die Seitenschiffe; die Breite desselben ist so unbedeutend gegen die der ganzen Kirche, daß es nur wie ein enger, gewölbter Gang erscheint. Da die äußeren Seitenschiffe ganz vom übrigen Kirchenraum abgeschlossen sind, und alle drei folgenden jederseits von oben kein Licht erhalten, so herrscht bei der hellsten Tagesbeleuchtung eine intensive Dämmerung in der ganzen Kirche. Und auch dieser Mangel an

Licht wird noch fühlbarer dadurch, daß die Wände und Decken im Innern während einer Reihe von Jahrhunderten die dunkele Färbung einer Rauchkammer angenommen haben.

Wollte man aus den rohen Steinarbeiten an dieser Kirche, aus der unbeabsichtigten, jedoch theilweise durch spätere Veränderungen hervorgerufenen Unregelmäßigkeit der Wände, Pfeiler und Gewölbe auf das Alter der Kirche schließen, so müßte man sie für viel älter halten, als die Christuskathedrale in Tschernigof. Letztere ist unverhältnißmäßig geschmackvoller und regelrechter im Innern durchgeführt. Doch ist hier der Ursprung historisch sicher festgestellt, und die Baukunst scheint schon in den wenigen Jahren, die zwischen beiden Kirchen liegen, Rückschritte gemacht zu haben.

Mehr durch ihr Alter als durch ihre Schönheit kann die eigenthümliche Mosaik, mit der die Decke des Hauptschiffs vor dem Ikonostas und die der Mittelkapelle hinter demselben geziert ist, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Diese Mosaikgemälde sind durch runde Platten von etlichen Linien Durchmesser hervorgebracht, die wie Nägel in der Decke des Gewölkes befestigt sind und nur mit der breiten, runden Fläche hervorragen. Der Grund der Gemälde, nebst den goldenen Gewändern und Heiligenscheinen ist durch Goldnägel hergestellt; das übrige farbig. Die Zeichnung der Figuren ist streng byzantinisch, und in den Köpfen liegt der Ausdruck einer matten, stier hinbrütenden Frömmigkeit, von dem man sich beim Anblick der altrussischen Freskobilder sehr bald gesättigt fühlt. Nur in der Kapelle sind diese Mosaikgemälde noch in vollem Glanz und unversehrt erhalten; die an der Decke des Hauptschiffs vor dem Ikonostas sind durch die Mongolen unter Baty zerstört.

Auch in der theilweisen Erhaltung dieser Mosaik liegt der sichere Beweis, daß das Mauerwerk der Kirche sich ungeachtet der wiederholten Zerstörungen und Plünderungen wesentlich unverändert erhalten hat. Denn diese Mosaikgemälde rühren noch aus der Zeit der ersten Gründung durch Jaroslaw her. (Kar. II. 21.)

Weniger sicher scheint es, daß auch die Thürme und Kuppeln in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten seien. Sicher aber scheinen sie mit den Kuppeln auf den alten Kirchen Tschernigofs ein und derselben Zeit anzugehören. Ueber den breiten, glockenförmigen, mit gol-

denen Sternen besäeten Kuppeln der zehn Seitenthürme sind noch hohe, bauchig erweiterte Schlußkuppeln angebracht. Der Hauptthurm, in dessen breiter, goldener Hauptkuppel sich die Kanten des Thurmes fortsetzen, hat jedoch nur zwei Kuppeln, wie die Seitenthürme. Ist in diesen, von der großrussischen, unter der Tatarenherrschaft auftretenden Zwiebelkuppel so abweichenden Glockenkuppeln nicht die ursprüngliche russische Kuppelgestalt erhalten; so hätte man den Ursprung derselben wahrscheinlich unter der Herrschaft der Lithauer zu suchen: eine Frage, die früher oder später russische Alterthumsforscher wohl zur Entscheidung führen werden.

Die Kirche steht auf einem grünen Platze, der rings mit einer hohen Mauer umschlossen ist. Der Eingang zu demselben ist im Glockenthurme, südöstlich von der Kirche. Auch der Glockenthurm ist in älterem Styl erbaut, obwohl er bedeutend jünger scheint, als der mittlere Theil der Kirche. Auf drei nach oben verjüngten Etagen erhebt sich eine schlanke, ziemlich hohe Nadel; noch nirgend ist eine Spur der Säulenreihen angedeutet, mit denen man die jüngeren Glockenthürme zwecklos umgeben hat. Der Platz, auf dem die Kirche steht, ist mit geistlichen Gebäuden umgeben. Westlich von demselben liegt der Pallast des Metropoliten von Kiew, des ältesten Rußlands, ebenfalls ein Bauwerk älterer Zeiten. Nach Norden hin sieht man das zugehörige Priesterseminar. Die Umgebung der Kirche ruft den Eindruck einer fast mehr als klösterlichen Abgeschiedenheit hervor.

Die Kirche des heiligen Michail (S. Taf. XIX.) in der Nähe der Sophienkirche ist wenig über ein halbes Jahrhundert jünger, als die erwähnte. Sie wurde vom Großfürsten Swätopolk gegründet, der zwischen 1093 und 1112 in Kiew regierte, und dessen Gebeine auch in ihr zur Ruhe gebracht wurden. (Kar. II. 118.) Der Schutzheilige der Kirche ist wahrscheinlich der erste Metropolit Kiews, dessen Reliquien im Höhlenkloster aufbewahrt werden. (Kar. I. 372.) Die Kirche besitzt die Reliquien der heiligen Barbara, die von Swätopolks Gemahlin Barbara, der Tochter des griechischen Kaisers Alexis, im Jahr 1100 mit von Constantinopel gebracht wurden. Vor den Tataren verheimlicht, wurden sie vom Metropoliten Mohila im 17ten Jahrhundert wieder aufgefunden, und der Verehrung bloß gestellt (Str. R. K. p. 124).

XIX.

In dieser Kirche zeigt sich die Bauart der alt-kiewschen Kirchen und die Anordnung der inneren Kirchenräume und der Thürme in der einfachsten Gestalt. Das Hauptschiff ist mit zwei Seitenschiffen jederseits umgeben, von denen nur das eingeschlossene, nach Innen gelegene, ursprünglich beabsichtigt scheint. Auch hier ist das ursprüngliche Mittelgebäude mit der Hauptkuppel und den vier im Kreuz stehenden Seitenkuppeln deutlich in der Bauart von den später angebauten Seitenschiffen mit den beiden symmetrisch um den Hauptthurm gestellten Seitenthürmen zu unterscheiden.

Auch die Kapellen der Ostseite zeigen eine entsprechende Verschiedenheit der Formen, die sich allein schon an den Fenstern ausspricht. Plumpe Strebepfeiler stützen die Seitenschiffe nach Norden und Süden und das ganze Gebäude nach Westen. Zwischen denen der Seitenschiffe sind niedrige Kapellen angebracht. Die gebrochenen Kuppeln auf allen Seitenthürmen und dem nach Nordwest stehenden Glockenthurm sind wesentlich von denen der heiligen Sophie und des Höhlenklosters abweichend, und zeigen die Gestalt der Kuppeln auf einigen Kirchen in Kaluga.

Dem Alter nach fällt die Hauptkirche des Höhlenklosters zwischen die beiden vorhergenannten Kirchen. Sie wurde von Isiaslaw gegründet im Jahre 1055. Viele Fürsten und Bojaren trugen zur reichen Ausstattung der Kirche bei, und der Bruder des Großfürsten, Swätoslaw von Tschernigof, rief Künstler und Bauverständige dazu aus Konstantinopel herbei und half eigenhändig am Fundamente graben. (Kar. II. 99. 100.) Die Kirche wurde bald die reichste Rußlands. Noch bewahrt man in ihr eine der bedeutendsten russischen Reliquien, das Haupt des heiligen Wladimir. Die goldenen Kuppeln überstrahlen am Glanz die der heiligen Sophie, denen sie in der Form sehr nahe stehen. Die beiden außer den fünf normalen Thürmen vorhandenen Nebenthürme sind in der Richtung der Mittellinie angebracht. Das Schiff trägt Spuren mannichfacher Zerstörungen an sich, und die Erneuerungen der späteren Zeiten sind keineswegs an Schönheit den ursprünglichen Formen gleichzustellen.

Das Schicksal der Kirche steht in genauem Zusammenhange mit dem des merkwürdigen Klosters, des bedeutsamsten Rußlands, aus dem sich das Christenthum allmählich über ganz Rußland verbreitete.

Der Ursprung des Klosters, das noch jetzt acht prachtvolle Kirchen über der Erde zählt, fällt unter die Regierung Jaroslaw's. Hilarion, ein Geistlicher in Berestow, grub sich in einem finstern Walde am Ufer des Dniepr eine Höhle, um hier in der Einsamkeit zu beten. Als Jaroslaw ihn 1051, unabhängig von Konstantinopel, zum Metropoliten einsetzte, blieb die Höhle leer. Doch kurz nachher ließ sich der russische Mönch Anton, der auf dem Berge Athos die Tonsur erhalten hatte, in ihr nieder, und lebte hier als Einsiedler, da ihm das russische Klosterleben nicht gefiel. Das Gerücht von seiner Frömmigkeit versammelte viele andere Fromme um ihn, von denen er einige zu Mönchen weihte. Die zwölf ersten gruben hier eine unterirdische Kirche und Zellen für sich aus. Als ihre Zahl rasch wuchs, schenkte der Großfürst Isiaslaw ihnen den ganzen Berg über den Höhlen, auf dem sie die große Kirche anlegten, die bald von allen Mächtigen und Frommen so reich ausgestattet wurde. Anton übergab das Kloster dem Abt Warlam, dem Sohne eines angesehenen Bojaren, den er selber zum Mönch eingekleidet hatte, und zog sich in seine Zelle zurück, aus der der mißtrauische Großfürst Isiaslaw, der ihn für einen Anhänger seines Gegners Wseslaw hielt, ihn vertreiben ließ. In die Zeit dieser Flucht fällt die Gründung des Eliasklosters bei Tschernigof. Doch bald kehrte Anton wieder in seine Höhle zurück, in der er vierzig Jahre lang bis an sein Ende lebte, und das Kloster noch in seiner größten Blüthe sah (Kar. II. 71).

Der zweite Abt des Klosters, der heilige Theodosius, gab dem Kloster eine feste Ordensregel, die später in allen russischen Klöstern eingeführt wurde, und die er dem Seminaristen-Kloster in Konstantinopel entlehnte. Die Gebeine dieses Heiligen, die anfangs in der Höhle lagen, wurden im Jahr 1093 von Nestor, dem Chronisten und Mönche des Klosters, aufgenommen, und in Begleitung vieler Bischöfe, Aebte und Mönche in der Klosterkirche beigesetzt (Str. p. 121).

Um diese Zeit fingen die Mönche schon an, in die Welt zu gehen, und die Heiden zu bekehren, und Viele erwarben sich die Märtyrerkrone, wie der heilige Leontius in Rostow (Kar. II. 73). Viele Fürsten und Vornehme entsagten der Welt und traten in's Höhlenkloster ein, wie der Fürst Swiatoscha von Tschernigof, der anfangs Knecht und Thürhüter hier war, und sein Vermögen zur Stiftung der Bi-

bliothek verwandte und den Armen schenkte (Kar. II. 119). Der Großfürst Rostislaw ließ sich nur durch den Abt Polycarp bestimmen, nicht in's Kloster einzutreten (Kar. II. 257). Swätopolk Isiaslawitsch zog nie in den Krieg aus, ohne sich auf dem Grabe des heiligen Theodosius den Segen geholt zu haben (Kar. II. 117). Sogar den Todten wurde es als hohe Ehre angerechnet, wenn sie in den Katakomben des Klosters aufgenommen wurden, wie der heilige Niphont von Nowgorod, und der Bischof Simon und Dionys von Susdal (Str. p. 147. 231. 229. 374).

Das Kloster erhob sich in weniger als einem Jahrhunderte zu einem Glanze und einer Bedeutung, in denen kaum das spätere Sergiuskloster bei Moskau ihm an die Seite zu stellen ist.

Doch war es nicht blos eine Pflanzschule für russische Apostel, und eine Zuflucht für fromme Gemüther, die mit der Welt abgerechnet hatten. Es wurde auch der Sitz der Wissenschaften und Künste im älteren Rußland. Viele Namen, die in dieser Beziehung das Kloster zieren, sind für immer der Nachwelt erhalten. Unter allen oben an zu nennen ist der Mönch Nestor, der älteste Chronist Rußlands, aus dem 11ten Jahrhundert. Er sah noch mit eigenen Augen die alten Denkmäler, die Gräber der Fürsten, die alten Kirchenbücher, und theilte auch die mündlichen Ueberlieferungen der Vorzeit mit, die er von Fremden und Einheimischen, von Vornehmen und Greisen aufnahm.

Auch vom heiligen Theodosius, dem zweiten Abte des Klosters, sind noch Briefe erhalten (Str. p. 183). Agapet, ein Mönch des Höhlenklosters, war als Arzt berühmt, und er wandte nicht blos, wie die Nonnen in Kyrillof, das Gebet, sondern auch Kräuter zur Heilung des Großfürsten Wladimir Monomach an (Kar. III. 180). Griechische Maler, die das Kloster mit Bildern verziert hatten, unterrichteten den Mönch Olympius, den ersten russischen Maler, von dem noch jetzt Bilder in Kirchenbüchern, auf Pergament gemalt, vorhanden sind, deren Farben seit 6 bis 7 Jahrhunderten nichts an Frische verloren haben (Kar. III. 179. 311). Während der Gräuel der Bürgerkriege und der Verwüstungen der Polowzer und Tataren, unter denen nichts mehr Dauer in Rußland zu haben schien, bildeten sich hier im Stillen die ersten Anfänge der geistigen Cultur des Volks fort.

Nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts ertheilte der Großfürst Andreas Bogolubski dem Höhlenkloster den Vorrang vor allen Klöstern Rußlands, gab ihm den Ehrentitel Lawra, entzog es der Aufsicht des Metropoliten, und stellte es unmittelbar unter den Patriarchen von Konstantinopel. In dieser Abhängigkeit von Konstantinopel blieb das Kloster bis zum Jahr 1687, wo der Patriarch Dionys durch Urkunden dem Zaaren Iwan und seinem Bruder, Peter dem Großen, seine Rechte auf die kiewsche Metropolie und was von derselben abhing, abtrat (Str. p. 170).

Hat auch das Kloster nur geringen Antheil an der politischen Entwickelung der Dinge genommen, so hat es sich doch den Folgen und Ereignissen derselben nicht immer entziehen können, und diese haben auf das Kloster meist hemmend und zerstörend eingewirkt. Schon bald nach der Gründung, im Jahr 1095, drang Bonák, ein Fürst der Polowzer, in der Nacht in's Kloster ein, tödtete mehrere Mönche, beraubte die Kirchen und Zellen, und hinterließ die Gebäude in Flammen (Kar. II. 93). Auch bei den wiederholten Plünderungen der Stadt durch russische Fürsten scheint es nicht verschont geblieben. Gegen Baty suchten die Mönche vergeblich das Kloster zu vertheidigen. Er zertrümmerte die Mauern, zerstörte die Zellen, raubte die Kirchenschätze, ließ das goldene Kreuz von der Kuppel herabbrechen, und dann die Kirche bis an die Fenster niederreißen (Kar. IV. 11). Mit Recht behaupten die Annalisten späterer Zeiten, daß der ursprüngliche griechische Bau dieser alten Kirche den spätern an Schönheit weit übertroffen habe; die jetzigen Ueberreste desselben lassen keinen Zweifel darüber aufkommen.

Nachdem das Großfürstenthum seinen Sitz nach dem Innern von Rußland verlegt hatte, und das Sergiuskloster bei Moskau entstanden war, verlor das Höhlenkloster seinen Einfluß und seine Bedeutung immer mehr. Fremder Herrschaft unterworfen, behandelten die Gewalthaber es sogar feindlich, und Iwan III. bewog den Chan der Krym, das Höhlenkloster nebst der Stadt zu verbrennen. Der Vorrang, den das Kloster vor allen übrigen in Rußland behauptete, war nur ein formeller, und konnte sich nirgend zur wesentlichen Förderung der Kloster- oder anderer Interessen thätig zeigen. Die mannichfachen Fäden, die das Kloster früher mit ganz Rußland

verbanden, waren abgerissen, und es stand allein da. Doch hatte es seine Hauptaufgabe gelöset, und sich ein Recht auf den dauernden Dank der Nachwelt erworben.

So ist es denn auch ein wohlthuender Anblick, daß die Dankbarkeit späterer Jahrhunderte nicht ganz erloschen ist, daß das Kloster sich in äußerem Glanze erhalten hat, und mit seinen acht Kirchen und dem hohen, schönen Glockenthurm noch alle Klöster Rußlands überstrahlt. Nähert man sich dem Dniepr von Osten her, so ist Petschersk, mit den mächtigen Festungswerken umschlossen, allein fähig, den Eindruck einer großen, bedeutenden Stadt hervorzurufen. Es ist, als ob sich die Reste der alten Pracht ganz in das befestigte Kloster zurückgezogen hätten.

Vor allen übrigen Heiligthümern Kiew's zogen uns die Katakomben des Höhlenklosters an. Nachdem wir das überirdische Kloster besehen hatten, mußten wir auf einer langen, überbauten Treppe bis in die Nähe des Dniepr hinuntersteigen, bis zu dem Eingange in die ursprüngliche Höhle Hilarion's. Hier bemächtigten wir uns durch unseren militärischen Führer eines Mönchs, uns die Gräber und Leichname der unverwesetet hier ruhenden Heiligen zu zeigen. Sie liegen alle in offenen Särgen an derselben Stelle, wo sie lebten, in den Höhlen, die sie sich mit eigener Hand ausgegraben haben, wie zu einer geistlichen Parade.

Jeder von uns erhielt ein brennendes Wachslicht. Der Mönch mit doppeltem Wachslicht zog voraus, und ein Laienbruder machte den Schluß, damit nichts Ungebührliches geschehe.

Der Mönch hätte übrigens ganz ohne Sorge sein können. Dieser schauervolle, dunkle Aufenthalt der lebenden Todten verfehlt seinen Eindruck nicht. Die engen, niedrigen Gänge, die beschränkten Zellen, in denen ein Mensch kaum liegen und stehen kann, die offenen Särge, die in jeder Nische, in jeder Zelle stehen, die rauchgraue Färbung aller Sandwände in der trüben, verschleiernden Beleuchtung eines geheimnißvollen Helldunkels, der ferne, dumpfe Wiederhall unserer Tritte, unserer Stimmen, ein hohles Dröhnen, als ob unsichtbare Wesen hörbar um uns herumwandelten, und dazu der finster dareinsehende Mönch, ähnlich einem Abgeschiedenen unter Abgeschiedenen: es wäre ein Wunder gewesen, bei der unheimlichen Todten-

schau in dieser menschenfeindlichen Unterwelt unergriffen und gefühllos zu bleiben. Doch Polizei darf hier nirgend fehlen.

Das unterirdische Kloster besteht aus zwei getrennten Katakomben, und jede derselben aus einem langen, vielfach gewundenen Gange mit seitlichen Erweiterungen, Mönchszellen, Nischen, Kapellen oder unterirdischen Kirchen. Diese Kirchen mit rohen Marmorsäulen und höchst primitiven Bogen und Gewölben, in anstehenden dichten Sandstein ausgehauen, sind die bedeutendsten Erweiterungen der zusammenhängenden, tief in den Berg hineingehenden Gänge. Eine andere Zelle von etwas bedeutender Größe soll zum gemeinsamen Speisesaal gedient haben.

Wir besuchten zuerst die Gänge, die der Stifter des Klosters, der heilige Anton, gegraben hat. Der Boden ist mit gefurchten Eisenplatten belegt, die aber so abgetreten und abgeschliffen sind, daß es kaum möglich ist, sicher auf der schwach ansteigenden Fläche zu gehen. Kaum zwei Menschen können aneinander vorbei.

Die Heiligen in ihren offenen Särgen sind mit einem Leichentuch überdeckt, das mit einem großen, dunklen Kreuz bezeichnet ist, und unter dem nur zwei Erhöhungen für den Kopf und die gefalteten Hände, und die mit Gold gestickten Pantoffeln sichtbar bleiben. Ueber dem offenen Sarge an der Wand ist eine Tafel mit dem Namen des Heiligen angebracht; eine derselben trug die Jahreszahl 1088. Die meisten Heiligen sind, nach der Ausdehnung zwischen Kopf und Fuß zu schließen, sehr klein, etwa 4 bis 4½ Fuß lang. Von den Heiligen selber erhält man durchgängig nichts zu sehen, als das Leichentuch, und kann sich also nur durch den Glauben von dem überzeugen, was dahinter ist. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Todten prachtvoller gekleidet sind, als sie im Leben waren. Aber doch haben sie außer ihrer alltäglichen Kleidung noch ein prachtvolleres Gallagewand, das sie nur bei ganz feierlichen Gelegenheiten anlegen, z. B., wenn sie Besuch vom Kaiser erhalten. Es geht sogar die Sage, daß sie sich dann mit ihren wirklichen Gesichtern und Händen, ohne Leichentuch zeigen.

An den meisten Zellen ging ich vorüber, ohne für einen jeden Heiligen in derselben besondere Gefühle zu verschwenden. Man gewöhnt sich an den Anblick der farbigen Leichentücher mit dem einfa-

chen, großen Kreuz. Die große Masse vereinzelter heiliger Leiber scheint nichts so sonderlich Hinreißendes zu haben. Nur wenige Zellen machen eine Ausnahme. So ist der Anblick der größeren Zelle ergreifend, in der die zwölf Brüder liegen, die Anton zuerst zu Mönchen einweihte: sie ruhen hinter einem starken Gitter, alle unter einem einzigen großen Leichentuche. In einer andern Zelle hat ein Heiliger sich bis auf die Brust in die Erde selber eingegraben, mit dem Gesicht gegen die dunkle, freuden- und trostlose Sandwand gerichtet. Sein Haupt ist auch verhüllt, und er erscheint wie ein Verlarvter, der von einem Dämon gefaßt immer tiefer und tiefer in die Erde hinab sinkt. Viele Zellen sind nach Außen ohne Thür und ganz geschlossen; die Heiligen sollen sich, ohne sich aus der Stelle und Zelle weg zu bewegen, nur durch ein kleines Loch in der zugemauerten Wand haben bedienen lassen. Ob bei Lebzeiten, darüber läßt sich nicht gut weiter reflectiren. Im Ganzen scheinen die Mönche des Klosters mehr mit der Welt in Berührung gestanden zu haben, als die prinzipgerecht fromme Nachwelt anzunehmen geneigt ist. Von dem Chronisten und Mönch Nestor, der mit vielen der bedeutendsten Männer seiner Zeit in Berührung stand, ist das erwiesen.

Vor allen übrigen zog mich die einfache Zelle dieses ältesten Historikers Rußlands an. In diesem engen, dunklen Raume, zwischen diesen braun berauchten Sandwänden, hat er einen Theil seines Lebens zugebracht, und die Schicksale seines Volkes, als Augenzeuge und aus dem Munde von Augenzeugen, geschildert. Der Name Nestor, der nicht, wie der der meisten anderen hiesigen Mönche, bloß auf der Messingplatte über seinem Sarge eingegraben ist, wird mit dieser Messingplatte nicht untergehen.

Auch der Körper Nestor's ist klein und mißt nicht fünf Fuß. Vor allen übrigen hätte ich von ihm gern etwas sehen mögen; aber unser Mönch schien seine Gründe für das Gegentheil zu haben. So mußte ich mich denn begnügen, das große schwarze Kreuz, das in seinem Leichentuche gerade über seinem Herzen lag, noch einmal recht innig anzublicken, während in aller Unschuld der Soldat hinter uns den heiligen Mann, bei dem wir uns vorzugsweise sehr lange aufgehalten hatten, recht kräftig auf die Mitte des Leibes küßte.

Nachdem wir die schauervollen Grotten fast ganz durchzogen hatten, hörten wir, wie in weiter Ferne, Gesang. Es war Gottesdienst in einer der unterirdischen Kirchen. Die halb gedämpften Töne klangen durch die langen, vielfach gewundenen Grotten seltsam zu uns herüber, wie unbestimmte, nie gehörte Stimmen aus einer fremden Welt, eher leichte, in Wehmuth spielende Klagetöne, als ernste Kirchenlieder. Es war, als ob die gedämpften Stimmen unter den schweren Leichentüchern hervor aus den offenen Gräbern klängen. Wer mit seiner Phantasie diese dunkle Wohnstätte der Todten belebt hätte, würde halbbewußte Todtenträume der Mönche gehört haben, in die sich lichte Erinnerungen und Sehnsucht an ein selbstgeraubtes, der leeren Frömmigkeit hingeopfertes Leben einmischten. Mehr als der Anblick aller offenen Gräber waren diese Töne fähig, ein Gemisch von unheimlich-ergreifenden Empfindungen hervorzurufen.

Nahe am Ausgange zeigte uns der Mönch die steife, trockene, braune Mumienhand eines Heiligen in silbernem Sarge, und küßte sie inbrünstig. Es war das einzige Leibliche, was wir von allen Heiligen zu sehen bekamen. Der Mönch bestand darauf, daß wir Alle der Reihe nach ordnungsmäßig den Heiligen ehrten und seine Hand küßten, bis er hörte, daß etliche von der Gesellschaft Protestanten, oder, wie er sagte, Lutheraner seien. Dann erzählte er, daß der Feldmarschall Sacken auch Protestant und im Höhlenkloster gewesen sei, und erkannte es einigermaßen als Heldenmuth an, daß er auf seinem Todtenbette nicht habe Grieche werden wollen.

Beim Ausgange aus den Höhlen kehrte einer der griechischen Begleiter in der engen Kirche im Gedränge dem Ikonostas den Rücken, worauf der Mönch im Eifer feuerroth wurde, und dem unschuldigen, unbewußten Missethäter in der Eile einen scharfen Verweis und strenge Buße zuertheilte.

Die blanken Silberrubel der Lutheraner, die der Mönch beim Abschied in die Hand gedrückt erhielt, und die er für vollkommen orthodox zu halten schien, besänftigten ihn jedoch augenblicklich. Sein Gesicht bewegte sich wieder in den heitersten Mienen, und er entfernte sich von uns unter den lebhaftesten, dankbarsten Verneigungen.

Am Eingang in das Kloster hatten wir zwei lange Reihen von dichtgedrängten Heiligenbildern gesehen. Unser Mönch erklärte uns, es seien die, welche in den Höhlen gelebt hätten. Dabei war es uns jedoch auffallend, daß wir auch das Bild einer heiligen Frau unter den vielen heiligen Männern gesehen hatten, und fragten den Mönch, ob denn diese auch mit den Mönchen unter der Erde zusammen gelebt hätte, und ob es die einzige gewesen wäre, was er bejahte. Wir sahen die Heilige noch einmal darauf an.

Nichtgriechen haben das Kiew'sche Höhlenkloster in Verdacht, daß es unverwesbare Leichname, die in der austrocknenden Luft der Katakomben leicht zuzubereiten seien, als Heilige durch das ganze Land verbreite. Wo die Geistlichkeit zur Errichtung eines Klosters, einer Kirche oder Kapelle eines unverweseten Heiligen bedürfe, brauche sie sich nur nach Kiew zu wenden. Auch den strengsten Anforderungen an die körperlichen Eigenschaften eines Seligzusprechenden könne hier leicht Genüge geleistet werden. Diese Lieferungen würden bei gesteigertem Bedürfniß für Kiew nicht unbedeutend sein. Andere glauben dagegen mit größerem Rechte behaupten zu können, daß überall in Rußland so viele Heilige gefunden worden seien, daß man nicht nöthig habe, sie so weit her zu holen.

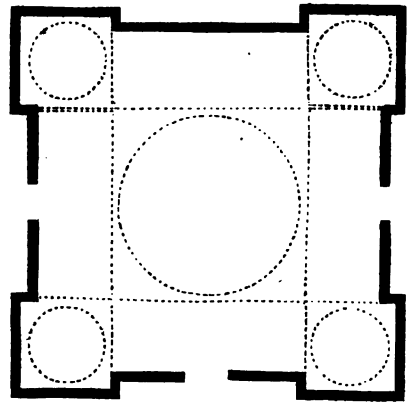
Die Katakomben liegen in einem lockeren, verschieden gefärbten und deutlich geschichteten Sande, der die Eigenschaft hat, mit der unterirdischen Luft in Berührung fest zu werden. Ueberall am hohen Ufer des Dniepr sieht man diesen Sand, der der Tertiärformation angehört, und an den Wänden der Katakomben in einen festen Sandstein umgewandelt ist, anstehen.

Die älteste steinerne Kirche Kiew's war die Zehntkirche, zu deren Erbauung Wladimir der Heilige nach der Bekehrung und Taufe der Russen Bauleute aus Konstantinopel verschrieb (Kar. I. 177). Noch vor dem Jahr 996 war die Kirche vollendet; der Großfürst schenkte derselben die Kirchenschätze, die er in Cherson geraubt hatte, und verfügte durch eine in der Kirche niedergelegte Urkunde, daß sie für alle Folge den Zehnten aus den fürstlichen Einkünften erhalten solle (Kar. I. 181). Nach wiederholten Verwüstungen dieser Kirche durch Bürgerkriege und die eigenen Fürsten erlag sie, als letztes Bollwerk der Vertheidiger Kiew's, gänzlich den Händen Baty's

(Kar. IV. 10). Nur ein einziger Stein mit einer Inschrift ist vom alten Gebäude gerettet, und in die Mauer der später auf der alten Stelle aufgeführten Kirche eingefügt worden.

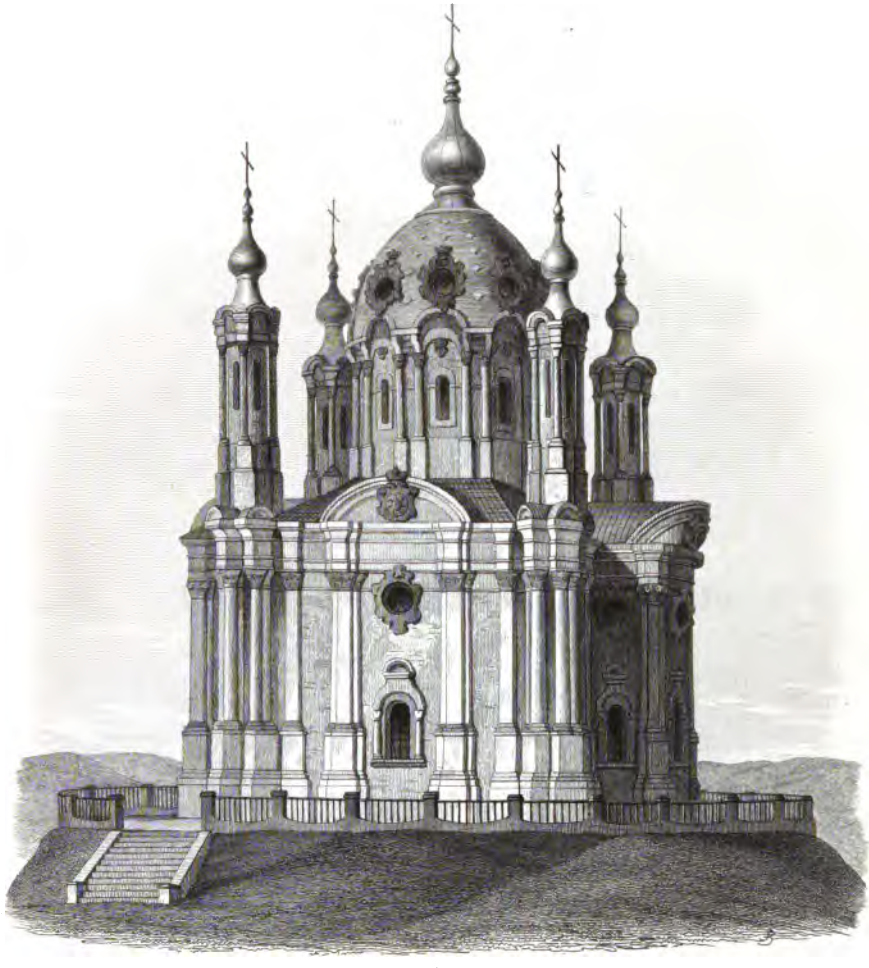
Die jetzt an der ursprünglichen Stelle auf der Höhe von Alt-Kiew befindliche Kirche (S. Taf. XX.) ist erst seit wenigen Jahren vollendet, und aus Privatmitteln aufgebaut. In der Bauart der Kirche zeigt sich, wie in der Wahl des Orts, das rühmliche Bestreben, die alten Heiligthümer und Erinnerungen nicht der Vergessenheit übergeben zu wollen. Jedoch sind die alten Bauelemente auf eine Weise modernisirt und erweitert, daß der Zweck nur theilweise dadurch erreicht wird.

Das griechische Kreuz ist dem Gebäude strenge zu Grunde gelegt, und dessen Mitte mit der Hauptkuppel überwölbt.



Zwischen den gleichen Schenkeln desselben springen die Grundlagen für die vier Seitenthürme etwas über das Hauptgebäude vor.

Von diesen Abweichungen abgesehen, schließt sich das Gebäude nach seinen Gesammtcharakter der Himmelfahrts- und Michailskathedrale im Kreml in Moskau an, und bildet gleichsam das letzte Glied einer Reihe von Kirchen, die mit der Himmelfahrtskathedrale beginnt. Die einfachen, harten Formen der Himmelfahrtskathedrale (S. Taf. VII.) sind schon auffallend verändert und gemildert in der Kathedrale des Erzengels Michail (S. Taf. VIII); die Zierlichkeit



XXI.

und Buntheit der neuen Zehntkirche kann kaum vermehrt werden, ohne ganz aus dem Charakter zu fallen. In dem Reichthum der Formen kündigt sich der Geist der Gegenwart, in der entfernten Andeutung des russischen Alterthums der wieder erwachte Patriotismus an. Auch in der Gestalt der Kirche ist der moskowitische Geist des neunzehnten Jahrhunderts nicht zu verkennen.

Und hierin bildet die neue Zehntkirche den schroffsten Gegensatz zu der in der Nähe stehenden Kirche des heiligen Andreas (S. Taf. XXI), die vom Grafen Rastrelli unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth erbaut wurde. In ihr ist der Geist Petersburgs und das achtzehnte Jahrhundert Rußlands dargestellt. Ihre Architectur erinnert an die der vielen Kirchen und Palläste, die von demselben Künstler in Petersburg herrühren. Die altrussischen Erinnerungen sind durch Zopf und andere moderne Baucombinationen fast ganz in den Hintergrund gedrängt. Ohne alle Rücksicht wird das damalige civilisirte Europa auf russischen Grund und Boden verpflanzt. Nur das griechische Kreuz mit den fünf Kuppeln und Thürmen hat man noch festhalten müssen. Die Kirche macht den Eindruck eines nackten Wilden in Frack und steifer Halsbinde.

Auch diese Kirche ist auf die Stelle der alten Andreaskirche gebaut, die vom Fürsten Jaropolk Isiaslawitsch zu Ende des elften Jahrhunderts gegründet wurde (Str. p. 118). Keine Kirche Kiew's hat eine so auffallend malerische Lage. Sie steht auf der Höhe des steilen und rauhen Felsenufers des Dniepr nach der Seite von Podol hin, von drei Seiten unzugänglich. Kein Punkt in Kiew gewährt einen solchen Ueberblick der Stadt Podol, wie der vorspringende Sandfelsen, auf dem die Kirche sich erhebt.

Einen ähnlichen Ueberblick über die hohen Theile der Stadt gewährt die Stelle, wo die goldene Pforte steht, der letzte Rest der steinernen Mauer, mit der Jaroslaw im Jahr 1037 die Stadt umziehen ließ (Kar. II. 21). Die Ruinen dieses an sich unbedeutenden alten Bauwerkes sind erst vor einigen Jahren unter dem Schutt des jetzigen Walles hervorgegraben worden, und stehen in einer wüsten, weithin unbewohnten Gegend von Alt-Kiew, zum redenden Beweise, daß von der alten Stadt kaum ein Stein geblieben ist.

Auch in diesem Profanbauwerke sind byzantinische Elemente er-

halten, wie in der gleichzeitigen Sophienkirche. Das Baumaterial besteht aus Granit- und Dioritblöcken von verschiedener Größe und aus breiten, flachen, fast quadratischen Ziegelsteinen, die in ihren Eigenschaften sehr von den aus dem hiesigen tertiären Thon bereiteten gelben Backsteinen abweichen, und sie an Dauerhaftigkeit weit übertreffen.

Das jetzige Kiew krankt außer an den Folgen einer Jahrhunderte langen Vernachlässigung noch an anderen unverschuldeten Mißverhältnissen. Dieselben widerstreitenden Elemente, die das Volksleben in Witebsk und Mohilef so unerfreulich gestalten, sind hier nur allzudeutlich ausgeprägt. Der Urfitz der russischen Geschichte und Civilisation ist zu lange unter lithauisch-polnischer Herrschaft gewesen, als daß nicht auch im Volk und unter den Gutsbesitzern mannichfache Spuren derselben lebendig erhalten sein sollten. Viele polnische Gutsbesitzer gehören noch zu den Resten dieser alten Polenherrschaft. Die Erinnerungen, Neigungen, Wünsche und Bestrebungen beider Nationen sind zu verschieden, als daß sie von selber unter einen Hut zu bringen gewesen wären. Eine versöhnende Hand hätte die Kluft zwischen beiden Volkselementen leichter ausfüllen können, als Terrorismus mit spionirendem Mißtrauen. Wenn der öffentlichen Stimme hier zu trauen ist, so haben sich die Lokalbehörden mehr bemüht, die feindlich erachteten Elemente zu vernichten, als zu versöhnen. Es zeugt nur für einen unglücklich gestörten geselligen Zustand, wenn sich die Ueberzeugung geltend gemacht hat, die Behörde habe sich umgeben mit Menschen des übelsten Rufes, die sich bestrebten, in die versteckteften Gesinnungen und Familiengeheimnisse einzudringen. Und ist diese Ueberzeugung, gleichviel in welchem Maaße, begründet; so gilt es für das Resultat gleich, ob diese Wächter, die überall, wo sie erscheinen, als Unglücksboten betrachtet werden, gerufen oder ungerufen sich eingefunden haben.

Uebrigens soll hier diese Art von halböffentlicher Aufsicht und Ueberwachung ein nicht beabsichtigtes Resultat herbeigeführt haben. Sogar von den unabhängigen russischen Gutsbesitzern wird behauptet, sie ergriffen innerlich Parthei für ihre unglücklichen polnischen Nachbaren und brandmarkten die gesinnungslosen Werkzeuge solcher Maximen mit Haß und Verachtung.

Wie viel oder wie wenig auch solche Verhältnisse thatsächlich begründet sein mögen; schon allein die Ueberzeugung von der Möglichkeit derselben muß für das Leben von den unerfreulichsten Folgen sein. Jede Art von Terrorismus kann hier nur einen dauernden Heerd von Unzufriedenheit, Furcht und Erbitterung hervorrufen, und auch der bloße Schein desselben ist fähig, wie eine Pest in jede gesunde Richtung des geselligen Verkehrs einzugreifen. Eine versöhnende Humanität müßte sicher hier eher zu einem für Alle erwünschten Ziele der Beruhigung führen, als eine unerbittliche Strenge.

Ein erfreuliches Ereigniß für Kiew liegt in der Gründung der neuen Universität, die sich vom Jahr 1833 herschreibt. Sie soll die Stelle der eingezogenen Universität Wilna vertreten, und ist theilweise mit den Mitteln der Akademie Kremenez ausgerüstet. Diese beiden polnischen Anstalten scheinen den Richtungen und Anforderungen oder Absichten des jetzigen Zeitgeistes nicht mehr entsprochen zu haben, und so hat sich die junge Universität Kiew auf ihre Trümmer gebettet.

Doch ungeachtet dieser herkulischen Wiegenheldenthat kann man die junge Universität als noch sehr im Entstehen begriffen ansehen. Auf den Höhen Kiew's erhebt sich ein neues kolossales Universitätsgebäude, wie bis jetzt keine einzige russische Universität eins besitzt, groß genug, um den heiligen Wladimir mit allen wissenschaftlichen Schätzen beladen, in sich aufnehmen zu können. Die Form ist fertig; nur der Inhalt fehlt. Die wissenschaftlichen Schätze müssen in entsprechendem Maße noch nachkommen. Bei den jungen, rüstigen Lehrkräften für die naturhistorischen Fächer kann dies sicher nicht ausbleiben, wenn den Sammlungen auch nur in geringem Grade dem großartigen Gebäude entsprechende Mittel zugedacht werden. Diese weniger in die Augen fallende Förderung des Universitätswohls scheint jedoch bisher in diesem Maße unterblieben, ungeachtet naturhistorische Vorträge ohne entsprechendes Lehrmaterial unter allen Verhältnissen ihren Zweck verfehlen müssen.

Bis jetzt befanden sich die Sammlungen zerstreut in verschiedenen Gebäuden. Die zoologische Sammlung war den darauf verwandten Mitteln mehr als angemessen, jedoch unbedingt unbedeutend, und konnte gut in einem mäßig großen Zimmer unterge-

bracht werden. Nur die neu hinzugekommenen Exemplare der hiesigen Fauna boten besonderes Interesse dar. Die zoologische Bibliothek war in einem dreieckigen Eckschrank in der Sammlung angebracht; ein mäßig starker Mann hätte sie ohne Bedenken auf einmal von hier entfernen können. Eine mineralogisch-geognostische Sammlung von 16,000 Handstücken hat die Universität bei ihrer Gründung von ihren beiden Vorgängerinnen überkommen. Die erste zweckmäßige Bemühung für die Sammlung ist die gewesen, 15,000 derselben zur Verwendung für den Straßenbau in Vorschlag zu bringen.

Daß ein solcher, nach dem noch vorhandenen Material unbedingt zweckmäßiger Vorschlag zur Ausführung gekommen, ist ein Beweis von seltenem Zutrauen, das man ausnahmsweise den Professoren der jungen Universität zuwenden muß. Alle Stücke von Sammlungen der Art müssen nicht allein gezählt und nummerirt, sondern auch gemessen und gewogen und, nach ihrem Totalwerth abgeschätzt, verzeichnet werden. Ist für irgend eine Nummer das volle Maß und Gewicht nicht vorhanden, so muß der verantwortliche Aufseher derselben das Fehlende nach Maßgabe des Totalwerths ersetzen. Ohne besondere Verwilligung darf nicht die geringste Veränderung mit den verzeichneten Stücken vorgenommen werden. Ist ein solches Stück ein in der Gesteinsmasse eingeschlossenes Petrefact, so hat es die unvermeidliche Bestimmung, auch ein eingeschlossenes Petrefact zu bleiben. Ist es auch in jeder Beziehung unbezweifelbar blos raumvernichtend und werthlos; es kann nicht entfernt werden. Es kann nichts Unveränderlicheres gedacht werden, als eine solche Sammlung nach den gesetzlichen Bestimmungen. Nur atmosphärische Einwirkungen und Motten haben das Recht, eine naturhistorische Sammlung zu zerstören; aber auch ein Balg, der in eine Mottencolonie umgewandelt ist, behält alle gesetzlichen Ansprüche auf seine unveränderte Existenz.

Diese Bestimmungen dienen, wenn sie auch jeden anderen Zweck verfehlen, zum Belege, wie sehr man zur Zeit ihres Entstehens geglaubt hat, das Gewissen und Ehrgefühl der verwaltenden Unterbehörden unterstützen zu müssen, und eröffnen insofern unerfreuliche Blicke in die russische Menschenkenntniß.

In den Sammlungen sahen wir aus der Umgebung nur Versteinerungen der Kreide und des Tertiärgebirges.

Von Mohilef aus waren wir durch allmähliche Uebergänge in ganz neue Naturverhältnisse geführt, die in voller Entscheidung mit der Desna sich einstellten. Mit dem Verschwinden der alten Formationen war jede bedeutende Unebenheit des Bodens und das Vorkommen der nordischen Geschiebe abgeschnitten. Mächtige Sandmassen bedecken die Gegenden am Dniepr, und weiter nach Osten hin tritt unter denselben überall die Kreideformation hervor. Diese Sandschichten müssen demnach diluviale oder tertiäre sein.

Bei Kiew sieht man diese Sandschichten bis fast zu 300 Fuß über den Dnieprspiegel ansteigen. In der Stadt selber erheben sie sich an den hohen Punkten bis zu 284 Fuß. Hier sieht man diesen Sandschichten Thonlager untergeordnet, in denen verschiedene Arten von Cerithium, Ostrea und Steinkerne von Isocardia vorkommen, die ältere Tertiärbildungen andeuten. Schwache Kohlenlager schließen sich diesen Thonschichten an. Mit der Deutung dieser Sandschichten, in denen auch die Katakomben des Höhlenklosters liegen, als ältere Tertiärschichten, stimmt auch das Vorkommen der fossilen Ueberreste vom Mammuth und Rhinoceros überein, die einer Geröllschicht angehören, die auf diesen Sandschichten ruht.

Das Vorkommen der Kreide und des Tertiärgebirges, durch das jedes ältere, horizontal gelagerte Schichtensystem ausgeschlossen ist, wird um so viel auffallender, als in den nördlichen Gegenden bis in's Innere von Rußland hinein nur ältere Formationen bis zur Juraperiode auftreten, und jede jüngere Bildung hier entfernt geblieben ist. Durch beiderlei scharfausschließende Verschiedenheiten stellen sich zwei geographisch wie geognostisch gesonderte Gegensätze in der Entwickelung Rußlands heraus, deren Gränzen vom Uebergangsgebirge und von der Kreide gebildet werden. Zwischen der Ablagerung der Juraformation und der Kreide tritt eine schroffe Gränzscheide zwischen dem südlichen und nördlichen Rußland ein, nach der die nördlichen und südlichen Meere auf immer von einander getrennt bleiben.

In der Nähe von Kiew scheint das jüngere, südwestliche Schichtensystem schon sein Ende zu erreichen. In einiger Entfernung von

Kiew nach Süden hin tritt in der Tiefe der Flußthäler unter diesem Sande überall der anstehende Granit hervor. Das podolisch-volhynische Granitplateau beginnt, und erstreckt sich von hier aus längs dem Dniepr bis in die Gegenden am asowschen Meere. Mit der Hauptrichtung, von West-Nord-West nach Ost-Süd-Ost, fast rechtwinkelig zur Längenaxe der Verbreitung der finnisch-skandinavischen Granite gestellt, begränzen diese podolisch-volhynischen Granite das jüngere System in dieser Richtung auf ähnliche Weise, wie die finnischen das ältere nach der baltischen Niederung zwischen dem finnischen Meerbusen und dem weißen Meere.

Nach einem dreitägigen Aufenthalt in Kiew wurde es Zeit, an die Abreise zu denken. Nur ungern trennten wir uns von unseren naturhistorischen Freunden, den Professoren Hoffmann und Trautvetter, in deren Kreise wir viele fröhliche Stunden verlebt hatten. Die Naturforscher der jungen Universität bildeten hier eine deutsche Colonie, die vom Treiben des Tages nicht berührt wurde, und durch deren Nähe die trüberen Seiten der Umgebung von selber der Vergessenheit anheimfielen. Seit Ustjug weliki und dem Zusammensein mit unserem Freunde Dr. Langenbeck hatten wir so heitere Tage nicht verlebt. Wir empfanden den Werth eines solchen offenen, wenn auch nur kurzen Zusammenseins um so tiefer, je seltener es uns auf unserm raschen Fluge durch das weite Riesenreich zu Theil geworden war.

Kleinruſſiſches Bauerhaus.

## IX.

## Reiſe von Kiew nach Krementſchug.

Die beiden Dnieprufer. Die Stadt Pereiaslaw am Trubeſch. Hünengräber in der Stadt. Nachtquartier. Eine charakteriſtiſche Kirche. Der Trubeſch und ſeine Umgebung. Die Juden unter den Kleinruſſen. Allmähliches Anſteigen des Landes nach dem Innern hin. Die Kirche in Jagotin. Die ſchwarze Erde. Die Dörfer in der Tiefe der Flußthäler. Jahrmärkte. Das Trinken der Kleinruſſen. Gleichförmigkeit der Steppe und des Steppenlebens. Die Stadt Piriatin. Das Leben in der Stadt. Lubni an der Sula und Chorol. Die Region der Grasſteppe. Das Brennmaterial. Steppenhunde. Die Wohnhäuſer und ihre Umgebung. Brennender Burian, und ein Frühſtück mit Thränen. Allmähliche Annäherung an den Dniepr. Das Flußthal des Dniepr und die Lage der Stadt Krementſchug. Das Vorkommen des Granits und Gneißes am linken Dnieprufer. Die Stromrichtung des Dniepr. Schifffahrt und Handel. Die Bewohner der Stadt. Die Kirchen. Krukoff. Der Markt. Angebundene Oſſetrine im Dniepr. Steppenmäuſe. Ein Hochzeitszug. Abfahrt.

Am Morgen des fünfundzwanzigſten Octobers verließen Keyſerling und ich die alte Hauptſtadt des Landes, um durch die Gegenden öſtlich vom Dniepr, durch das Gouvernement Pultawa, weiter nach Süden vorzudringen. Unſere Reiſegenoſſen Meyendorff und Zinovieff waren ſchon in der Nacht vorher abgereiſet, um das weſtliche Dnieprufer bis zu den Waſſerfällen zu verfolgen.

Noch auf mehr als eine Meile hin behält man vom östlichen Ufer des Flusses aus den Anblick der Stadt, und nirgend zeigt sie sich großartiger, als hier. Mit einem Blick übersieht man sie der ganzen Ausdehnung nach von Petschersk bis Podol. Fast alle Kirchen sind von hier aus sichtbar.

Ein frischer, leichter Reif bedeckte das Land und die kahlen Bäume, und der Boden war vom Frost so fest, daß der Wagen überall sicheren Grund fand. Auch hier schon stellten sich die ersten Angriffe des Winters ein.

Nachdem wir die lange schwimmende Dnieprbrücke überschritten hatten, blieben wir noch etliche Werste in der tiefen, mit unfruchtbarem Triebsande unordentlich bedeckten Ueberschwemmungsfläche des Dnepr. Dann steigt das Land plötzlich um einige dreißig Fuß an. Ein gelblich weißer Diluvialsand, der die Ebene weithin bedeckt, steht an den ziemlich steilen Abhängen zu Tage. Kiefern und spitzblättrige Weiden finden sich auf diesem lockeren Sande ein, ganz wie an den nordischen Flüssen; nur wo der Boden eine größere Festigkeit annimmt, gedeiht auch die Eiche.

Das Land am linken Dnieprufer bleibt auffallend in seiner Erhebung gegen das am rechten zurück. Noch auf viele Meilen hin sieht man das rechte Ufer des Flusses, wie einen fernen, blauen Gebirgszug, über die Flächen ansteigen.

Von Tschernigof an waren wir auf der Gränze der Steppe und der schwarzen Erde geblieben, mit der ein ähnlicher Gegensatz für die organische Natur, für die charakteristische Entwickelung der Pflanzen- und Thierwelt, auftritt, wie mit der Kreide für die geognostische Entwickelung des Landes. Diese eigenthümliche Flora und Fauna der Steppe entwickelt sich in voller Ausbildung erst nach Südosten hin. Auch Kiew liegt an der Gränze der hohen Steppe, die von hier aus ohne Unterbrechung sich bis zu den südlichen Meeren ausdehnt, und bietet dieser Lage nach nur Uebergänge zwischen den entschiedenen Gegensätzen im südlichen und mittlern Rußland dar.

Bis zur Stadt Pereiaslaw ist das Land zwar flach; doch hat es den früher schon angenommenen Steppencharakter wieder abgelegt. Durch die niedrige Lage und die Nähe des Flusses scheinen abweichende Verhältnisse hervorgerufen zu sein. Der Weg führt an

schönen Birkenhainen und jungen, gesunden Eichenwäldern vorüber. Die einzelnen alten Weidenstämme, die den Weg bezeichnen, werden wieder durch Ueberreste zusammenhängender Birkenalleen ersetzt. Die schwarze Erde, die den Boden früher schon bis zu mehreren Fußen bedeckte, scheint nirgend in charakteristischer Ausbildung vorhanden.

Gegen Abend kamen wir in Pereiaslaw am Trubesch an. Auch diese Stadt ist ein trauriges Denkmal, das die alte russische Geschichte sich selber errichtet hat. Viele Hunderte von mächtigen, alten Grabhügeln umziehen die Stadt, und bedecken theilweise die breiten Straßen und die großen, öden Plätze innerhalb derselben. Jeder Fleck Erde scheint mit Menschenblut und Leichen gedüngt. Man kann die Umgebung fragen, um Auskunft über die blutigen Schicksale zu erhalten, die wiederholt diese Länder und ihre Bewohner vernichteten. Ununterbrochene Kämpfe gegen die auswärtigen Feinde, Petschenegen, Polowzer und Tataren, Kämpfe von Barbaren gegen Barbaren, blutige, lange Bürgerkriege, angefacht durch die eignen Fürsten, haben von der alten Stadt, die an Alter und Bedeutung fast mit Kiew und Tschernigof wetteiferte, kaum einen Stein übriggelassen.

Die Stadt ist sehr unregelmäßig und weitläuftig gebaut. Die Bretterplanken, die zwischen den Wohnungen die Straßen begränzen, nehmen vier bis sechs mal so viel Raum ein, als die Gebäude, ähnlich wie in Tschernigof. Es scheint kaum ein Unterschied zwischen den alten kleinrussischen, jetzt der Vergessenheit und Unbedeutendheit anheimgefallenen Städten vorhanden. An ein Straßenpflaster und steinerne Häuser ist nicht mehr zu denken. Von den mit hellem Thon auf den glatten Wänden bestrichenen und mit schmalen Brettern oder Strohbündeln bedeckten kleinrussischen Wohnhäusern hatten wir schon bessere in unbedeutenden Dörfern gesehen. Erst beim Anblick der langen, aber übrigens unschönen Säulenhalle des Gostinoi Dwor oder Bazars, die die eine Seite eines bedeutenden, ebenen Platzes einnimmt, vermuthet man, eine Stadt vor sich zu haben.

Wir blieben in dem niedrigen, engen Posthause, obwohl dessen Wände mit Einsturz zu drohen schienen. Für Fremde stand hier ein langer, hölzerner Sopha, ein Tisch und ein Stuhl bereit. Die Luft war so feuchtkalt, daß wir uns fortwährend wie in nassen Um-

schlägen fühlten. Unsere Leinensäcke waren auf der Fahrt sogar auch feucht geworden, und so ließen wir uns in einem Heuhaufen, mit dem wir die Mitte der Stube verzierten, zum Schlafe nieder. In Kiew waren uns die geräumigen Zimmer und Säle eines Regierungspallastes zur Wohnung angewiesen worden, wie sie in jedem Orte von Bedeutung den auf Befehl Reisenden zu Gebote gestellt werden; hier, wo wir freiwillig uns mit unserer eigenen Fürsorge begnügten, lebten wir in anderer Art auf gut russisch.

Schon in der Morgenfrühe kündigte sich ein glatteisender, nebelgrauer, unfreundlicher Tag an, der jeden Blick in die Ferne raubte. Iwan suchte die Nähe zu erheitern, indem er mit Hanfstengeln einheizte, und zum Frühstück Kaffee bereitete. Holz, behauptete er, sei hier nirgend mehr zum Brennen aufzutreiben, und so reiche das unfertige Segeltuch hin. Insofern mindestens hatte er ganz recht, als wir bei gewissenhafter Anerkennung fremden Eigenthumes, ganz uns selbst überlassen, den ganzen Tag hätten frieren und hungern können. Wir sahen uns die Stadt und ihre Umgebung an, und verfolgten die flachen Ufer des Trubesch.

Eine der hiesigen Kirchen, die wahrscheinlich noch aus der Polenzeit herrührt, ist durch die Anordnung der Theile auffallend, die sich an vielen Kirchen Kleinrußlands wiederholt. Die Kirche besteht blos aus den Balken eines griechischen Kreuzes, dessen Mitte, wie überall, mit der Hauptkuppel verziert ist, dessen Flügel aber nur nach Osten und Westen Seitenthürme tragen. Dem westlichen Flügel ist unmittelbar der Glockenthurm mit dem Haupteingang, als Verlängerung des ganzen Gebäudes, hinzugefügt. Der Mittelthurm ist der höchste, der Glockenthurm der niedrigste der vier Thürme, die in grader Linie über der Mitte des Gebäudes stehen. Durch Hinzufügung des Glockenthurms ist aus dem griechischen Kreuz ein römisches geworden, ohne die Kirche wesentlich zu ändern. So hat man russische und römische Wünsche vereint zu befriedigen gewußt. Die Form könnte sogar leicht aus dem Bestreben hervorgegangen sein, eine russische Kirche zu bauen, die den polnischen Neigungen nichts Anstößiges dargeboten hätte. Diese Form von Kirchen sieht man ziemlich häufig durch ganz Kleinrußland vom Dniepr bis zum Donetz.

Der Trubesch windet sich hier in mannichfachen Krümmungen durch dieselben Sand- und Thonschichten, die bei Kiew anstehen. Das rechte Ufer ist nicht bedeutend höher, als das linke. Die Ueberschwemmungsfläche des Flusses dehnt sich nach Osten hin weit aus, und ist fast ganz mit Rohr, Phragmites communis, bewachsen; viele Werste weit sieht man nur die braunen Rispen dieser für die Teiche und Sümpfe des mittlern Europa's so charakteristischen Grasart. Diese Ueberschwemmungsfläche des linken Ufers schließt sich unmittelbar an die des Dniepr an. Das Land zwischen Pereiaslaw und dem Dniepr ist ohne Unterbrechung flach, und erhebt sich in der Stadt und der nächsten Umgebung gegen 330 Fuß über die Meeresfläche.

Versteinerungen sind in den hiesigen Schichten nicht zu finden. Nur die im Fluß lebenden Arten von Planorbis, Paludina und Lymnaeus hatten sich am Flußufer, mit Thon und Sand verbunden, bei Ueberschwemmungen zu fußhohen Schichten aufgehäuft, und waren ganz in der Art wie die Meeresmuscheln der jüngsten Tertiärformation erhalten.

Die Israeliten scheinen sich hier wieder wohnlich zu fühlen. Sie machen sich sogar in der weitläuftigen Stadt bemerklich. Die Judenfrauen tragen durchgängig den Kopf mit rothen Tüchern umwunden. Im Uebrigen schienen die Juden alle in Schwarz gekleidet. Es war ein seltsamer Anblick, als die Orientalen in langer Reihe aus der Synagoge zogen, ein Gemisch von verschossenem Schwarz und brennendem Roth. Die schwarze Kleidung der Kleinrussen scheint auf die der Juden von Einfluß gewesen zu sein.

In Kiew hatten wir erfahren, daß an mehreren Punkten des rechten Dnieprufers, unmittelbar in der Nähe des podolisch-volhynischen Granitzuges, versteinerungsführende Schichten zu Tage träten. Vorzugsweise wurde Traktimiroff, die an der Westseite des Dniepr, Pereiaslaw gegenüberliegende alte Hauptstadt der Kosaken, als ein solcher Punkt bezeichnet. Wir vermutheten hier reichhaltige Schichten des Tertiärgebirges und der Kreide. Es war jedoch nicht möglich, den Fluß zu überschreiten. Am Dniepr war nirgend ein Fährmann zu finden. Die Juden scheinen hier, wie in Lithauen, sich so viel wie möglich aller Geschäfte angenommen zu

haben. Heute hatten sie nun Schabbes, und ließen den Dniepr ruhig seinen Weg gehen. Die energisch-rüstigen Großrussen würden sich nirgend mit einer solchen Handhabung der Flußpassage zufrieden erklären. Durch die Bequemlichkeit der Kleinrussen sind die Juden hier möglich geworden, und durch ihre Langmuth hat sich sogar der orthodoxe Schabbes erhalten.

Von der Einförmigkeit und geognostischen Armuth des linken, niedrigen Dnieprufers hinreichend überführt, wandten wir uns dem Innern des Landes zu.

Schon an dem bedeutenderen Ansteigen der hohen Flußufer über die Flußbetten wird ein allmähliches Ansteigen des Landes nach dem Innern hin sichtbar. Die schwarze Erde tritt wieder mit ihren charakteristischen Eigenschaften auf, anfangs schwach, kaum mehr als einen Fuß mächtig, aber intensiver und mächtiger, je weiter man nach Osten fortschreitet. Gleichzeitig wird die Fläche nach Osten hin ganz baumleer; die letzten zusammenhängenden Waldstreifen und Haine, ein Gemisch von Birken, Ellern und Eichen, entfernen sich nur wenige Werste vom Dniepr. An Wasser ist übrigens auch hier kein Mangel. Viele kleine Flußbetten von 12 bis 20 Fuß Breite durchschneiden in mannichfachen Krümmungen die Fläche, nach dem linken Ufer hin oft eine halbe Werst und weiter in eine sumpfige Ueberschwemmungsfläche erweitert, die mit dichten Wäldern von Rohr und Binsen, Scirpus lacustris, bedeckt ist, mit dem rechten Ufer durchgängig 30 bis 40 Fuß hoch steil nach dem Ackerlande hin ansteigend.

Die Dörfer liegen hier, so lange die Flußthäler noch so unbedeutend sind, auf der Höhe des Landes, oder am Rande der Thäler, und sehen aus der Ferne, so lange man nur Getreidehaufen und Strohdächer erblickt, höchst unbedeutend aus. Nur Jagotin macht eine Ausnahme durch seine junge Kirche, die auch dann noch auffallend hervortritt, wenn man auf jede mögliche Kirchenform in Rußland gefaßt ist.

Rußland hat byzantinische, alt- und neurömische, mongolische und türkische Ideen nicht von sich gewiesen, um seine Kirchen bunt und prachtvoll auszustatten, und es nicht verschmäht, jede Entartung des Geschmacks nachzuahmen; es ist, als ob der Erbauer der

Kirche in Jagotin gefühlt hätte, daß das System von Combinationen noch nicht ganz erschöpft sei. So erhebt sich denn hier die Kirche mitten in einer runden Umgränzung zwischen jugendlichen Baumanpflanzungen in Form eines heiteren, heidnischen Tempels. Schlanke Säulen, wie nach griechischem Muster, tragen das halbkugelige Kuppeldach. Der eigentliche Kirchenkörper, ein enger, befensterter Mauercylinder, wird von der kreisförmig gestellten Säulenhalle wie versteckt gehalten. Nur das Kreuz auf der Kuppel giebt unbezweifelbare Aufschlüsse darüber, zu welchem Zweck das Gebäude hier steht. Ebenso wenig, wie man in diesem Pavillon eine Kirche vermuthet, ebenso wenig erräth man, daß das anliegende, vierseitige Holz- und Geistesprodukt einen Glockenthurm vorstellt.

Kirche in Jagotin.

Kaum hat man Jagotin verlassen, so sieht man die schwarze Erde dicht über der Sumpffläche mit intensiver Färbung und bedeutender Mächtigkeit in den Wiesen auftreten. Sobald wieder Ackerland anfängt, auch nur wenige Fuß höher, verliert sich die Intensität der Färbung in geringem Grade. Auf den höchsten Punkten des Ackerlandes wird die dunkle Humusdecke über dem weißlichen Sande sogar wieder unbedeutend. Dieser Wechsel von Ab- und Zunahme der Intensität der Farbe und der Mächtigkeit der schwarzen Erde nach den Höhen und Niederungen hin scheint constant und bezeichnend.

Ebenso ist die Lagerung der schwarzen Erde überall hier dieselbe; der Untergrund ist an allen Orten ein steriler, weißlicher Sand, der, wie man an den Flußufern sieht, und so weit man in die Tiefe eingedrungen ist, ohne bedeutende Abweichung die weite Fläche bildet. Von dieser Zusammenstellung ist die Vegetation abhängig. Nur solche Pflanzen gedeihen, deren Wurzeln auf eine Erdschicht von etlichen Fußen Mächtigkeit angewiesen sind. Tiefer hinab sind die lockeren Sandschichten nicht fähig, Feuchtigkeit und Nahrung für die Pflanzen festzuhalten. Deshalb gedeihen hier auf offener Fläche keine Wälder mehr, und jede Baumvegetation ist auf die tiefen, feuchten Flußniederungen beschränkt.

Eine besondere Sorgfalt sieht man jedoch auch hier nur auf die Gegend in der Nähe der Gutswohnungen verwandt. Anpflanzungen, Gebüsche von Eichen, Linden und Pappeln, größere Teiche und Wassermühlen an den kleinen Flußeinschnitten sind hier überall Andeutungen einer nahen Gutswohnung, unterbrechen aber auch nur selten die unerschütterliche Einförmigkeit des Landes, das flach und unübersehbar sich vor den Augen ausbreitet, sobald man die Flußniederungen verlassen hat.

Auch die Dörfer fangen allmählich an, sich bis auf den Grund der Flußniederungen zu senken. In der Nähe der Häuser sieht man Weidenbüsche und alte Kopfweiden angepflanzt, um auch nur etwas Schutz vor den Sonnenstrahlen zu haben. Diese Weiden und die zahlreichen Windmühlen kündigen die Dörfer aus der Ferne zuerst an. Windmühlen mit sechs Flügeln sieht man, sobald man den Boden von Kleinrußland betritt; in diesen Gegenden ist kaum eine einzige mehr vorhanden, die nicht acht Flügel trüge. Je größer die Zahl der Flügel, desto kürzer sind, wie es scheint, die Flügelarme, und eine einzelne Mühle leistet schwerlich viel mehr, als ein Mensch mit einer Handmühle. Daher denn auch die große Zahl von Windmühlen in den Dörfern. Die Häuser sind, ungeachtet aller Reinlichkeit, im Aeußern unansehnlich, die Wände aus einem elementaren Fach- und Flechtwerk gebaut, mit Lehm und Sand beworfen, und größtentheils unordentlich mit Stroh gedeckt. Die einzige Norm in der Anordnung ist die einer unbedingten Regellosigkeit. Doch sind die Häuser der freien Kosaken meist gesondert von denen

der leibeigenen Bauern. Da nur die feuchten Niederungen bebaut sind, so drängt sich in diesen Thälern Dorf an Dorf. Doch auch einzelne Dörfer ziehen sich auf eine Strecke von zwei und mehreren Meilen längs den Flüssen hin, ohne ihren Namen zu ändern, und die meisten Dörfer sind hier größer, als im übrigen Rußland die Städte.

In den Dörfern fanden wir die Bewohner größtentheils im Freien. Einige gingen fröhlich plaudernd umher, andere saßen singend gruppenweise vor ihren Häusern. Den Kleinrussen scheint der Aufenthalt in freier Natur ein größeres Bedürfniß, als den Großrussen. Ein Großrusse geht nur zur Arbeit oder zum Kabak aus seinen vier Pfählen. Die Arbeit vor dem Winter schien hier schon abgethan. Nur hin und wieder sahen wir noch Etliche Getreide reinigen, ohne alle Maschine, blos durch die Kraft des Windes, der von dem in die Höhe geworfenen Getreide die Spreu weit weg führt, und das feste Korn in der Nähe nieder wirft.

Etliche Dörfer hatten Markt; die Buden waren in der Nähe der Dörfer auf freiem Felde aufgeschlagen. Niemand schien zu fehlen, den seine eigenen Füße hintragen konnten, und schon aus der Ferne hörte man Musik und Tanz und fröhlichen Gesang. Und doch schien alle Fröhlichkeit ein gewisses Maß einzuhalten; die Freude schien nicht in tobenden Uebermuth auszuarten, wie so oft unter den Großrussen. Die Männer schienen sogar mit Ruhe und Ueberlegung zu trinken, während die Großrussen sinn- und gedankenlos den Branntwein quartweise auf einmal in den Magen gießen. Branntwein, den der Großrusse in einem Zuge an den Ort seiner Bestimmung bringt, reicht für den Kleinrussen hin, vom Morgen bis in die Nacht daran zu nippen und zu lecken. Auch im Trunk noch hat der besonnene Kleinrusse die Absicht, seine Sinne in der Gewalt zu behalten. Der freie Kleinrusse findet den Genuß im Trinken und in der Fröhlichkeit; der leibeigene Großrusse schwelgt darin, sein Bewußtsein zu vernichten. Daher trinkt denn auch der Kleinrusse gewöhnlich nur in fröhlicher Gesellschaft; der Großrusse ist sich beim Trinken selber genug, oder bedarf, wenn er den höheren Ständen zugehört, höchstens noch eines gleichgestimmten, treuen Dieners, um sich möglichst bald unter den Tisch zu bringen. Man er-

zählt sich in Rußland glänzende Beispiele der Art, und in Petersburg boten mir etliche Nachbarn gegenüber täglich Gelegenheit, solche zweisitzige und zweischläferige Trinkgelage zu beobachten. Die Neigung für den Schnaps scheint übrigens bei beiden Volksstämmen ziemlich in gleichem Maße vorhanden; und sogar auch die kleinrussischen Frauen, die besonders geschmückt und geschmackvoll mit Blumen und Kränzen verziert an jeder Art von Fröhlichkeit Theil nehmen, fürchten sich vor dem hitzigen Feuerwasser nicht.

Hat man, auch nur auf etliche Minuten, die fröhlichen Dörfer verlassen, so fühlt man sich wieder wie ganz allein in der weiten, einförmigen, kahlen Fläche, wie verschlungen von der Einsamkeit der Steppe. Noch ist das Land größtentheils fruchtbares Ackerland; doch bleiben die entlegeneren Strecken schon unbebaut, und einzelne große Rinder-, Schaf- und Pferdeheerden, die wie verloren in der nach allen Seiten unübersehbaren Fläche umherirren, lassen bald die Region der Steppe vermuthen, in der die ausschließliche Viehzucht beginnt. Stundenweit sieht man diese Heerden aus der Ferne. Oft um den Fuß eines Hünengrabes versammelt, oft die Gräber bis zum Gipfel bedeckend, bieten sie die einzige Abwechselung in dieser leeren Abgeschiedenheit dar. Auf der Spitze des Grabhügels steht der Hirt mit seinen Hunden und seinem Pferde, um die zerstreuten, ausgebreiteten Heerden weithin überblicken und zusammenhalten zu können. Am Tage ist die Hut leicht; aber des Nachts erfordert es die größte Wachsamkeit, die Heerden vor den zahlreichen Wölfen zu schützen. Hirten und Hunde müssen dann ein ringsgeschlossenes System von Wachen um die eng zusammengetriebene Heerde errichten, um die schaarenweise herumschleichenden Feinde abzuhalten. Dabei ist Hirt und Heerde Tag und Nacht allem Wetter und Unwetter der Steppe Preis gegeben, das noch allein einen anregenden Wechsel in die erdrückend einförmige Lebensweise zu bringen fähig ist.

Das Loos der Steppenbewohner kann nicht beneidenswerth sein. Nicht allein ein Jahr wiederholt bis in's Kleinste das andere, sonnern auch jeder neue Tag bringt kaum etwas, was seine Vorgänger nicht schon tausendmal wiederholt hätten. Der Sommer Licht ohne Schatten, der kurze Frühling und Herbst die undurchdringlichen Ne-

bel, und der Winter seine Schneestürme und seinen unzerstörbaren Schneesarg, in dem die öde Fläche ruhig ausharren muß bis zur wiedererwachten Sonne. Der Frühling breitet zwar einen leichten Blüthenteppich um sich aus, aber in wenig Monden hat die schattenlose Sonne alles Lebendige wieder vernichtet und versengt. Die Fläche verödet, bis ein Regenguß die ersterbende Pflanzenwelt wieder anfrischt, und Alles zieht den Segnungen des Wassers nach. Das Endziel des menschlichen Strebens ist möglichst einfach, und nur wenige Naturkräfte stellen sich auf dem Wege dahin feindlich entgegen. Von der Erde hofft und fürchtet man nichts, und vom Himmel wenig. Man kennt gespannte Hoffnungen und getäuschte Erwartungen kaum vom Hörensagen. Der regelrechte Gang des Steppenklima's kündigt seine Wirkungen weit hinaus zum Voraus an, und das Land ist hier, wie dort, überall dasselbe. So tritt jeder Wechsel, Furcht und Hoffnung, Freud' und Leid, in mattem, farblosem Gewande vor den Menschen hin, ohne ihn zu rütteln und zu stacheln. Denn er kennt die Zukunft, wie die Vergangenheit; und wie der Knabe die Welt ansieht, muß sie der Greis betrachten. Die Natur und Beschäftigungsweise des Menschen ist so einfach, daß sie jede menschliche Entwickelung vernichtet, außer der physischen. Keine Mannichfaltigkeit des Gefühls, keine freie geistige Regung kann entstehen, die die Menschen innerlich in verschiedenen Richtungen aus einander, und in höheren Vereinigungspunkten wieder zusammen führte. An den einförmigen Gang der Natur ist der Mensch gebunden, und ein jeder eine Wiederholung aller anderen.

Doch der Mensch trägt bewußtlos die Fesseln, an die die Natur ihn hier festgeschmiedet hat. Er ist zufrieden mit dem, was er hat. In jedem Flußthal, an jedem alten Grabhügel ist eine Welt von Formen und Leben für ihn aufgedeckt. Er liebt das Land, und hängt mit seinem ganzen Gefühl an ihm, ob er auch kaum einen niedrigen Sandhügel findet, seine Leiche zu begraben, kaum einen Block Holz, ein einfaches Kreuz über dem Grabe aufzurichten, an dem sein Blick aus der Ferne haften könnte, und vielleicht kaum Bretter zu einem Sarge.

Man gewöhnt sich bald daran, stundenlang über die leere Steppe hinzuziehen, ohne auch nur irgend etwas zu sehen. Man denkt

kaum noch etwas dabei, wenn man jede Spur eines gebahnten Weges aus den Augen verloren hat, und die Richtung höchstens durch halbverwitterte Pferdeskelette bezeichnet sieht. Man hat kein Maß mehr für die bewundernswerthe Schnelligkeit und Ausdauer der kleinen, kräftigen Kosakenpferde, die drittehalb bis drei Meilen in der Stunde zurücklegen, ohne ihre Kräfte zu überbieten. Und doch, wenn sich zuletzt eine Meile an die andere reiht, ohne daß am gradlinigen Horizonte sich ein Wechsel zeigt; so fragt man sich endlich unwillkürlich, wo wird das ein Ende nehmen! Und dann begrüßt man jede erbärmliche Hütte, jedes mit Kreuzen bepflanzte Hünengrab, an dem die Steppenbewohner Gräber auf Grabstätten errichtet haben, mit lebhafter Freude, weil man wieder Menschen in der Nähe erwarten darf.

So zogen wir der Kosakenstadt Piriatin entgegen. Eine Stunde nach der andern verstrich, und die Fläche blieb so gleichförmig, daß der Horizont vor uns ununterbrochen in grader Linie erschien. Endlich schienen etliche Bäume, die sich kaum über den Horizont erhoben, den einförmigen Charakter stören zu wollen. Wir standen dicht vor der Stadt, die, wie die hiesigen Dörfer, die Niederung am Fluß bedeckt.

Obwohl die Stadt mehr in die Breite ausgedehnt ist, als die meisten Dörfer, ist es äußerlich unmöglich, sie von einem Dorfe zu unterscheiden. Breite Straßen und große Plätze sind da, aber die niedrigen, mit Stroh gedeckten Lehmhäuser liegen an denselben ebenso unregelmäßig zwischen den üppig gedeihenden Schuttpflanzen und Schutthaufen, durch zahlreiche, vielbegangene Schlangenwege verbunden, wie im ersten besten Dorfe. Am Rande der Stadt auf der Anhöhe stehen die niedrigen, achtflügeligen Windmühlen, gleichsam hundertweise, so dicht zusammen, daß sie einander fast bei den Köpfen fassen. Es ist das Viertel der Müller, die die Gegend bewohnen, wo sie dem Steppenwinde von allen Seiten blosgestellt sind. Kaum glaubt man sich in der Stadt, so sieht man einen weiten Platz vor sich, doch mit Gras bewachsen, und mit zahlreichen Ochsenheerden bedeckt, die theilweise ruhig im Kreise lagern, theilweise spielend und weidend hin und herziehen. Es ist das ruhende Zugvieh, das von hier aus leicht zum Gebrauch wieder eingefangen wird.

Ringsum an diesen Plätzen sieht man die durchziehenden Fremden gelagert, mit ihrem Zugvieh und ihren Wagen, hier einen Trupp Kosaken singend auf ihrem Fuhrwerk, dort einen anderen um ein Feuer versammelt auf offenem Platz. Für einen ächten Sohn der Steppe ist der Himmel das beste Dach; kein Fremder denkt hier daran, in einem Hause übernachten zu wollen. Bis mitten in die Stadt hinein ist die Erde schwarz, wie Kohle; in diesen Gegenden muß die schwarze Erde das Maximum ihrer Dicke und Intensität erreichen. Daher auch der üppige Wuchs des Grases und alles Unkrauts bis tief in die Straßen hinein.

Im Innern der Stadt, wo die ungepflasterten Straßen begangener und freier sind, bilden die reinlichen, weißen Lehmhäuser einen auffallenden Gegensatz zu diesem dunklen Erdreich. Auch hier ist keine Spur von städtischem Leben zu sehen. Einen Marktplatz hat jedes Dorf, wie eine solche Stadt, und die stehenden Handelsartikel, Honig, Talg, Gurken und Wassermelonen, Teppiche und allerhand Handgeräthe sind überall dieselben. Die Talente des Kleinrussen werfen sich nirgend mit Energie dem Handel und Gewerbfleiß zu. Das ist ein Grund, weshalb die Moskowiter sich in geistiger Hinsicht so weit über die Kleinrussen stellen. Kaum ist die Gegend des Bazars belebter, als die übrigen Stadttheile. Denn überall sitzen die Leute vor ihren Häusern, singend und schön geputzt, im kalten Winde und Frost, und genießen den Sonntag. Die Menschen sind alle von schönem, kräftigem Körperbau und scheinen die harten Seiten der Natur nicht zu fürchten. Auch die Kabaks, für die der kleinrussische Adel den Schnaps liefert, werden nicht vernachlässigt; doch sieht man nirgend die unfreiwilligen Posten ausliegen, die einen großrussischen Kabak so charakteristisch bezeichnen. Auch im Trunk bleiben die Kleinrussen gern bei vollem Bewußtsein und immer verträglich.

Kaum hatten wir die ländliche Stadt hinter uns, so fühlten wir uns mitten in der stummen, leeren Einöde. Kaum ein einzelnes Wohnhaus fanden wir, die Pferde zu wechseln. Die Sonne ging unter; aber kaum zeigte der trockne, graue Himmel einen auffallenden Unterschied in der Beleuchtung. Mit Sonnenuntergang erhob sich ein lebhafterer Wind, und scharfe Wolkenstreifen verbrei-

teten sich in auffallender Perspective am Horizont. Die Wolkenstreifen zogen mit uns nach Osten, und wir fuhren über die Fläche hin, wie vom Winde getragen. Aber weder Wind, noch Wolken vernichteten das Gefühl einer namenlosen Verlassenheit in uns. Es war, als ob wir uns in stiller Hast vergeblich abmühten, weiter zu kommen, vergeblich, wie in einem wüsten, einförmigen Traume.

Endlich schien der Mond auf die einsame, stille Nachtfahrt herab. Wir sahen einige zerstreute Baumanpflanzungen vor uns, etliche Steinhäuser, und standen am steilen, gegen 120 Fuß hohen Ufer der Sula. Es war die Stadt Lubni, die sich weithin in den vielfach verzweigten Regenschluchten am hohen Ufer des Flusses ausbreitet. Kirchen mit drei Thürmen auf der Mittellinie, wie in Pereiaslaw, scheinen hier Brauch zu sein. Einige derselben stehen an den steilen Abstürzen, und spiegeln sich seltsam im Mondschein auf der weiten, zerrissenen Wasserfläche in der Tiefe. Die Häuser sind größtentheils klein und unbedeutend, und unregelmäßig zerstreut um den Fuß der Kirchen und an den zerrissenen Sandabhängen des hohen Ufers, doch alle rein und blendend weiß. Langsam und ruhig fließt die breite Sula am Fuße der Stadt hin; der Spiegel des Flusses erweitert sich am niedrigen Ufer in eine ausgedehnte, mit Schilf und Rohr bewachsene Ueberschwemmungsfläche, und noch weithin sieht man von hier aus die weißen Spiegelbilder der langen, unregelmäßigen Häuserreihen auf den Wellen tanzen.

Nur ganz allmählich steigt der Weg vom niedrigen Flußufer bis auf die Höhe des Landes an. Und da fühlt man sich wieder umgeben von der beengenden Einsamkeit der Steppe und der Ruhe einer matt erleuchteten Mondnacht. Kaum bildet die zerstreute Stadt Chorol am Flüßchen gleichen Namens eine augenfällige Unterbrechung. Denn die Stadt ist eine erneuerte Copie von Piriatin und Lubni und allen größern Dörfern dieser Gegenden. Nur die größere Zahl von reinlichen, weißen und grünen Kirchen, die sich aber kaum über die Häuser erheben, läßt die Vermuthung aufkommen, daß man eine Stadt vor sich habe. So sehr wiederholt sich hier, was die Hand des Menschen hervorgerufen hat, in gleichem Maße mit den Bildungen der Natur.

Beim Anblick von Lubni und Chorol würde man nicht leicht

darauf kommen, sie zu den ältesten Städten Rußlands zu zählen. Und doch werden beide Städte schon in den Kriegen Wladimir Monomach's mit den heidnischen Polowzern erwähnt (Kar. II. 115). Es scheint nichts mehr aus dieser alten Zeit hier erhalten zu sein. Die ältesten Kirchen deuten polnische Einflüsse an.

Da die Einförmigkeit der Gegend noch gar keinen Wechsel vorausehen ließ, so wandten wir uns von Chorol aus nach Süden, um den Dniepr wieder zu erreichen. Noch etliche Meilen weit leuchtete uns die blasse Gestalt des Mondes. Dann endlich kämpfte sich das Morgenroth mit einigen feurigen Strahlen aus dem gleichförmigen Grau hervor. Der Himmel war wieder mit lineären, scharfbegränzten, horizontalen Wolkenstreifen bedeckt, unter denen tiefer hinab nebelartig zerfließende Wölkchen rasch im Winde dahin flogen. Auch hier schien der Winter vor der Thür. Ein lebhafter Südost strich über die endlose Fläche mit aller Gewalt des Frostes und die Windmühlen des nahen Dorfes waren in der heftigsten Bewegung. Die ganze Fläche war lebendig, als ob der frühe Morgen einen Wechsel eintreten ließe. Wir fuhren mitten durch ausgedehnte Viehheerden, die langsam in der Fläche weiter zogen, gefolgt von alten Hirten mit grauem Barte und kupferbraunem Gesichte, denen man wohl den jahrelangen Aufenthalt in freier Luft, aber nicht den beißenden Frost anzusehen glaubte. Lerchen, Finken und Hänflinge zogen in ausgedehnten Schwärmen mit uns nach Süden hin. Zahllose Krähen schwirrten auf dem Felde umher, doch man sah sie nicht, bis sie sich gegen den hellen Himmel erhoben: so kohlschwarz ist die Erde, wo sie in der Nähe der Dörfer noch zum Bau von Feldfrüchten umgebrochen wird.

Doch verschwindet in diesen Gegenden bald alle Ackercultur. Hier beginnt die Region der Grassteppen, die nur von Heerden und Hirten bewohnt wird. Schon gehört die Fläche zwischen der Sula und dem Psiol und Chorol größtentheils diesen Hirtensteppen an. Hier überläßt man die Natur sich selber. Alles schießt auf dem fruchtbaren Boden üppig in die Höhe, und die Fläche bedeckt sich mit einem wahren Walde von Staudengewächsen. Man kann sich eine Vorstellung von der Ueppigkeit des Pflanzenwuchses machen, wenn man weiß, daß wir von den cultivirten Strecken dieser Ge-

genden Hanf von mehr als zwanzig Fuß Höhe mitbrachten, und der Klee und die Luzerne und Esparsette ohne Dünger bis zu zwölf Fuß Höhe aufschießen. Doch dabei gedeiht weder ein mäßiger Strauch, noch ein Baum, und die Bewohner müssen die kräftigsten Steppenstauden als Brennmaterial benutzen.

Ueberall läßt der lockere Graswuchs der Steppe, in der sich nirgend ein fester, geschlossener Rasen bildet, eine Menge von kräftigen, ästigen und sparrigen Staudengewächsen aufkommen, die bei ihrem raschen Wuchs bald den Habitus der Fläche bestimmen, und durch ihre kräftigen Stengel sich besonders zum Ersatz des Brennholzes eignen. Vorzugsweise sind dies Arten von Artemisia, Verbascum, Euphorbia, Achillea, verschiedene Disteln und kräftige, holzige Stengel von Klee, größtentheils Schuttpflanzen, die am besten in der Nähe der Häuser und in lockerem Felde gedeihen. Man findet sie daher nicht blos in der freien Steppe, sondern auch, und am üppigsten, da, wo sie am wenigsten wünschenswerth sind. Wo man einzelne Stellen bebaut, um die nothwendigsten Feldfrüchte zu ziehen, finden sie sich mit dem Pfluge und Spaten von selber ein, und unterdrücken die langsamer wachsenden Culturpflanzen. Im Sommer und Herbst, wenn diese Pflanzen abgestorben sind, sammeln sich die Steppenbewohner davon einen hinreichenden Vorrath als Brennmaterial. Man bezeichnet überall in der Steppe diese Brennstauden ohne Unterschied der Art mit dem allgemeinen Namen Burian. Mit einer Zuthat von Pferdemist dienen sie ausschließlich zur Feuerung in der Steppe.

Noch jetzt bedeckten diese Stauden, mit hohem, dürrem Grase gemischt, die Fläche so hoch und so dicht, daß in einiger Entfernung kaum die Rinderheerden zwischen denselben sichtbar waren. Nur die Hünengräber und Heuhaufen und die einzelnen Wohnungen auf der Fläche ragen über die Gipfel dieser Riesenstauden hinaus. Im Sommer sind sie die einzigen Steppengewächse, die Schutz gegen die Sonne darbieten können. Jetzt war die weite Steppe nicht bloß fahl und gelb, sondern schon entlaubt, und nur die kahlen Stengel und trocknen Grasrispen strebten noch in die Höhe.

Als eben die Sonne sich durchgekämpft hatte, ließen wir uns in einem einzelnen, gleichsam mitten in der Steppe gelegenen Hause

nieder, um uns ein Frühstück zu bereiten. Kaum steht der Tarantase still; so wird man von einer Schaar von braungrauen, langhaarigen, wolfsähnlichen Hunden begrüßt, die aus dem freien Felde so eilig herbeispringen, als ob sie sofort die Reisenden anzufallen gedächten. Ihre Absichten sind jedoch friedlicher Natur. Sie sind unverhältnißmäßig unterwürfiger, als ihre Herren, und dem Menschen gegenüber fast feige. Ein Blick, ein Wink aus der Ferne kann sie verscheuchen. Wie mit dem Bewußtsein eines schlechten Gewissens, und der Erinnerung an fortdauernde Mißhandlung von ihren Herren, schleichen sie sich an den Menschen vorbei zu dem Tarantase, um das Fett, das als Wagenschmier aufgestrichen wird, von der Achse abzulecken. Gewöhnlich sich selber überlassen, und für sich selber sorgend, schweifen sie halbwild und hungernd familienweise in der Steppe umher, und machen Jagd auf Ratten, Mäuse und Aas, auf alles Lebendige und Todte, dessen sie habhaft werden können. Ein rasches, weithin klingendes Fuhrwerk lockt sie von allen Seiten herbei, um keine Gelegenheit ungenutzt vorübergehen zu lassen. Wer ihre Absicht nicht kennt, merkt erst, was vorgeht, wenn sie in der Eile und Gier miteinander in Streit gerathen.

Hat man das lebendige Bollwerk dieser schleichenden, unterwürfigen Hundewache passirt und das Fuhrwerk hinter sich zurückgelassen, so gelangt man zu der eigentlichen Befestigung des Hauses. Ein jedes einzelne Haus ist ringsum mit einem Graben und Wall umzogen, und der Wall mit einer seltsamen Pallisadenreihe, mit einem dichten Zaun von Schilf umzogen, dessen Rispen nach oben gerichtet in dauernder Bewegung lebhaft im Winde flattern, als seien sie an Ort und Stelle aus der Erde hervorgewachsen. Diese leichte Umzäunung umschließt Haus und Garten, und alle Vorräthe, die Heu- und Strohhaufen an der einen Seite des Wohnhauses, und die unregelmäßig aufgeschichteten Massen von Burian, die auch eine Art von Wall innerhalb des vorigen um das übrige Haus bilden. Selten ist ein einzeln stehendes Haus mit einer festeren Schutzwehr von Holz umzogen. Auch scheinen die kräftigen Halme von Phragmites vollkommen auszureichen.

Die Häuser selbst sind möglichst einfach und übereinstimmend eingerichtet. (S. Fig. S. 259.) Die Thür, mit einem Säulen-

portal aus vier schlanken, armsdicken Baumstämmchen, führt in ein Vorhaus, das die ganze Breite des Gebäudes einnimmt, und einiges wenige Hausgeräth zu bergen hat. Die eine Abtheilung, meist rechts vom Vorhause, enthält die beiden Wohnstuben, von denen die größere, nach vorn hinaus liegende, mit zwei Fenstern seitwärts von der Thür versehen ist, die kleinere rückwärts gelegene aber meist nur ein Fenster hat. Das hintere Zimmer ist durch eine offene Thür mit dem vordern verbunden, aber vom Vorhause getrennt. Eine Leiter führt aus dem Vorhause auf den offenen Boden über der Wohnstube. Die andere Abtheilung, links vom Eingange und dem Vorhause, ist der Viehstall, der jedoch meist nur im Winter in Anspruch genommen wird. Auch für diesen ist das Säulenportal der gemeinschaftliche Eingang. Die Lehmwände sind durch möglichst einfaches Fachwerk gestützt, und das Dach ist meist mit Schilf gedeckt, oder mit ungeordneten Strohbündeln.

Ein solches Haus kommt, von Grund aus gebaut, nicht leicht über dreißig bis vierzig Silberrubel zu stehen. Wo die Wohlhabenheit größer, oder Holz aus der Nähe herbeizuschaffen ist, werden, wie bei den großrussischen Blockhäusern, Holzstämme zur Grundlage der Wände horizontal dicht übereinander gelegt; doch unterbleibt bei den Kleinrussen das Ueberwerfen mit Lehm von Innen und Außen nie. Auch wird dann mehr Sorgfalt auf die Dächer verwandt, gleichviel, ob sie aus langen Schindeln, Schilf oder Stroh bestehen In allen Fällen, so einfach und ärmlich auch das Haus ist: unbedingt wird für Reinlichkeit gesorgt. Alle acht bis vierzehn Tage wird das Haus von Innen und Außen neu geweißt, mit einer frischen Kalk- oder Thonlage überstrichen. Diese Sorge fällt überall der Hausfrau anheim, die mit holländischer Pünktlichkeit darin zu Werke geht. Diese fortdauernde Anfrischung der Wände ist zugleich das sicherste Mittel, alle lästigen Stubeninsekten abzuhalten, von denen es in den großrussischen Blockhäusern wimmelt. In Kleinrußland kann man im ärmsten Bauerhause sein Haupt mit Ruhe niederlegen, und hat auch die Nähe des Kutschers nicht zu fürchten, während der Großrusse gewisse Haus- und Leibinsekten für heilig und zu seinem täglichen Umgang für unentbehrlich zu halten scheint.

Auf die hiesigen Oefen, die in der Wand der beiden Wohnstuben

innerhalb der größeren stehen, scheint die Bauart der Kirchen eingewirkt zu haben. Sie bestehen z. B. aus zwei Etagen, von denen die untere rechtwinkelig ist und mit Pilastern verziert, die obere rund und mit reichen Friesen und vier freien Säulen, die über den Ecken der untern stehen, und eine runde Kuppel tragen, wie eine Kirche, als Schluß.

Unser Frühstück kostete uns viel unwillkührliche Thränen. Mit einem hohen Haufen Burian, meist Wermuth und Schafgarbe, wurde eingeheizt. Ein dichter Rauch verbreitete sich in der Stube, und nahm bis auf etliche Fuß vom Lehmfußboden den obern Theil derselben ein. Ich ließ mich auf dem Fußboden nieder, und sah von dem ruhig weiter heizenden Wirth nur die untere Hälfte unter dem undurchdringlichen Wermuthrauche umherwandeln. Nach oben hin war alles unsichtbar. Die Richtung der Fenster ließ sich jedoch unterscheiden. Ich faßte einen raschen Entschluß, stürzte hin und öffnete, und in Zeit von etlichen Minuten war die Stube bis zur Mitte der Fenster frei. Aber noch immer flossen die Augen von den beizenden Wermuthdämpfen wie Wasserquellen, so daß ich kaum mit der Feder das Dintenfaß finden konnte. Nachdem das Feuer gehörig in Gluth gekommen war, wurde mit Schilf und Stroh weiter geheizt, und der Rauch unschädlicher. Wer den Kopf nicht allzuhoch trug, konnte es aushalten, und an dem niedrigen Tisch sogar sein geräuchertes Frühstück verzehren. An Schornsteine denkt man hier nicht. Der brennende Burian ist vielleicht auch an den Lehmwänden der Wohnstube unschädlicher, als auf den niedrigen Strohdächern, denen die Schornsteine ihn zuführen müßten. Auch meinte der Wirth, man gewöhne sich bald an den Rauch; eine Ansicht, die sich zwar nur auf Erfahrung gründen kann, über welche die Erfahrungen aber doch verschieden ausfallen können.

Bei immerwährendem Fortschreiten nach Süden mußten wir uns allmählich dem Dniepr nähern. Jede auffallende Veränderung im Habitus des Landes waren wir genöthigt, auf die Nähe des Flusses zu beziehen. Noch blieb zwar die Fläche kahl und eben, aber die kleinen Flüßchen zeigten allmählich wieder weite, flache Uferwände, und die Dörfer stiegen wieder auf die Höhe des Landes, wie bei Pereiaslaw. Wir konnten nicht bedeutend weit von der Mündung

dieser Flüßchen entfernt sein. Bald sahen wir niedrige Sandhügel in einer Höhe von etwa zwölf Fuß ununterbrochen werstweit sich über die Fläche hinziehen, gleich langen Dünenarmen. Die Humusdecke der schwarzen Erde wurde immer schwächer. Auf einer dieser Sandhöhen sahen wir ein frisches Grab graben; der leichte, okergelbe Sand, der fast vom Winde weiter geführt wurde, war nur mit einer kaum Fuß dicken Schicht schwarzer Erde bedeckt.

Nur wenige dieser niedrigen Sandhöhen hatten wir quer überschritten, als wir plötzlich nach Westen hin eine lange Reihe blauer Berghöhen vor uns zu sehen glaubten. Wie ein Schiffer nach langer Irrfahrt riefen wir unwillkührlich: »Land!« Es war das hohe Westufer des Dniepr, das in einer Entfernung von drei bis vier Meilen vor uns aufstieg. Die mannichfach zerrissenen Ostabhänge des podolisch-volhyinschen Granitplateaus stellten sich unseren Augen wie eine weit ausgedehnte, malerische Bergkette dar. Noch rings von der einförmigen, kahlen Steppe umgeben, sahen wir nach dieser Richtung einen Ausweg, und begrüßten die blauen Höhen mit freudiger Sehnsucht.

Während das Land am Ostufer des Dniepr sich allmählich bis zum Flußbett senkt, steigen die westlichen Höhen, die sich bis gegen 300 Fuß über den Spiegel des Flusses erheben, immer bedeutender an. Das Flußbett selber ist von der östlichen Ebene durch eine Sanddüne getrennt, die sich, bis zwanzig Fuß über die Ebene ansteigend, in nordwestlicher Richtung längs dem Ufer hinzieht. Von dieser Flugsanddüne aus senken sich steile und malerische Abstürze von fünfzig bis sechszig Fuß Höhe bis auf die ausgespülte, bebaute Thalfläche des Dniepr hinab, auf der die Stadt Krementschug liegt. Diese mit Wiesen, Eichenwäldchen und Gärten bedeckte fruchtbare Fläche ist gleichsam eine lange Insel im Strombett. Nach Osten hin längs den steilen Sandabstürzen durch eine zusammenhängende Reihe von Sümpfen und Schilfflächen begränzt, die beim Anschwellen des Flusses einen zweiten Stromarm bilden, schließt sie sich nach Westen hin unmittelbar an den Spiegel des Flusses an. Zusammenhängende Streifen der Purpurweide, Salix purpurea, umgränzen sowohl diese bebaute Fläche nach dem Dniepr und der Sumpfniederung hin, als den Fuß der steilen Sanddünen. Die

Thalfläche, auf der die Stadt liegt, erhebt sich 65 Fuß über den gewöhnlichen Spiegel des Dniepr, und hat eine Meereshöhe von ungefähr 300 Fuß.

Die Stadt Krementschug hat, von hier gesehen, eine reizende Lage. Zwischen Obst- und Eichenwäldchen erheben sich die Thürme und hohen Gebäude auf dem dunkelblauen Hintergrunde der westlichen Dnieprhöhen. Die Stadt selber liegt auf einem nur stellenweise verdeckten Arme und Ausläufer des westlichen Granitplateaus, das hier den Dniepr durchsetzt, und in die östliche Ebene vorspringt. Das Vorkommen des Granits am linken Flußufer nahm unsere Aufmerksamkeit zuerst in Anspruch.

In der Entfernung einer Werst östlich von der Stadt tritt der Granit am Abhange der Sanddünen in einzelnen Felsen von 30 bis 40 Fuß Durchmesser zu Tage, jedoch nach allen Seiten vom Flugsande umschlossen. In ähnlicher Entfernung, nördlich von der Stadt, auf der niedrigen, bebauten Thalfläche, ist durch ausgedehnte Steinbrüche ein größerer Theil des zusammenhängenden Plateaus aufgeschlossen. Hier überzeugt man sich zugleich, daß man weniger Granit als Gneiß vor sich hat. Nur ausnahmsweise sind die Bestandtheile dieser Gebirgsmassen: Feldspath, Quarz und Glimmer, so zusammengefügt, daß man einzelne Streifen mit dem Namen Granit belegen kann. Durchgängig ist der sehr reichhaltige Glimmer in parallelen Lagen geordnet, so daß die Massen geschichtet erscheinen, und man deutlich sieht, die Natur hat Gneiß nicht allein beabsichtigt, sondern auch im Wesentlichen hervorgebracht. Der Granit, der nur in Streifen und Schichten von verschiedener Mächtigkeit auftritt, ordnet sich durch das Vorkommen ganz dem geschichteten normalen Gneiß unter.

An den steilen Abhängen des Steinbruchs sieht man die Verhältnisse des Vorkommens deutlich aufgedeckt. Unter einer etwa 10 Fuß mächtigen Schicht von Sand und schwarzer Erde zieht sich eine 3 Fuß mächtige, weiße Thonschicht hin. Unter dieser tritt eine etwa 4 Fuß mächtige Schicht von verwittertem Granit auf, dem einzigen, wirklichen Granit, der nach petrographischer Bezeichnung hier zu finden ist. Eine neue Schicht von weißem Thon trennt diesen Granit von dem tiefer liegenden, deutlich geschichteten Gneiß,

der nach allen Seiten die Tiefe des Steinbruchs einnimmt. Die Gneißschichten zeigen ein deutliches, südwestliches Fallen unter einem Winkel von etwa 50°, und streichen demnach von Südosten nach Nordwesten, ziemlich genau in der Richtung, die von Kiew aus der Dniepr verfolgt.

Das ausgedehnteste Vorkommen des Gneißes ist im Westende der Stadt, dicht am linken Ufer des Dniepr. Das Wasser des Stromes hat hier ein Plateau von etlichen Tausend Fuß Durchmesser rein und blank gewaschen, und das freie Gestein tritt, so weit man sehen kann, tief in den Fluß hinein. Viele Felsenspitzen steigen bei niedrigem Wasserstande bis zum Spiegel des Flusses an, und werden oft gefährlich für die Schiffahrt. Auch hier ist der Gneiß auf's deutlichste geschichtet, und die Schichten streichen, wie die erwähnten, in der Richtung des Flusses, und fallen nach dem Flusse ein. Kleine Schwankungen von 5 bis 10° scheinen das allgemeine Schichtungsgesetz nicht zu ändern. An einigen Stellen ist der Glimmer, an andern der Feldspath vorherrschend; aber nirgend fehlen die verbindenden Uebergänge. In Entfernungen von 8 bis 10 Fuß wird das Gestein parallel den Schichtungsflächen von 4 bis 6 Zoll mächtigen Adern und Schichten von Feldspath durchzogen. Die beiden spitzwinklig zur Schichtungsfläche geneigten Zerklüftungsrichtungen sind auf's entschiedenste ausgeprägt, und in der Richtung der deutlichsten zeigen sich nicht selten auch Feldspathadern im Gestein.

Es liegt nicht fern, mit dem Vorkommen des Gneißes und des podolisch-volhynischen Plateaus die Stromrichtung des Dnieprs in Verbindung zu bringen. In der Nähe von Kiew beginnt das sogenannte Granitplateau und verläuft zwischen Bug und Dniepr, mit der Längenaxe in südöstlicher Richtung, bis zu den Gegenden des Asowschen Meeres. Bis Kiew verfolgt der Dniepr die südliche Richtung seines mittleren Laufs, die er bei Orscha annimmt, ohne Unterbrechung. Bei Kiew wendet er sich plötzlich nach Südost, verfolgt den Ostrand des hohen, festen Plateaus, und verläßt diese Richtung erst bei Ekaterinoslaw. Hier beginnen die berühmten Wasserfälle. Der Dniepr durchsetzt diesen Granitzug, der sich bis fast zur Mündung des Don fortsetzt, ziemlich unter rechtem Winkel, und jede neue Felsenbank, die er überschreitet, bildet einen Katarakt.

Von Orscha an folgt der Dniepr, meist zwischen diluvialen, lockeren Sandschichten, der südlichen Senkung des Landes. In der Gegend von Kiew weisen ihm die festen, hohen, Felsenbänke eine andere Richtung an, die der Gneißschichten, deren Ostrand er bespült. Nur bei Krementschug scheint ein niedriger Ausläufer derselben den Strom zu durchschneiden; der Dniepr wird hier in eine Verwerfungsspalte des Gneißes eingezwängt. Erst bei Ekaterinoslaw senken sich die festen Felsenbänke so tief, daß der Fluß sie quer überschreiten und durchbrechen kann. Die Wasserfälle sind eine Folge der Durchbrechung des Flusses und der Gesteinsschichten. Ohne diese Durchkreuzung würde der Dniepr an der Nordostküste des Asowschen Meeres mit dem Don zusammen getroffen sein, und das schwarze Meer hätte keinen einzigen bedeutenden Fluß aus den Innern von Rußland erhalten.

Für die Schifffahrt auf dem Dniepr werden die Gneißfelsen im Flußbett ein dauerndes Hinderniß bleiben. Nur bei hohem Wasser passiren die Schiffe ohne Gefahr die seichten Stellen, und im Sommer ist jeder regelmäßige Verkehr wieder unterbrochen. Dies muß um so fühlbarer werden, als außer dem Dniepr keine andere Wasserstraße aus dem schwarzen Meere in's Innere führt. Der Dniepr hat die Erzeugnisse des Südens und des Innern gegen einander auszutauschen. Er führt Theer und Holz aus den volhynischen Wäldern, Getreide, Wolle, Hanf, Wachs und Honig aus den östlich angränzenden Provinzen nach dem Süden, und Salz und andere Produkte aus der Umgebung des schwarzen Meeres in's Innere hinein. Krementschug und das gegenüberliegende, noch zum Gouvernement Pultawa gehörige Städtchen Krukoff sind die Häfen und Stapelplätze für diesen Verkehr nach den nahegelegenen Gouvernements. Im Krementschug hat man das feste, blanke Gneißplateau zum Ausladeplatz und vorläufigen Waarenlager benutzt. Tausende von Theertonnen und Berge von Flößholz sieht man hier aufgehäuft, und zahlreiche Buden und Hallen längs dem Ufer hin sind zur Aufnahme der andern Waaren bestimmt.

Nach dem Innern der Stadt hin ist der Gneiß mit gelbem Sande bedeckt, und dieser von schwarzer Erde überlagert, die an den meisten Stellen mächtiger auftritt, als in der höher gelegenen

Steppe. In einem hiesigen Garten sollte die schwarze Erde eine mächtige fossile Austernbank einschließen. Dies hätte von Bedeutung für die Entscheidung über die Bildungsweise der schwarzen Erde werden; und die Ansicht bestätigen können, daß sie eine Meeresablagerung sei. Bisher hatten wir nirgend an ursprünglicher Stelle versteinerte organische Ueberreste in ihr gefunden und waren auf diese Austern begierig. Es war die im schwarzen Meere noch lebend vorkommende Art, die häufig von den Gartenbesitzern im südlichen Rußland zur Befestigung der Wege in den Gärten angewandt wird. Vorkommen und Erhaltungsweise sprach auch hier dafür, daß sie zu ähnlichen Zwecken aus ihrer Heimath hieher gebracht sei. Auch hier zeigte die schwarze Erde keine andere Eigenthümlichkeiten, als von jeder mächtigen Humusdecke erwartet werden können.

Krementschug, als Mittelpunkt alles Handels und Verkehrs in der weiten Umgegend, wimmelt von Juden. Außer den Juden haben sich Großrussen, Armenier und Griechen zur Handhabung der Geschäfte hier niedergelassen. Von den Kleinrussen, die mit Neigung nur dem Ackerbau und der Viehzucht ergeben sind, ist nirgend ein lebhafter, blühender Handelsverkehr zu erwarten. Die Juden gelten hier für die solidesten Geschäftsleute, und betreiben, wie in Lithauen, ziemlich Alles. Das Gasthaus hatte einen jüdischen Faktor, und dieser wies uns jüdische Kutscher, Schuster und Schneider u. s. w. zu. Mit den Juden ist man im Augenblick im Klaren; sie sind unbeschreiblich thätig und gefällig, sobald sie nur einen kleinen Vortheil sehen. Der kleinste Wunsch geht von Einem zum Andern durch hundert Hände, bis sich Jemand findet, der ihn zu erfüllen weiß. Ein Großrusse überbietet, wo er einen Vortheil für sich vermuthet, versuchsweise die Gränzen der Möglichkeit nach allen Seiten, ehe er sich ernstlich einläßt. Und der Kleinrusse ist zu stolz und zu eigensinnig, um sich zu seinem Vortheile für einen Anderen zu bemühen. Die Hauptbevölkerung ist auch hier kleinrussisch, und die Stadt, die zu den blühendsten des Südens gehört, soll ungefähr 10,000 Einwohner haben; eine Zahl, die nicht einmal die eines großen kleinrussischen Dorfes übersteigt.

Als bedeutende Handelsstadt besitzt Krementschug einen ausge-

dehnten Bazar, dessen einzelne Abtheilungen meist mit großen, in die Straßen hinein vorspringenden Kellern versehen sind. Die Straßen sind nur theilweise gepflastert; so umgeben sich denn bei Regenwetter viele der besten Gebäude und Kirchen mit einem natürlichen Bollwerk von Wasserpfützen. Es giebt verhältnißmäßig viele steinerne Häuser hier, die großentheils in gutem Geschmack erbaut sind. Die schwachgeröthelten Ziegel werden aus einer Thonlage dicht unter der schwarzen Erde gewonnen. Die Hauptkirche trägt auf dem griechischen Kreuz eine mächtige, runde Kuppel; nach der Westseite ist der Glockenthurm mit einer hohen, schlanken Nadel, als Haupteingang, mit der Kirche vereint; die grünen Dächer, goldenen Kuppeln und Sterne geben der Kirche ein prachtvolles Ansehen. Die andere bedeutende Kirche hat ein noch moderneres Ansehen: die Flügel des griechischen Kreuzes sind mit mächtigen Säulenportalen versehen; die Ostseite endet in einem runden Chor; sogar die breite, runde Kuppel auf der Mitte des Kreuzes wird von Säulen getragen. Die übrigen Kirchen sind in Hinsicht der Bauart auch unbedeutend, obwohl älter, als die beiden erwähnten. Nicht eine einzige scheint bis zu einem Alter von zweihundert Jahren aufzusteigen.

Das gegenüberliegende Städtchen Krukoff am rechten Dnieprufer ist ein Ebenbild von Krementschug in kleinerem Maßstabe. Sogar die Hauptkirche mit einer runden Hauptkuppel und vier schönen Seitenkuppeln, erinnert an die Hauptkirche Krementschug's, und ist in gefälligen Verhältnissen gebaut. Krukoff, nahe der Gränze des Gouvernements Cherson gelegen, ist gleichsam eine Vorstadt von Krementschug, der Hafenplatz der großen Handelsstadt, und umschließt die großen Salzniederlagen aus der Krym und aus Bessarabien.

Auf dem Markte von Krementschug interessirten wir uns am meisten für die schönen Aepfel, Birnen und Weintrauben, die aus der Krym in langen Reihen von Fruchtwagen hier ankamen, und von hier aus bis Petersburg und in den übrigen Norden von Rußland verschickt werden. Als Landeserzeugnisse lagen hier haushoch aufgethürmte Haufen von Wassermelonen, meist mit rothem Fleisch, gleich Kugelhaufen in Zeughäusern und Festungen.

Auch Obst wird hier gezogen, doch nicht von besonderer Güte. Ueberall, wo in Rußland das Obst wild gedeiht, außer in der Krym, begnügt man sich mit dem wilden Obst, oder doch mit Varietäten, die wenig besser sind, als die wildwachsende Normalform. In dieser Richtung war Krementschug der erste Ort östlich vom Dniepr, wo der Weinstock gedeiht. Pultawa ist der nördlichste Punkt in Rußland, wo Wein wächst. In Charkow gedeiht der Wein im Freien gar nicht mehr.

Der Fischmarkt lieferte wenig, was wir nicht schon in Kiew, Mohilef und Smolensk gesehen und erhalten hatten. Nur die großen Störarten des Dniepr waren uns noch nicht vorgekommen, und boten uns hier ein ganz neues, überraschendes Schauspiel dar. Wir hatten den Ossetrin, Acipenser Güldenstaedtii, schon gegessen, und suchten ihn nun hier auf dem Fischmarkt; doch vergeblich. Man wies uns nach der Dnieprbrücke, die nach Krukoff führt. Hier erwarteten wir ihn in Fischkasten oder anderen Behältern, und irrten uns wieder. Die Fische befanden sich noch im Dniepr, aber festgebunden, wie die Hunde. Ein jeder Ossetrin trug einen Strick um den Hals, dicht hinter der Kiemenöffnung befestigt, mit dem er an einen Pfahl angebunden war. Das Wasser mochte hier vier bis sechs Fuß tief sein. Die Stricke waren so lang, daß die Thiere sich lebhaft im Wasser umhertummeln konnten. Die meisten waren an den Kähnen der Brücke befestigt. So wie wir uns nach Ossetrin erkundigten, zogen die Fischer diesen oder jenen Strick in die Höhe, um Thiere verschiedener Größe zu zeigen, und die Thiere zappelten dann in der freien Luft. Wieder in's Wasser gesenkt, zogen die stärkeren ihren Strick so mächtig an, daß jedesmal die etwa viertausend Fuß lange, schwimmende Brücke in Bewegung gerieth. Die größten der hiesigen Ossetrine waren gegen sechs Fuß lang und etwa hundert Pfund schwer. Für die kleinsten von etwa sechszig Pfund forderten die Fischer sechszig Rubel Papier. Kleinere Exemplare, behaupteten sie, kämen hier nicht vor, wohl aber an den Küsten des schwarzen Meeres, bei Nikolajef und Cherson. Man ißt den Ossetrin nicht bloß frisch, sondern auch geräuchert, ähnlich dem Lachs. Das Fleisch ist dann ähnlich dem des Lachses, fleischroth, und wird oft für Lachs verkauft. Alte Individuen schmecken jedoch unangenehm thranig.

Auf dem Dniepr bis in die Nähe der Dnieprbrücke trieben sich zahlreiche Schwärme von Möven und Seeschwalben umher, theils fliegend und schreiend, theils ruckweise schwimmend, mit gehobenem Schwanze, viele in Buchten und abgeschlossenen Wasserflächen im Sande ruhend. Es waren die ersten, die wir seit den Smolenskischen im Innern antrafen.

Für die Verbreitung der Thierwelt ist das Vorkommen der Blindmäuse, Spalax Typhlus und talpinus Pall., und der Erdhasen oder Springmäuse, Dipus Jaculus und Acontion Pall. in diesen Gegenden von der größten Bedeutung. Die große Blindmaus, Spalax Typhlus, dehnt ihren Verbreitungsbezirk bis zum südlichen Ungarn aus; die anderen kommen erst von der Mündung der Donau an vor, und sind in entsprechender Breite durch die Steppen Asiens bis zum Altai gefunden worden. Diesen reihen sich in untergeordneter Bedeutung die von den Russen sogenannten Susliks, die Zieselmäuse, an, von denen der größte Theil der Arten der Steppe angehört, und nur eine einzige vom südöstlichen Deutschland an bis tief in Sibirien hinein gefunden wird. Auch der Bobak, das Murmelthier der östlichen Ebenen, kommt hier vor, und wird, wie das der Alpen, nicht selten in den Häusern gezähmt gehalten. So wie die Lemminge die Polarregion Rußlands und Europa's bezeichnen; so sind die Blindmäuse, Erdhasen und Ziesel für den Süden, für die Steppenregion charakteristisch; mit ihnen beginnt für die Thierwelt erst der Süden Rußlands. Obschon sie hier noch nicht häufig scheinen, sind sie doch allgemein bekannt, und ein Jeder kennt ihre Gänge und Löcher in der Steppe. Wir hatten selber unterwegs in der Steppe südlich von Chorol schon wiederholt ihre ausgezeichneten Wohnplätze gesehen.

Als wir zur Abreise fertig waren, zog ein Hochzeitszug an unserer Wohnung vorbei über die Straße. Abends vorher hatten wir schon einen anderen Hochzeitszug mit volksthümlicher Musik an unseren Fenstern vorüberziehen sehen. Eine Hochzeit, die hier drei bis vier Tage lang dauert, beginnt mindestens mit einem öffentlichen Umzuge. Eine buntere, fröhlichere Prozession kann man nicht sehen. An der Spitze des Zuges geht die einförmige, oft erbärmliche Musik, die der ganzen Menschenmasse Leben und Fröhlichkeit

einhaucht. Dann folgt, mit bunten Bändern geziert, der Ordner des Festes, unerschöpflich an Scherz und Heiterkeit, die er auf offener Straße verschwendet. Die Hauptrolle scheint die Mutter der Braut zu spielen, die, eine rothe, symbolische Fahne in der Hand, tanzend, springend und singend vor dem Brautpaar hergeht, ausgelassen munter, weil sie die rothe Fahne trägt. Denn diese dürfte sie nicht tragen, wenn ein Makel auf der Braut lastete. Ohne diese Fahne würde der Hochzeitszug eher einem Trauerzuge gleichen. Viele Hundert Menschen folgten dem Brautpaare, alle tanzend und springend nach dem allgemeinen Takt, auch wo sie von der weit voraufschreitenden Musik nichts mehr hören konnten. Ist der Zug stundenlang durch die Hauptstraßen der Stadt hin und her gezogen; so beginnt das Essen und Trinken und der fröhliche Tanz, oft unter freiem Himmel, da ein Haus die Zahl der heiteren Gäste nur selten fassen kann.

Am Dienstag Nachmittag, den neunundzwanzigsten Oktober, verließen wir Krementschug und den Dniepr, und schlugen die Richtung nach Nordosten ein, um die Ukraine, die Krone des südlichen Rußlands, zu durchreisen.

Kleinruſſiſches Dorf.

## X.

# Reiſe durch die Ukraine.

Die Ausdehnung der Ukraine. Das Thal des Pſiol. Ankunft in Pultawa. Die Lage der Stadt. Gaſthäuſer und Gaſtfreiheit. Das Schlachtfeld von 1709. Die Siegesſäule. Die alte Holzkirche, in der nach der Schlacht Gottesdienſt gehalten worden. Die jüngeren Kirchen. Abreiſe. Nachtlager von Bauern an der Worskla. Die Nacht. Aenderung im Charakter der Gegend. Wälder. Alte befeſtigte Gränzwälle. Die Stadt Walki. Der Miſt, als Wegebaumaterial. Ackerbau. Zugpferde. Ein merkwürdiger Kirchhof in Georgiewsk. Gränze der Juden. Obſtbaumanpflanzungen. Weite Sandthäler im Flußgebiet des Donetz. Ankunft in Charkow. Moskowiter, als Kutſcher und Gaſtwirthe in der Ukraine. Umquartierung. Die Univerſität und ihre naturhiſtoriſchen Sammlungen. Der botaniſche Garten. Groß- und Kleinruſſen als Naturforſcher. Die Stadt Charkow und deren Aufblühen. Straßenpflaſter. Miſt- und Aasplätze. Die Kirchen in Charkow. Militaircolonien. Geognoſtiſche Beſchaffenheit der Umgegend Charkow's. Wälder und Steppen. Die Thierwelt. Abreiſe. Die Ruſſen im Freien. Steppenarme. Nachtfahrten. Die Stadt Bjelgorod. Großruſſiſche Elemente. Die Kreideberge. Die deutſchen Pächter. Die Kirchen in Bjelgorod. Ukrainiſche Gaſtfreundſchaft. Frachtzüge. Die Stadt Obojani. Gränzſcheide der Klein- und Großruſſen. Waſſerſcheide. Novemberreiſefreuden. Annäherung an Kursk.

Der Name Ukraine, der urſprünglich willkürlich ein Land »an der Gränze« bezeichnet, iſt von den Polen und Ruſſen in ſehr verſchiedenem Sinne angewandt worden. Nach der Beſiegung des Fürſtenthums Kiew durch die Lithauer bildete der ſüdliche Theil des

Kiew'schen Landes die Gränze nach den meist nomadisirenden Steppenbewohnern hin; diese Gegenden wurden von den Polen mit dem Namen Ukraine bezeichnet. Die polnische Herrschaft dehnte sich über die meisten Besitzungen des alten Großfürstenthums Kiew aus bis fast in die Gegenden des Donetz. Erst im siebenzehnten Jahrhundert, unter dem Zaaren Alexei Michailowitsch, wurde die Polenherrschaft in diesen Gegenden beschränkt. Die in der Steppe unabhängig herumschweifenden Kosacken, die sich zu verschiedenen Staaten am Don und Dniept vereinigt hatten, schlossen sich wechselsweise dem einen oder anderen Reiche an, ohne deshalb ihre feindlichen Gesinnungen, sobald es ihr Vortheil wollte, gegen beide zu verbergen. Die wachsende Macht der Moskowiter bewog viele der östlichen Kosacken, sich an Alexei anzuschließen, und sich zum Schutz gegen Polen in verschiedenen Colonien am Donetz, an der obern Worskla und dem Psiol anzusiedeln. Diese Gränzansiedelungen der Kosacken, hauptsächlich über das jetzige Gouvernement Charkow ausgedehnt, wurden von den Russen zu jener Zeit mit dem Namen Ukraine belegt, der sich auch noch jetzt, wo die Gränze wieder nach Westen, weit über das alte Großfürstenthum hinaus gerückt ist, für diese Gegend erhalten hat Der Name Ukraine wird durchgängig noch jetzt in Rußland für diesen östlichen Länderstrich gebraucht; doch hat man ihn mit dem Fortrücken nach Westen weniger bestimmt von Kursk an bis zu den entlegenen Dnieprgegenden ausgedehnt, und noch jetzt hört man von den Gutsherren dieser Gegenden nicht selten das Gouvernement Pultawa zur Ukraine ziehen.

Die ursprüngliche Ukraine, unter demselben Himmelsstrich gelegen, wie das Gouvernement Pultawa, stimmt in vielen wichtigen Naturverhältnissen mit diesem überein. Die Gestalt der Oberfläche des Landes ist jedoch wesentlich verschieden. Während Pultawa als eine einzige unübersehbare Ebene erscheint, wird die Ukraine von einem mannichfach gestalteten Hügellande gebildet. Dies steht auf's Auffallendste mit der geognostischen Zusammensetzung des Landes in Verbindung. Die höchsten Punkte im Innern von Rußland bilden einen zusammenhängenden Höhenzug von Smolensk an in südöstlicher Richtung über Orel hinaus, das Quellland der Soscha, Desna und Oka; hier herrscht das Uebergangsgebirge, besonders die Forma-

tion des alten rothen Sandsteins. Diesem Höhenzuge, über den die Wasserscheide zwischen dem Wolga- und Dnieprgebiet verläuft, schließt sich nach Südwesten ein niedriger gelegenes Hügelland an, das sich zwischen der mittleren Soscha und dem Donetz und mittleren Don ausbreitet; überall an den Flußufern tritt auf diesem Gebiet das Kreidegebirge in mannichfacher Gestalt zu Tage, und die Ukraine bildet ungefähr die Mitte dieses Hügellandes. Das Land zwischen dieser zweiten Hügelterrasse und dem Dniepr und Donetz, die dritte niedrigste Terrasse, wird von der weiten Ebene gebildet, in der der untere Theil der Flüsse Soscha, Desna, Psiol, Worskla und Samara verläuft; es ist das Steppenland des Gouvernements Pultawa und Tschernigof, das sich bis in den Süden des Gouvernements Mohilef fortsetzt. Diese weite Fläche ist von mächtigen diluvialen Sandschichten bedeckt, über denen sich die fruchtbare Humusdecke der schwarzen Erde entwickelt hat. So geht hier die Gestalt und Erhebung des Landes über die Meeresfläche eine genaue Parallele mit der geognostischen Zusammensetzung des Bodens ein. Nach der von der Natur scharf bezeichneten Gränze beginnt die alte Ukraine zwischen den Städten Pultawa und Charkow.

Sobald man die Sanddünen am linken Dnieprufer, östlich von Krementschug, überschritten hat, fühlt man sich wieder mitten in der leeren Steppe, bis man zu den Ufern des Psiol gelangt. Nichts kann überraschender sein, als der plötzliche Wechsel der Natur, den eine solche tiefe, weite Thalfläche im Gegensatz zur hohen Ebene zeigt: hier die kahle Fläche, und unten zu den Füßen ausgedehnte reiche Dörfer mit schönen Obstgärten, Wäldern und Gebüschen. Von der Ebene aus senkt sich die rechte Uferwand gegen 80 bis 100 Fuß steil bis auf die Thalfläche hinab. Längs der Thalwand ziehen sich ausgedehnte Wälder von Ulmen, Linden, Eichen, Eschen und Espen hin bis in die Nähe des Flußbetts, das sich mitten durch eine mit sterilem, weißem Triebsande bedeckte Fläche windet. An den steilen Sandabstürzen zeigt sich keine Spur von schwarzer Erde; die schwarze Humusdecke auf der tiefen Thalfläche ist jedoch mächtiger, als die auf der Höhe der Ebene. Nur auf der bei jedem hohen Wasserstande überschwemmten, vegetationslosen Triebsandfläche dicht am gewöhnlichen Flußbett fehlt sie ganz. An der

linken, schwach ansteigenden Thalwand stellt sie sich bald wieder in alter Mächtigkeit ein.

Nichts ist augenscheinlicher, als daß die weiten Flußthäler blos der Gewalt des Wassers ihren Ursprung verdanken, und nur Auswaschungen in der ursprünglich gleichmäßigen Ebene sind. Um so überraschender ist das Mißverhältniß der Tiefe und Breite der Thäler zu der jetzigen geringen Wassermasse. In einem Thal von 100 bis 150 Fuß Tiefe und ein bis zwei Werst Weite bewegt sich versteckt ein Fluß, der den größten Theil des Jahres kaum 20 bis 30 Schritte breit ist. Von den Frühlingswassern schwillt der Fluß zwar mächtig an, bedeckt aber doch immer nur einen geringen Theil der Thalwandfläche.

Das Thal des Psiol scheint noch bewohnter zu sein, als die früher in dieser weiten Ebene durchschnittenen Flußthäler. Die Dörfer behalten den oben bezeichneten Normalcharakter durchgreifend bei. (S. Fig. S. 287.) Aus den Kirchen, die durchgängig die Form derer in Pereiaslaw wiederholen, jedoch aus Holz gebaut sind, ist ersichtlich, daß diese Gegenden sämmtlich denselben historischen Schicksalen unterworfen gewesen sind. Zwischen dem Psiol und der Worskla wiederholt sich die Ackersteppe der Umgebung der Sula. Doch scheint man allmählich anzufangen, mehr Werth auf die Obstcultur zu legen.

Gegen Morgen waren wir auf der Ebene vor Pultawa. Es hatte stark gefroren, und ein lebhafter Ostwind erhöhte die Reize des hereinbrechenden Winters. Alles Gras und Gestrüpp der Steppe war von Osten her mit einer Eiskruste bedeckt, über die die aufsteigende Sonne jedoch bald wieder den Sieg davon trug. Nur wenige Minuten von Pultawa entfernt, hatten wir noch keine Ahnung davon, daß wir uns der Stadt näherten. Von Westen, von der hohen Steppe aus gesehen, liegt Pultawa so zerstreut zwischen Bäumen und ausgefahrenen, jetzt mit gefrorenem Moraste bedeckten Wegen, daß man nur ein ausgedehntes Dorf vor sich zu erblicken glaubt.

Von Osten aus gesehen hat Pultawa jedoch eine malerische Lage, da die Stadt das hohe Ufer der Worskla und den Abhang der rechten Thalwand bis zum Spiegel des Flusses beherrscht, und von

einer Regenschlucht mit mannichfach geformten, theils steilen Abstürzen durchzogen wird.

Die Ebene, die in Pultawa gegen 360 Fuß Meereshöhe hat, erhebt sich ungefähr 120 Fuß über das Bett der Worskla.

Der ältere Theil der Stadt, im Jahr 1608 von den Kosacken erbaut, zeichnet sich durch seine besonders malerische Lage und den unregelmäßigen Dorfcharakter vor dem neuen, seit Peter dem Großen entstandenen Stadtviertel aus. Dieser neuere Stadttheil umfaßt die colossalen, öffentlichen Gebäude und den geschmackvoll angelegten, öffentlichen Garten in der Nähe der Worskla.

Die neuen Stadttheile sind augenscheinliche Beweise davon, daß es bei der Gründung derselben nicht an Raum, aber wohl an Steinen gefehlt hat. Die Straßen haben eine enorme Breite; sie wachsen an einigen Stellen bis zu mehreren hundert Schritten an; doch sind sie der ganzen Breite nach ungepflastert, und in dieser Jahreszeit mit einem Morast bedeckt, der bis zur Achse der Räder ansteigt. Für die Fußgänger ist durch hochliegende Brettertrottoirs an den Seiten der breiten Straßen gesorgt, und auch diese Trottoirs müssen noch mit einer mächtigen Grantschicht bedeckt werden, um gangbar zu bleiben. Die riesengroßen Plätze, die zu der Größe von ganzen Stadtvierteln anwachsen, stehen dadurch im Vortheil, daß sie mit dichtem Rasen bewachsen sind. Bei der Breite der Straßen und der Ausdehnung dieser freien Plätze tritt die Größe der anliegenden Gebäude sehr zurück; sogar die colossalen öffentlichen Gebäude machen einen nur mäßigen Eindruck.

Im besten Gasthause der Stadt, einer elenden Kneipe, über deren Einfahrt jedoch die Inschrift Gostinniza prangte, kehrten wir ein. Nur mit Gefahr konnte der Tarantase aus dem Morast der Straße in den des Hofes übergeführt werden. Wenn auch diese Gegenden lebhafter bereis't würden, als sie es sind, würden die Gasthäuser hier nicht gedeihen, da die Gastfreundschaft noch in ausgedehntem Maße ausgeübt wird. Für eine Stadt von mehr als 12,000 Einwohnern, wie Pultawa, scheint ein anständiges Gasthaus nicht einmal Bedürfniß zu sein.

Auch uns ließ die Gastfreiheit vergessen, daß der Reisende mit so mannichfachen Reise-Unvollkommenheiten ununterbrochen im Kampf

liegt. Durch die gastfreundliche Aufnahme des Fürsten Dolgoruki wurden uns die heitersten Tage bereitet. Im Kreise seiner liebenswürdigen Familie vergaßen wir die ruhelose Hast der Reise, und fühlten uns bald heimisch hier.

Fürst Dolgoruki gebietet hier, als Generalgouverneur der ganzen Ukraine, über die Gegenden, die einst seine Ahnen von Wladimir dem Heiligen an bis zu den Großfürsten Wladimir Monomach und Juri Dolgoruki beherrschten. Einer der letzten Zweige des ursprünglichen Fürstenhauses Rurik, das durch die Wahl des »Priestersohns« Michail, des neuen Fürstenhauses Roman, vom Thron entfernt wurde, ist hier wieder mit dem ursprünglichen Russenvolke im alten Russenlande zusammen geführt. Doch sieben Jahrhunderte liegen zwischen diesem alten Rußland und dem heutigen neuen; und so ist es kein Wunder, daß der Geist der Zeit ein anderer geworden ist.

Wir fanden hier alle Gesteine der weiten Umgegend zusammen. Der Fürst hatte alle Punkte des Gouvernements durchsuchen lassen, um Material zu finden, die grundlosen Wege und Straßen fahrbar zu machen. Aber vergeblich. Ueberall zeigt sich ein lockerer Diluvialsand, und hin und wieder der Sandstein von Kiew, mit dem bei Konstantinograd, im Süden des Gouvernements, Gyps ansteht. Dicht unter der Oberfläche kommen häufig die Knochen vom Mammuth vor. In der Nähe der Stadt waren vor Kurzem Fragmente eines Skeletts desselben gefunden, über die Sborzewski in Pultawa einen schweren Folianten geschrieben hatte, wie man uns schon in Krementschug erzählte.

Alle Merkwürdigkeiten der Stadt beziehen sich auf die bedeutungsvolle Schlacht, die das Schicksal Rußlands entschied, seit der das Riesenreich unaufhaltsam seine neue Bahn verfolgt, auf den Kampf des letzten, vereinsamten Ritters mit einem praktischen Genie, das fast gleich groß im Herrschen und Civilisiren, wie im Drechseln und Zahnausziehen war.

Das etwa vier Werste von der Stadt nach Norden gelegene Schlachtfeld schließt sich unmittelbar an die Ebene an, bis zu der die Stadt ansteigt. Das Schlachtfeld selbst ist eine weite, ununterbrochene Ebene, die nach Osten vom hohen Ufer der Worskla, und

nach Norden von einer tiefen, mit Gebüsch bewachsenen Regenschlucht begränzt wird, an deren steilen Abstürzen sich die russische Reiterei wieder sammelte, als die Schweden plötzlich von der Verfolgung abließen und dadurch die neue Wendung und den Ausgang der Schlacht entschieden. An der Westgränze der kahlen Fläche fallen nur ein Paar elende Bauerhütten in's Auge, die in der Nähe der Straße liegen, welche in dieser Richtung das Schlachtfeld abgränzt.

Schon aus der Ferne sieht man den schwarzen Grabhügel, der die Gefallenen deckt und gewöhnlich das Schwedengrab genannt wird. Es ist ein Berg von etlichen sechzig Fußen Höhe, der auf der Mitte des Schlachtfeldes aufgehäuft ist. Ein großes Kreuz, mit weißem Metallblech überzogen, ziert den Gipfel des Hügels und verewigt in einer vergänglichen, gemalten Inschrift den Ausspruch Peters gegen seine Generale nach der gewonnenen Schlacht. Der Grabhügel war dicht mit Gras und wilden Blumen bewachsen. In vollem Flor stand vor Allen noch Berteroa incana, aber mit rothen Blüthen, gleichsam noch vom Blute der gefallenen Nordländer geröthet, die unbeachtet und unbeweint und kaum gezählt hier in der fremden Erde ruhen.

Als wir auf der Spitze des dunklen Schwedengrabes standen, riß der Wind das dichte Gewölk entzwei, und die Stadt lag in der Ferne vor uns in Duft und Sonnenglanz, mit dem Kloster am Rande des Schlachtfeldes zu einem freundlichen Bilde zerflossen.

Am achtundzwanzigsten Juni 1809 wurde zur hundertjährigen Jubelfeier der Schlacht eine Siegessäule in der Stadt errichtet. Sie steht in der Mitte eines großen, mit Baumanpflanzungen gezierten und mit Palästen umgebenen Platzes, auf dem schönsten Punkte der Stadt. Die Säule mag etliche dreißig Fuß hoch sein, und ist aus dem Metall der schwedischen Waffen zusammengeschmolzen. Das Piedestal, mit schwedischen Kanonen verziert, ist von dem Granite der Wasserfälle des Dniepr genommen. Von der Spitze der Säule blickt der russische Adler mit dem Siegeskranze nach dem Schlachtfelde hin.

Auf dem Platze, wo Peter nach der Schlacht zuerst ausruhte, ist eine Pyramide aus Stein errichtet, um den geweihten Ort der Vergessenheit zu entreißen.

Diesem Stein gegenüber sieht man noch eine Reliquie aus der Zeit dieses bedeutsamen Kampfes, die alte Holzkirche (S. Taf. XXII.), in der Peter der Große am Tage der Schlacht den ersten Gottesdienst anordnete. Eine traurigere Erinnerung an den Sieg hätte man nich gut aufbewahren und zugleich mehr vernachlässigen können. Das niedrige Gebäude ist sehr im Zerfallen begriffen; im Innern ist nicht allein Alles alt, sondern auch verkommen. Die Säulen des Altars sind schief, die Wände durchbrochen, die heiligen Bilder mit Schimmel und Spinngewebe verziert, und der Wind, der nicht allein von der Seite, sondern auch durch das Dach eindringt, bewohnt das Allerheiligste, zu dem auch Fledermäuse, Katzen und Hunde freien Zutritt gehabt zu haben scheinen. Wir wurden durch einen Popen hineingeführt, dem die Aufsicht über die Kirche anvertraut war, und der sich sehr wunderte, daß ich so viel Werth auf diese alte Bretterbude legte, sie zu zeichnen. Von Außen hat man das an sich schon häßliche Gebäude noch durch unsymmetrische Anbauten verunziert. Daß auch hier das Kreuz auf den Halbmond gepflanzt ist, kann sich nur noch altherkömmlich, nicht unmittelbar, auf die Herrschaft der Tataren, oder den Sieg der Russen über den Halbmond beziehen.

Auf der Höhe der Stadt befinden sich außer dieser schon seit langer Zeit unbenutzten Holzkirche drei jüngere Steinkirchen von bedeutender Größe und einem freundlichen Ansehen. Die eine derselben, an der weder die Formen noch die Verhältnisse ein auffallend günstiges Vorurtheil für sich in Anspruch nehmen, steht an der gegenüberliegenden Seite des weiten Platzes, und wirkt hauptsächlich durch ihre grünen Dächer und weißen Wände.

Die bedeutendste dieser jüngeren Kirchen ist die Kathedrale, ebenfalls auf einem freien Platze auf der Höhe der Stadt, dicht an dem mit Häusern bedeckten schrägen Abhange, der in östlicher und nordöstlicher Richtung nach der Worskla führt. Sie wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Fürsten Dolgoruki erbaut, und trägt alle Untugenden ihrer Zeit an sich. Ueber und über mit den sinnlosen Ornamenten der Zopfkrankheit überladen, hält sie nur in der Anordnung der Schiffe und Thürme eine entfernte Andeutung von griechisch-russischem Charakter fest. Während bei der vor-

XXII.

hererwähnten Kirche die Hauptwirkung durch die Mittelkuppel erreicht werden soll, nehmen hier die vier Seitenthürme fast die Höhe des Hauptthurmes ein. Vorzugsweise nur durch die runde Gestalt weicht der Mittelthurm von den vier quadratischen Seitenthürmen ab. Die den halbkugeligen Kuppeln aufgesetzten Laternen sind wieder in gleichem Maße geschmacklos. Die drei nach oben in Höhe und Breite stark verjüngten Etagen des einzelnstehenden Glockenthurmes ruhen auf einem ohne alle Motive unverhältnißmäßig erweiterten Unterbau. An zahlreichen Säulen, denen zu Liebe man, um sie zu beschäftigen, weit vorspringende Dächer zwischen den einzelnen Etagen angebracht hat, fehlt es in den drei oberen Etagen gar nicht. Nur an dem mächtigen Unterbau des Thurmes, wo sie wirklich etwas zu tragen hätten, sind sie für überflüssig erachtet.

Nach so vielen schonungslosen Polizeiangriffen, denen ich in Kiew nur durch militairische Begleitung entging, hätte ich Gelegenheit sehen können, in der Höflichkeit der hiesigen Polizei, die schon auf 500 Schritt Entfernung verbindlichst grüßte, einige Satisfaction zu finden, wenn mich der Gedanke nicht einigermaßen wieder gedehmüthigt hätte, daß diese Verbindlichkeit nur auf Pferde und Wagen des Fürsten Dolgoruki gemünzt sei, denen ich zum Besehen und Zeichnen der Merkwürdigkeiten Pultawa's anvertraut war.

So angenehm der Aufenthalt in Pultawa für uns war, so wenig konnten wir an eine lange Dauer desselben denken. Wir hofften noch, unsere Absicht, quer durch die Steppe die südlichen Wolgagegenden zu erreichen, ausführen zu können. Eine ungebändigte Reisesucht beherrschte uns, und wir hielten jeden Tag für verloren, den wir nicht im Freien zubrachten.

Spät Abends, am letzten russischen Oktober, in einer wundervollen Mondnacht, fuhren wir ab. Die Stadt und die Gegend lag in einer poetischen Helle vor uns, und die Ferne war mit einem zarten Duft überflogen. Von der Worskla aus lagen die Häuser der Stadt wie weiße Schneeflecke am dunklen Abhange. Die Thürme der jüngeren Kirche und des schönen Klosters am Rande des Schlachtfeldes erhoben sich, zwischen den ruhigen, bunten Gruppen, wie weiße Nachtwandlerinnen, die der Mondschein zur Bewunderung hingerissen hat.

Etliche Werste waren wir von der Stadt entfernt, als wir an einem interessanten Lager vorbeifuhren. Die Bauern etlicher Dörfer hatten sich mit ihren Wagen, Ochsen und Hunden hier niedergelassen, um anderen Morgens früh die Worskla zu überschreiten und zur Stadt zu fahren. Der weit ausgedehnte Lagerplatz schien im Mondschein mehr verwirrt, als klar und übersichtlich. Etliche Gruppen lagen dicht am Wege schlafend, andere im Inneren des Lagers zwischen den Wagen; alle auf der bloßen Erde. Die Zugochsen hatte man auch ihrer vollen Willkür überlassen, und sie lagen mit den Menschenhaufen in malerischer Abwechselung umher. Wachen mit ihren Hunden bewegten sich an den Gränzen des offenen Himmelbettes auf und ab. Die Abendfeuer waren im Erlöschen; die Nacht schien den Schläfern milde genug, ohne andere Wärme, als die der Mitte unseres Novembers.

Während unsere Kosacken die gestürzten Vorderpferde wieder ersetzten, mußten wir uns dem ruhigen Eindruck der Nacht überlassen. Schon erhob sich der Orion ganz über den Horizont. Längs der Worskla hin verfolgte das Auge im Mondschein die nächsten Dörfer, und den im Duft der Ferne verschwindenden Wald. Von allen Seiten her hörten wir Hundegebell und den nächtlichen Hahnenschrei. Leicht wußte die Phantasie einen rauschenden Bergbach hinzuzufügen, um sich in Jugenderinnerungen zurückzuträumen. Das schlafende Kosackenlager zur Seite war vergessen, die erdrückende Einsamkeit der Steppe vernichtet, und das Land mit seinen Dörfern und Wäldern, seinem Hundegebell und Hahnengeschrei, seinem Mond- und Sternenschein, wandelte sich unmerklich in eine Gegend der Heimath um, die mit verständlicher Sprache zum Gemüth redete.

Gegen Morgen überschritten wir das unbedeutende Flüßchen Kolomatschuk, das langsam und stagnirend durch das ausgedehnte Dorf gleiches Namens fließt. Das Flußthal ist mit dichten Laubwäldern bedeckt, und überall stehen gelbe, lockere Sandschichten an. Allmälig scheint eine Veränderung im Charakter des Landes einzutreten. Die Gegend fängt an unebener zu werden, und die langen Dörfer, in denen die gedrängt stehenden, achtflügeligen Windmühlen fast noch lebhafter, wie in den früheren Dörfern ihr

Spiel treiben, steigen wieder bis zum hohen Rande der Thalwand an. Die Gärten sind so dicht mit kleinen strauchartigen Kirschbäumen bepflanzt, daß die Dörfer ein waldähnliches Ansehen gewinnen. Die Dächer der Häuser werden nicht blos unregelmäßig mit Holz oder Stroh, sondern sogar nicht selten mit Mist beworfen. Die meisten Strohdächer dieser Art haben eine wasserdichte Unterlage, ein Gemisch von Thon und Mist. Das Flechtwerk der Wände wird allgemein durch volle Baumstämme ersetzt, die unter der Lehmdecke jedoch noch nicht zum Vorschein kommen.

Nach Walki hin stellen sich die ersten größeren Eichenwälder, mit wilden Obstbäumen untermischt, mitten in der Fläche ein. Sie treten hier coulissenartig hintereinander, so daß sie schon den ganz Horizont beherrschen. Dicht gedrängte Haselgebüsche bilden das Untergehölz, und geben den schönen und gesunden Wäldern ein undurchdringliches Ansehen und eigenthümlichen Reiz. Die ukrainischen Wälder beginnen, sobald man in Charkow eingetreten ist.

Mit diesen Wäldern und dem Eintritte in die alte Ukraine sieht man eine Reihe alter, verfallener Schanzen, Wälle, die die früheren Gränzen bezeichnen und sich über einen flachen Hügelzug hinziehen. Aehnliche Gränzwälle zum Schutze gegen feindliche Horden sind noch in Ueberresten vierzig Werste südlich von Kiew und ebenso weit nördlich von Ekaterinoslaw vorhanden. Noch vor ungefähr hundert Jahren ist der Feldbau über diese Wälle hinaus nicht nach Süden vorgedrungen gewesen. Unter den Kaiserinnen Elisabeth und Katharina sind diese schützenden Erdwälle in lebendige chinesische Mauern, in die Linien der donischen Kosacken umgewandelt worden. In Friedenszeiten haben sich die Kosackencolonien fast überall hier auf den Ackerbau gelegt, so daß die wirkliche Militairgränze immer weiter nach Süden hinausgerückt ist.

Die Stadt Walki liegt zu beiden Seiten eines stagnirenden Flüßchens gleiches Namens. Die Häuser stehen unregelmäßig durcheinander, ziemlich gedrängt, doch noch weit zerstreuter, als in moskowitischen Dörfern, und so nimmt die Stadt einen unübersehbaren Raum ein. Die große Katharina hat ihr den Charakter einer Stadt zukommen lassen; im Grunde genommen hat die Stadt aber doch nur einen Dorfcharakter. Ihr Anblick ist möglichst uninteres-

sant und trübselig: Heuhaufenhäuser zwischen Kirschbüschen, hin und wieder ein ochsenblutrothes Holzdach, etliche unbedeutende weiße und grüne Kirchen, die zwischen den Büschen und Strohdächern gleichsam Verstecken spielen, und von denen nur eine einzige fünf Kuppeln hat, und dazu ein Stadtgefängniß, wie in Grjaesowez. Die Straßen waren von frischem Regen so tief ausgewaschen, daß man nur nebenher sicher fahren konnte. Mit dem überall anstehenden gelben Diluvialsande hatte man hoffnungsvolle Verbesserungsversuche eingeleitet, bis zum nächsten Regen; die schwierigsten und grundlosesten Stellen in der Tiefe, nahe am Flusse, befestigte man auf solidere Weise mit Mist, der von allen Seiten auf Bauerwagen herbeigeschafft wurde.

Der Mist ist hier, wo man wieder mehr Brennholz hat, das passendste und beliebteste Wegebaumaterial. Das Land wird nirgend gedüngt, und die Erzeugnisse des Stalles müssen doch einmal entfernt werden. Was auf den Straßen kein Unterkommen findet, wird auf einem uncultivirten Platze in der Nähe der Stadt aufgehäuft, der auch, wo eine so übertriebene Ordnung eingeführt ist, zum Schindanger benutzt wird. Das ist denn auch der Sammelplatz aller Hunde der Umgegend, der Raben und Krähen, und aller Geschöpfe, die Neigung für eine verpestete Luft haben.

Europa hat schwerlich fruchtbarere Länderstrecken aufzuweisen, als die Ukraine. Aber die Bewohner wissen wenig mit dem reichen, fruchtbaren Lande anzufangen. Sie düngen das Land nicht allein nicht, sondern sie bearbeiten es auch so sorglos, daß das Gras und Unkraut stärker als das Getreide wuchert. Der Fürst Dolgoruki hat in Pultawa mitten im Felde eine Strecke mäßig düngen und sorgfältig bearbeiten lassen, um ein Beispiel aufzustellen. Sie hat einen sechsfachen Ertrag geliefert; doch die Bauern haben das für Zufall erklärt.

Diese durch historische Entwickelung rechtlich begründete Sitte ist Ursache, daß man in den fruchtbarsten Jahren vorzugsweise mehr Unkraut als Getreide erndtet. So entsteht ein Mangel an Korn; der Hafer wird theuer bezahlt und zu Brod gebacken. Die Pferde werden, wenn ihnen die freie Natur nichts mehr liefert, elend und kraftlos. Man verwendet um so weniger Sorgfalt auf sie, als

man alle Arbeit mit Ochsen verrichtet. Schon in Pultawa sagte man uns, daß in Walki in Folge solcher Verhältnisse, so wie an und für sich, die Post keine Pferde habe; statt 40, die da sein müßten, hielt die Post nur 18, die immer unterwegs seien. In die Ersparnisse theile sich die Post mit den beaufsichtigenden Beamten: und Alles sei hier in der besten russischen Ordnung. Die Reisenden müßten Tage lang sitzen, ohne weiter zu kommen. Als wir Nachmittags ankamen, fanden wir einen deutschen Officier aus Grusien hier, der schon seit dem frühen Morgen wartete, aber keine Pferde erhielt, und bald gesellte sich auch ein anderer Deutscher zu uns, der als russischer Beamter reis'te. Es scheint, daß in dieser späten, schlechten Jahreszeit fast nur noch Deutsche auf den russischen Heerstraßen anzutreffen sind.

Unser Grusier war als Fähnrich von Petersburg abgereis't und als Lieutenant in Tiflis angekommen. Das ist so Brauch. Um für den schweren Dienst und die Gefahr des Klima's einige Aussicht des Ersatzes zu geben, avancirt jeder Militair- und Civilbeamte, der ein Jahr nach den kaukasischen Provinzen zu gehen beabsichtigt, sogleich um einen Tschin. Dadurch ist in Georgiewsk eine Merkwürdigkeit entstanden, wie schwerlich außer Rußland ein anderes Land in der Welt eine aufzuweisen hat. Kein Avancement ist so schwierig und folgenreich, als das vom »Titularrath« zum »Collegienassessor« oder vom Capitain zum Major, oder allgemeiner von Nro. 9 zu Nro. 8. Der durch bloß persönlichen Adel charakterisirte Titularath muß erst ein Examen machen, wofür der Assessor erblichen Familienadel erhält. Für Grusien fällt das Examen weg; und der Titularrath, der den Kaukasus in Diensten überschritten hat, ist schon deshalb allein erbadeliger Assessor. Nun wird mancher Rath als Rath alt und grau, weil er das Examen unbequem findet; wünscht aber doch seiner Familie einen rechtlichen Adel zu hinterlassen. Dazu reicht ein Jahr in Grusien hin. Und so sind die alten Titularräthe schaarenweise nach Grusien gewandert. In Georgiewsk sammeln sich die Reisenden, bis eine Karavane unter Bedeckung über den Kaukasus geht. Von den Strapazen der Reise und dem mörderischen Klima in den Sümpfen an der Kuma sind hier schon viele Opfer gefallen, und besonders hat der Tod unter

den altergrauen, aber hoffnungsreichen Titularräthen gewüthet. Daher soll Georgiewsk einen Kirchhof haben, auf dem fast nur Titularräthe begraben liegen, was schwerlich von irgend einem andern Orte mit Fug der Wahrscheinlichkeit behauptet werden kann.

Andern Morgens war schon vor Tage der Markt in Walki lebendig. Die Verkäufer standen im Mondscheine, in weiße Schafpelze eingehüllt und weiß bereift in Reih und Glied. Juden sahen wir nicht mehr unter der Menschenmenge, und von hier aus nirgend wieder; mit den letzten waren wir in Pultawa zusammengetroffen. Die Käufer kamen von allen Seiten herbei. Pflüge und Wagen mit vier bis acht weißen Ochsen bespannt, zogen über den weiten Platz ins Feld hinaus; Pferde, die man nur als Zugvieh vor Posten sieht, reichen bei grundlosen Wegen auch für diese nicht aus, sondern müssen durch Ochsen vertreten werden. Endlich kamen auch etliche Jammergestalten von Pferden für uns an, und kaum noch glühte das Morgenroth am Horizont, als wir wieder im Freien waren.

Von hier aus ändert sich der Charakter der Gegend auffallend und nirgend erinnert ein Blick mehr an das Gouvernement Pultawa. Das Land wird entschieden hügelig, und nach allen Seiten sieht man mannichfache Laubwälder am Horizont, bis auf die Höhen. Dichte Haselgebüsche mit wilden Aepfel- und Birnbäumen dringen weit bis in die Ackerfelder hinein. An anderen Orten sieht man die Ackerfelder regelmäßig mit wilden Aepfel- und Birnbäumen bepflanzt, und der Habitus der Gegend erinnert lebhaft an den von Lotharingen. Selbst die Dörfer scheinen unregelmäßig aneinander gereihte Obst- und Gemüsegärten, in denen die Wohnhäuser nur nebenbei existiren. Einzelne Kiefern treten als Zierpflanzen in den Gärten auf, und die Weißbirken mischen sich unter die Obstbäume. Bäume gedeihen hier wieder überall; es ist auf eine wesentliche Veränderung des Bodens zu schließen; doch sieht man noch nirgend ursprünglich anstehendes Gestein, das sicheren Aufschluß geben könnte. Die schwarze Erde nimmt nur nach der Wasserscheide zwischen Dniepr und Donetz ab, die man in der Nähe von Walki überschreitet.

Die erste auffallende Erscheinung im Flußgebiete des Don

bietet das breite, ebene, mit Triebsand angefüllte Thal des Lupan dar. Ein so flaches Flußthal, in dem der sterilste Triebsand stellenweise bis zu zwei Werſten vom Flusse entfernt und 30 bis 40 Fuß hoch aufgehäuft liegt, hatten wir noch nicht gesehen. Zu beiden Seiten des Flußthales steigt das bewaldete Hügelland ziemlich gleichmäßig an, so daß man sich in einem von allen Seiten abgeschlossenen Kesselthale zu befinden glaubt. In diesen Sandstrecken, wo die Pferde kaum aus der Stelle können, werden die Posten meist mit Ochsen weiter befördert. Die Kutscher spannen ihre Pferde ohne Weiteres aus, und lassen die Reisenden selber dafür sorgen, wie sie weiter kommen. Da unser Kutscher zufällig ein Großrusse war, so blieb er uns treu, oder vielmehr, er wurde nicht eigensinnig.

Ein reiches Kloster am Wege, kündigte die Nähe einer großen Stadt an. Von einer Anhöhe, etwa drei Werste von Charkow, sahen wir die Hauptstadt der schönen Ukraine zuerst im Lichte der untergehenden Sonne vor uns liegen. Noch ehe wir die Stadt erreichten, war es stockfinster geworden und es regnete heftig. Vom letzten Hügel aus zeigten sich die Straßen durch gedrängte Reihen von Lichtern angedeutet. Die Stadt ist nicht unübersehbar zerstreut, wie die übrigen alten kleinrussischen Städte. Schon diese Lichter allein deuten eine abweichende Bauart an.

Wir wollten zum französischen Gasthause; unser großrussischer Kutscher aber führte uns mit Gewalt und gegen unsern Willen in ein russisches Gasthaus, in dem er bekannt schien, und spannte sofort aus. Wir wären lieber in dem schlechtesten Bauerhause geblieben, als in diesen großen, öden Räumen, in denen außer einem zerrissenen Sopha und zerbrochenem Tische und Stuhle, nur Schmutz an allen Wänden und in allen Winkeln anzutreffen war. Unser Wirth war auch ein Moskoviter, wie der Kutscher; und so konnten wir nichts anderes erwarten. Sogar in dem reichen, rasch aufblühenden Charkow kann man ein leidliches Gasthaus nur bei einem Franzosen oder Deutschen finden, da die reinlichen aber bequemen Kleinrussen keine Neigung für einen complicirten Erwerb verrathen.

Gleich Morgens nach unserer Ankunft wies uns der Gouverneur auf Befehl des Fürsten Dolgoruki eine neue Wohnung an.

Wir vertauschten unser unwohnliches, elendes Gasthaus mit einem Säulenpalaste, unsere leeren Stuben mit reich möblirten Marmorsälen, und unsere Talglichter mit prachtvollen Kronleuchtern, und Alles, was wir wünschen konnten, wurde uns zu Gebote gestellt.

Um die Universität und deren wissenschaftliche Sammlungen kennen zu lernen, wandten wir uns an den Curator, den Grafen Golowkin, und fanden bei ihm eine möglichst zuvorkommende und gastfreundliche Aufnahme. Wir lernten zugleich alle Professoren, deren wissenschaftliche Richtung Interesse für uns haben konnte, bei ihm kennen; und die Sammlungen wurden uns in möglichst liberaler Weise zur Benutzung freigestellt. Der Graf, noch unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth geboren, scheint seine vielseitig thätige Hof- und Staatslaufbahn, die ihn mit allen äußeren Ehren überhäufte, hier im stillen Dienste für die Wissenschaft beenden zu wollen, und seine Bestrebungen werden sichtlich mit dem schönsten Erfolge gekrönt.

Die Universität in Charkow, im Jahre 1805 eröffnet, und vorzugsweise mit kleinrussischen Lehrkräften versehen, obwohl auch einige deutsche und italienische Professoren an derselben lehren, scheint in ihrer vortheilhaften Einwirkung auf ein wissenschaftliches Studium, von jeder andern Leistung abgesehen, den übrigen russischen Universitäten, die wir kennen lernten, mit entschiedenem Vortheile an die Seite gestellt werden zu können. Die Gymnasialvorbildung soll gegen die der übrigen Lehrbezirke sich durch Gründlichkeit auszeichnen, und freie wissenschaftliche Discussionen der Studirenden unter Leitung der Docenten haben einen regeren Eifer für die betreffenden Studien hier hervorgerufen, als durch Ablesung eines geschriebenen Compendiums, das jedem Gedanken polizeimäßig seinen Weg weiset, möglich geworden wäre. Diese vom herkömmlichen Schlendrian so wesentlich abweichende Einrichtung, die dem Grafen Golowkin ihren Ursprung verdankt, war, unter der streng militairischen Einrichtung der Universitäten im Ganzen, die einzige freie akademische Lebensäußerung, die uns in Anstalten ähnlicher Art auffiel.

Obwohl die Universitätsgebäude geräumige Paläste sind, und die wissenschaftlichen Sammlungen mit ihren jetzigen freundlichen

Räumen noch in einem passenden Verhältnisse stehen; so kann doch eine Erweiterung derselben mit allmählichem Zuwachse nicht ausbleiben. Alle Sammlungen sind praktisch angeordnet; es ist ein wohlthuender Anblick, die Einrichtung in denselben mehr auf den Gebrauch, als auf einen äußeren prunkenden Schein berechnet zu sehen.

Die Bibliothek, mit der ein fleißig besuchtes Lesecabinet von wissenschaftlichen und politischen Zeitschriften in Verbindung steht, ist ein freundlicher und nicht durch unnütze Pedanterie erschwerter Aufenthaltsort. An große Vollständigkeit in irgend einem Fache, ist hier nicht wohl zu denken; für die naturhistorischen Gegenstände waren jedoch viele ältere und neuere Hauptwerke vorhanden, durch die viele andere entbehrlich werden. Für diese Zweige schien man noch am meisten bedacht gewesen zu sein. Ganz ohne Bedeutung ist die geognostische Sammlung. In der mineralogischen waren nur russische Mineralien von Auszeichnung vorhanden. Das Herbarium, auf der Galerie der Aula untergebracht, wird dadurch vorzugsweise interessant, daß es in einem Reichthum von Exemplaren eine vollständige Flora der Ukraine enthält, die ausschließlich von dem tüchtigen Pflanzenkenner und Professor der Botanik Tschernaieff gesammelt ist. Besonders zeichnet sich als Seltenheit die sorgfältig und eigenthümlich präparirte Sammlung von Pilzen aus, die ein Gegenstand der Lieblingsbeschäftigung Tschernaieff's geworden sind. Die zoologische Sammlung, eine Schöpfung des eifrigen, in der Blüthe seiner Jahre verstorbenen Krynizki, war für uns vom größten Interesse.

Alle zoologischen Gegenstände sind in einem einzigen großen Saale in ausgezeichneter Ordnung aufgestellt, und durch alle Classen von Krynizki wissenschaftlich bestimmt. Die Thiere sind größtentheils russische, in der Ukraine, in den Steppen, am Kaukasus und in der Krym von Krynizki selber gesammelt oder eingetauscht. Viele Exemplare sind mit denen der Pallasischen Sammlungen verglichen, auf dem Gute von Pallas, in der Krym, gesammelt, und geben erwünschte Aufschlüsse über zweifelhafte Arten und unvollständigere Beschreibungen von Pallas.

Ein Nebeninteresse gewann die Sammlung für uns noch da-

durch, daß Nordmann aus Odessa vor wenigen Wochen in derselben die von ihm als neue Arten aufgestellten Thiere der südrussischen Fauna eigenhändig bezeichnet hatte. Auch die von Krynizki und Andrsewski als neu aufgestellten Arten, waren hier nach Originalexemplaren zu beurtheilen.

So reiht sich diese Sammlung, mit der von Eversmann in Kasan hervorgerufenen, an Bedeutung für die Fauna Osteuropa's zunächst der akademischen Sammlung in Petersburg an.

Die Säugethiere und Vögel der Sammlung sind sämmtlich von einem alten Soldaten ausgestopft. Beim Aufstellen der Spirituspräparate schienen nicht unbedeutende Quantitäten des Nationalgetränks auf seine eigene Person verwandt zu sein. Er hatte Befehl, uns auf unsern Wunsch das Museum und dessen Schränke zu öffnen, und war darin äußerst pünktlich, bis wir ihn, um ihn nicht zu ermüden, mit einem reichlichen Trinkgelde versahen. Von diesem Punkte an sahen wir ihn in den ersten Tagen gar nicht, und es war schwer, seiner wieder habhaft zu werden. Seine Zurückhaltung rührte jedoch nicht aus beleidigtem Zartgefühl, sondern mehr aus der stillen Ueberzeugung her, daß für ihn von uns nun nichts mehr zu hoffen stände. Sein Ausbleiben war bloß eine Quittung für erhaltenes Trinkgeld.

Der botanische Garten ist ein weitläufiges Grundstück, das die Stadt der Universität geschenkt hat. Der größte Theil desselben, die Holzgewächse umschließend, etwa 400 Arten, doch fast ganz ohne Nadelhölzer, ist als öffentliche Anlage eingerichtet und mit einem Kaffeehause und einem chinesischen Pavillon versehen, der die schönste Aussicht hat. Man war sehr beschäftigt, die im vergangenen Winter erfrornen Bäume zu ersetzen, und überall wurde gepflanzt. Die schwarze Erde war auf den Höhen hier nur 1 bis 2, an den tieferen Stellen 3 bis 4 Fuß mächtig auf dem lockern Sande entwickelt. Der eigentliche Pflanzengarten mit den Treibhäusern und Staudengewächsen liegt in der Tiefe, und ist im Sommer so trocken, daß die Pflanzen täglich bewässert werden müssen. Um so mehr war es anzuerkennen, daß alle Pflanzen in der besten Ordnung hier cultivirt und sorgfältig bestimmt waren. Wir hatten unterwegs auf günstigerem Boden botanische Gärten gesehen, in

denen etliche Dutzend wuchernde Pflanzen ihre Nachbarn zu hunderten erstickt hatten, und jeder dieser usurpirenden Selbstherrscher oft unter fünfzig verschiedenen Namen die Erlaubniß zu wachsen sich genommen hatte.

So schienen uns im Allgemeinen die meisten wissenschaftlichen Anstalten der Universität, wenn auch noch sehr vervollkommungsfähig, doch mehr ihrem Zwecke zu entsprechen, als ähnliche andere, die wir kennen gelernt hatten. Das steht mit der Gesammtrichtung der verschiedenen russischen Volksstämme in Zusammenhang. Der Kleinrusse bewegt sich auf dem Felde der Wissenschaft entschieden mit mehr Neigung, Talent und Selbstständigkeit, als der Großrusse. Während der Kleinrusse die Wissenschaft als Lebensaufgabe betrachtet und sich ohne Nebenzwecke ihr hingiebt, scheinen die Großrussen durchgängig häufiger ein Mittel in derselben zu sehen, zu äußerer Auszeichnung zu gelangen. Daher so oft bei den Großrussen das Abwenden von einer glänzend begonnenen wissenschaftlichen Laufbahn, sobald sich eine andere Beschäftigung darbietet, die rascher zu einer äußern Stellung und Decoration führt. Der Großrusse mit seinem praktischen Verstande und seinem ausgezeichneten Nachahmungstalent bemächtigt sich leicht eines bestimmt ausgeprägten wissenschaftlichen Materials; aber es fällt ihm unverhältnißmäßig schwerer, als dem Kleinrussen, sich selbstständig in demselben weiter zu bewegen. Die wissenschaftlichen Schriften der Großrussen sind sehr häufig encyklopädischer, noch häufiger compilatorischer Natur, und bewegen sich darin mit Sicherheit und Selbstgefühl, indem der Großrusse sich seines Talents der Nachahmung bewußt ist. Es giebt deren, die reich an mühsamen Beobachtungen sind, welche bloß in der Absicht gemacht scheinen, frühere Beobachtungen zu wiederholen, ohne eine selbstständig gewonnene, eigene Ansicht auszusprechen. Wird von lebhafteren Köpfen diese Gränze überschritten; so kommen oft, ohne andere sichtlichen Motive, als auf möglichst kurzem Wege, Aufsehen zu erregen, wissenschaftliche Ansichten zu Tage, die allen durch ruhige Forschung begründeten Resultaten mit eiserner Stirne feindlich gegenüber treten. Es giebt Beispiele, daß wissentliche Irrthümer oder selbstgemachte Thatsachen hingestellt werden, um sich der allgemeinen Ansicht ge-

genüber durch Widerspruch geltend zu machen. Unter den Kleinrussen haben wir dagegen häufiger Beispiele gefunden, die unbewußt die ruhige Mitte zwischen dieser starren Nachahmung und gezwungenen Originalität einhielten, Männer, die reich an Resultaten eigener Forschung und eigenen Nachdenkens sich doch nicht gedrungen fühlten, Lärm zu schlagen.

Charkow, vor ungefähr 200 Jahren von den Kosacken gegründet, war schon lange eine der bedeutendsten Kosackenstädte und die Beherrscherin der Ukraine; nach dem Aufschwung des Verkehrs zwischen dem Innern von Rußland und den Ländern am schwarzen Meere, für den Charkow nach seiner Lage ein Durchgangspunkt werden mußte, hat sich die Stadt zur bedeutendsten im Süden erhoben und scheint bald mit Odessa sich in gleichen Rang stellen zu wollen. Charkow hat vier Messen des Jahres, von denen die bedeutendste, nächst der von Nischni-Nowgorod die größte Messe Rußlands, durchgängig für etwa vierzig Millionen Waaren hier aufhäuft. Dabei besteht fortwährend das ganze Jahr über ein lebhafter Verkehr durch den Waarentransport in verschiedenen Richtungen. Fast ununterbrochen sieht man auf den Straßen von Charkow aus lange Frachtzüge mit großrussischen Pferden bespannt nach Süden, und mit kleinrussischen Ochsen nach Norden ziehen. Dazu kommt noch, daß aller Verkehr der Ukraine sich in Charkow concentrirt. Doch bei alle dem bleibt es auffallend und ungewöhnlich, daß die Einwohnerzahl in vier Jahren um das Doppelte, von 22,000 auf 45,000 gestiegen ist.

Der Haupttheil der Stadt beherrscht die Höhen am linken Ufer des Flusses, und hat durch die gedrängt stehenden schönen und neuen Häuser und die mäßig breiten Straßen das Ansehen einer blühenden europäischen Stadt. Nur durch den ausgedehnten Gostinoi Dwor, die Meßgebäude und Kirchen, durch die Beschaffenheit der Straßen und der Vorstädte sieht man sich nach Südrußland versetzt. Die Anhäufung von Menschen der verschiedenartigsten Nationen: von Kleinrussen und Moscowitern, Tataren und Armeniern, Italienern, Franzosen und Deutschen u. s. w. giebt ihr den Charakter der bedeutendsten russischen Städte. Kaum ist in Moskau das Volksgewühl ein bunteres.

Zur Zeit unserer Anwesenheit legten die Straßen dem Verkehr ein ungesuchtes, aber auch unumgängliches Hinderniß in den Weg. Charkow besitzt nicht einen einzigen Pflasterstein, und mußte sich zu dieser Zeit des Uebergangs in den Winter mit einem ganz breiweichen Straßenpflaster von zwei bis drei Fuß Höhe begnügen. Ohne Wasserstiefeln war es nicht möglich, trocknen Fußes auf dem reingefegten Trottoir zur Seite zu gehen. Soviel wie möglich hatte man den Straßenkoth auf der Mitte der Straße zu kleinen Bergen aufgehäuft, um die Passage zu beiden Seiten möglich zu machen. Auf diesen passirbaren Stellen zur Seite der Kothhügel lag der Morast nur etliche Fuß hoch, so daß die Droschken mit genauer Noth vorwärts konnten. Ohne Droschken durfte sich jedoch Niemand auf die Straße wagen. Die Häuser, auch die anständigsten, waren nur dadurch zugänglich gemacht, daß man das Trottoir und die anliegenden Theile der Straße mit Mist befestigt hatte.

Durch alles dieses war hier eine nachahmungswürdige Schuleinrichtung hervorgerufen, die wohl schwerlich anderswo ihres Gleichen haben wird. So wie man sonst wohl Hundstagsferien wegen großer Hitze angeordnet hat, waren hier weniger astronomisch als terrestrisch bestimmte Dreckferien eingerichtet. Das Gymnasium hatte seit vierzehn Tagen, und die Universität seit acht Tagen Dreckferien. Es würde eben so zwecklos gewesen sein, zu erwarten, daß jeder Gymnasiast oder Student sich eine Droschke zum Besuche der Collegien halte, als daß er sich den Lebensgefahren des Straßenpflasters aussetze. Und so hätten sich die Ferien ohnehin von selber, ohne Befehl, einstellen müssen.

Dergleichen Straßenübel und deren Folgen sind nicht zu umgehen. Wohl aber könnte man den Gestank der großen Mistablagerungen vermindern, die nur etliche Minuten von der Stadt entfernt angelegt sind. Man begreift die Polizei nicht, falls noch außer politischer Aufsicht, andere Rücksichten ihrer Sorge anheim gegeben worden sind. Diese Feldstrecke ist eine Vorstadt von Haufen und Bergen von Mist, die in langen Reihen geordnet liegen, um zwischen durch fahren zu können. Gestürzte Thiere in allen Stadien der Verwesung sind zu Hunderten hingestreut. Herrenlose, halbwilde Hunde schwärmen schaarenweise in der Gegend umher

und verschleppen die Knochen und Thiere weithin in die Felder. Heftige Kämpfe entspinnen sich dabei unter den hungrigen Knochennagern, und viele verlassen den Aas- und Kampfplatz lebend nicht wieder. Die nahegelegenen Regenschluchten und Gräben liegen voll Skelette und Cadaver von Hunden und Rindvieh. Wo man in einen Einschnitt im Felde, in ein Baltathal eintritt, kann man erwarten, daß eine Schaar tückisch-furchtsamer Hunde sich plötzlich erhebt. Meist entfernen sie sich schleichend mit gesenktem Schwanze und schlechtem Gewissen; doch nicht selten sollen sie einzelne Menschen, von denen sie aufgestört werden, in Gemeinschaft anfallen. Alle ukrainische Städte scheinen diese Aas- und Mistplätze gern in möglichster Nähe zu besitzen, obwohl sie nur dem Zoologen einen reellen Vortheil versprechen können.

Für eine Stadt von der Bedeutung Charkow's kann man seine Kirchen unbedeutend nennen. Daß nur Kirchen aus der schlechtesten Zeit des russischen Baustyls hier zu erwarten sind, läßt schon das Alter vermuthen. Doch auch nicht viel Nachahmungen besserer älterer Vorbilder sind hier zu sehen.

Die Kathedrale auf der Höhe der Stadt erinnert an die jüngeren Kirchen Pultawa's und an die Kathedrale in Koseletz. In den letzten Jahren scheint die reiche Bürgerschaft mindestens Geld angewandt zu haben, um sie durch einen ebenso riesenmäßigen, als monströs geschmacklosen Glockenthurm auszuzeichnen. Dieser in der Richtung der Mittellinie an die alte Kirche angebaute Glockenthurm hat ein Piedestal, ein zweckloses Untergebäude, von der Breite und Höhe des Kirchenschiffes, das sogar, in ganz abweichendem Styl erbaut, noch etwas über das Dach des Kirchenschiffes hinausragt. Uber diesem Piedestal erhebt sich der eigentliche Thurm in vier Etagen, von denen die oberen rund und kahl, die unteren vierseitig und ziemlich reich verziert sind. Das ganze Ungeheuer wird, wie der Iwan weliki in Moskau, durch eine Zwiebelkuppel gekrönt, die aber wieder mit einer schlanken Laterne und kleinen Kuppel überbaut ist. So häuft man Kuppel auf Kuppel, Stock auf Stock in unschönen Verhältnissen, bringt in dieser Etage Säulen und Pilaster, in der folgenden kahle Wände, hier Bogenfenster, und höher hinauf Kreisfenster an, sicher in der Absicht, einige

Mannichfaltigkeit hervorzubringen, ohne aber mehr als Störung aller Harmonie zu erreichen. Zur Zeit unserer Anwesenheit war der Thurm nach oben noch nicht vollendet, hatte aber schon in der obern Hälfte eine auffallende Neigung, sich der schräg gegenüberliegenden Universitätsklinik zu nähern, und demnach auch die Aussicht, nicht in dieser Gestalt vollendet zu werden. Einen im Verhältniß zu seiner Größe und seinen Ansprüchen geschmackloseren Thurm sahen wir nirgend.

Die bischöfliche Kirche in der Nähe der vorigen und dicht am bischöflichen Palaste gleicht der oben erwähnten Kirche in Pereiaslaw; der Glockenthurm beherrscht, nebst den drei Thürmen auf dem Schiffe, die Mittellinie des ziemlich hohen, sonst unbedeutenden Gebäudes. Die neue protestantische Kirche verleugnet den Einfluß nicht, den der durch classische Bauelemente entartete russische Kirchenstyl auf sie ausgeübt hat.

Wer Charkow in seinem jetzigen Zustande kennt, der hält es kaum für möglich, daß vor kaum einem Menschenalter noch Scenen sich hier ereigneten, die sehr an das Mittelalter erinnern. Aus der nur etliche Meilen entfernten Stadt Tschugujeff ist vor sechszig Jahren noch die Frau eines Obristen von den nomadisirenden Tataren geraubt worden.

Durch die Militaircolonieen, die im Jahre 1819 hier eingerichtet wurden, sind die freien Nomadenvölker aus diesen Gegenden für immer weggebannt. Doch die erste Einrichtung der Militaircolonieen, wie sie hier noch im Gedächtniß aller Volksclassen lebendig aufbewahrt lebt, ist noch in höherem Maße geeignet, die Erinnerung an die Gräuel des Mittelalters aufzufrischen, als die Thaten der Räuberhorden. Wenn irgendwo auf dem verhaßten Namen Araktschejeff's, der in der letzten Lebenszeit des milden, aber unklaren und wankelmüthigen Alexander's dessen blindes Zutrauen besaß, ein erbitterter Fluch ruht, so ist es hier. Tschugujeff, von freien, durch Urkunden Peter's des Großen bevorzugten Kosacken bewohnt, wurde auch 1819 zur Militaircolonie erhoben, d. i. gezwungen. Die alten Einwohner waren über die Dienstzeit hinaus; aber die Söhne der Kosacken sollten zum Dienste gezwungen werden. Die Alten beriefen sich auf ihre geschriebenen Urkunden,

meinten, Kaiserwort müsse heilig sein, man wolle sie wider den Willen des Kaisers bedrücken, und beabsichtigten, eine Deputation an den Kaiser zu schicken. Die Urkunden wurden zerrissen, die Deputation wurde gewaltsam unterdrückt, und die Jugend zum Dienst gezwungen. Dann fing man an, das Vieh der freien Menschen zur Arbeit wegzunehmen und das Eigenthum anzutasten. Zur Zeit der Heuernte brach die Revolution der in allen Rechten gekränkten Bevölkerung aus. Es wurden Truppen herancommandirt und Kanonen aufgefahren. Zum Schießen kam es zwar nicht; aber es wurden auf andere Art in der Umgegend 500 Menschen gemordet. Die Widerspenstigen wurden in ein Exercirhaus getrieben, eng zusammengepreßt und in der heißen Jahreszeit ohne Trank und Nahrung fast zwei Tage lang zusammengelassen. Viele Greise fielen bewußtlos oder todt nieder, ehe die Stunde der unmenschlichen Strafe kam. Nach dem Gesetze durfte Niemand, der über sechzig Jahre alt war, Spießruthen laufen; auch mußte ein Arzt dabei sein, um bei Todesgefahr Einhalt zu gebieten. Araktschejeff machte hier eine Ausnahme. Neunzigjährige Greise mit langen, silberweißen Bärten starben unter den Ruthenhieben. Von Kindern und Enkeln begleitete Altgläubige, mit den geistlichen Functionen versehen, segneten die Weinenden und traten mit dem Muth der Märtyrer unter die Geißelhiebe hin, bis sie fielen. Dann wurden sie an den Füßen weggeschleppt. Auch aus den Augen der Soldaten flossen Thränen, und vielen versagte der Arm. Araktschejeff und seine Helfershelfer bezeichneten die Säumigen mit Kreidekreuzen auf dem Rücken, um ihre Menschlichkeit mit Stockschlägen und Spießruthen zu belohnen. Unter diesen Zöglingen der schrecklichen Schule Araktschejeff's bezeichnet das erbitterte Volksgefühl als vorzugsweise thätig im Kreuzezeichnen einen noch Lebenden, der mit seltenem Glücke den Weg seines unerreichten Lehrmeisters betreten hat. So wurden sechszig Menschen todt vom Platze geschleppt. Im ganzen Lande wiederholten sich ähnliche Scenen. Hunderte fielen unter den gräßlichen Streichen. Andere Greise mit ihren Söhnen und Enkeln retteten sich in Böoten auf den Donetz, und versenkten sich unter Gebet und Gesang, um den Händen der entmenschten Henker zu entgehen. Und das geschah in unserm Jahrhundert.

Die freien Städte wurden in Militaircolonieen umgewandelt. Die freien Bewohner mußten ihre Söhne zu Soldaten hergeben. Für die Colonieen wurden Häuser gebaut, alle nach vorgeschriebener Uniform, leicht und mit leichten Schindeln gedeckt. Die Häuser stehen in Reih und Glied in regelrechten Straßen; aber leer. Sie sind nicht für das Clima und die Bedürfnisse des Volkes eingerichtet. Die Bewohner haben sich in die kleinen Hinterhäuser zurückgezogen, die sie selber anzufügen sich gezwungen sahen. Die leeren Vorderhäuser stehen Parade.

Unser Aufenthalt in Charkow wurde von den warmen und heiteren Herbsttagen begünstigt, Tage, wie man sie in der zweiten Hälfte des Novembers kaum mehr erwarten darf. Wir benutzten sie zu ausgedehnten Excursionen in die Umgebung Charkow's, durch die wir uns, so weit es noch möglich war, durch den Augenschein vom naturhistorischen Charakter des Landes überzeugten.

Die geognostische Beschaffenheit des Landes fängt hier wieder an, ein größeres Interesse zu gewinnen. Charkow selber ist auf einem lockeren, grünlichen Sandstein erbaut, der in den Regenschluchten und Flußeinschnitten in der Umgebung überall, und sogar in der Stadt und im botanischen Garten zu Tage tritt. Mit lockerem Diluvialsande von geringer Mächtigkeit bedeckt, zeigt sich dieser grünliche Sandstein überall als die Grundlage der Gegend. Deutlich erhaltene Petrefakten fanden wir nicht in demselben, obschon er reich an Korallen ist So viel mit Wahrscheinlichkeit auszumachen, ist er der Kreide zuzuzählen. Da dieser Sandstein häufig sehr thon- und kalkhaltig ist, so kann die üppige Waldvegetation auf demselben, die schon mit Walki beginnt, nicht auffallen.

In der Nähe von Charkow, bei Tschugujeff und Smijeff, beginnen geognostische Verhältnisse, die von denen im übrigen Rußland gänzlich abweichen. Hier treten zuerst gehobene Schichten im Innern von Rußland auf, während sonst überall die neptunischen Formationen in ursprünglicher, horizontaler Lage vorkommen. Vom linken Ufer des Donetz her erstrecken sich bis an den Donetz heran die horizontalen Kreideschichten; der podolisch-volhynische Granitzug tritt von Süd-Westen her bis zu der Linie von Ekaterinoslaw nach der Mündung des Don vor; zwischen dieser Linie und dem Donetz

und Don herrscht ein auf vulkanischem Wege gehobenes und umgewandeltes Steinkohlengebirge vor. Südöstlich von Smijeff und um die Mündung des Oskol in den Donetz zeigen sich auch entschiedene Juraschichten, die wenig an die Entwickelung der Juraformatation im Innern von Rußland erinnern. Alle diese Schichten sind bis zu ungefähr einem Winkel von 45° gehoben. In den Gegenden, wo die Juraschichten sich am Donetz entwickeln, überschreitet die Kreide das rechte Ufer des Flusses und bedeckt hier die älteren Formationen bis nach der Samara hin.

Die Steinkohlenformation zeigt hier dieselbe Wechsellagerung der Steinkohlen- und Bergkalkschichten, wie in Tula und Kaluga. Auch die charakteristischen Versteinerungen sind dieselben, wie im Innern von Rußland. Doch auffallend zeigt sich die vulkanische Einwirkung auf den Charakter der Gesteine. Statt eines lockern Sandes und plastischen Thones, von dem die Kohlenschichten an der Oka und Upa umschlossen werden, ist hier wirklicher fester Kohlensandstein und ein an Pflanzenversteinerungen reicher Schieferthon, sogar fester Thonschiefer, entwickelt, wie im westlichen Europa in der Steinkohlenformation. Auch scheinen die Kohlenlager reichhaltig zu sein und ein gutes Material zu liefern. Die Lager von Lugan sind schon lange bebaut, und auch in der Nähe von Isium wird Steinkohle gewonnen.

Im Sommer und Frühling muß die Gegend hier reich an Naturreizen sein: ein schönes Hügelland mit weiten Fernsichten, mannichfach geformten Flußthälern und dichten Laubwäldern, die nach allen Seiten das einförmige, aber fruchtbare Ackerland unterbrechen, und zwischen die an vielen Stellen Arme der unbebauten Steppe eingreifen, verspricht eine hier seltene Abwechselung.

In den Wäldern sind Eichen (Quercus pedunculata auct.), Linden, Pappeln und Espen, Ahorne, besonders Acer tataricum und Eschen vorherrschend; wo die starken Bäume weniger gedrängt stehen, bemächtigen sich Schlehen und Haselgebüsche des Terrains, über die die wilden Birnbäume dicht gedrängt hervorragen. Die wilden Birnen, meist nur von Haselnußgröße, fast durch und durch steinig und kaum mit einer liniendicken Schicht Fleisch versehen, werden hier sorgfältig gesammelt und getrocknet, und bilden einen nicht

unbedeutenden Handelsartikel. Charkow soll deren für mehr als 50,000 Rubel jährlich verkaufen. Die kleinen unscheinbaren Früchte werden getrocknet, gemahlen und mit Korn und Waizen zu Brot verbacken. Die, welche noch in den Wäldern auf den Bäumen hingen, waren frisch ungenießbar.

Die schattigen und feuchten Wälder der Ukraine, in denen eine dichte Laubdecke Jahr auf Jahr die schon sehr mächtige Schicht schwarzer Erde vermehrt, und durch die im Herbste die gelichteten Dickungen allein schon fast undurchdringlich werden, sind für die Entwickelung mannichfacher Pilzformen in hohem Grade günstig. Dadurch ist Tschernaieff, der hier viele neue Pilze und anderwärts noch nicht beobachtete neue Pilzgattungen entdeckt hat, vorzugsweise auf das Studium dieser für die hiesigen Bewohner so wichtigen Pflanzenordnung hingewiesen worden. Viele Menschen nähren sich im Sommer und Herbste fast ausschließlich von Pilzen, und getrocknete Pilze werden von hier für bedeutende Summen versandt. Auffallend ist, daß viele Pilze, die in Westeuropa zu den giftigsten gezählt werden, wie Boletus luridus, hier unschädlich sind und fast ebenso häufig gegessen werden, wie der Steinpilz.

An den sandigen Flußufern zeigte sich auch hier wieder die Bedeutung der Salix acutifolia als Uferbefestigung. An allen Sandabhängen der Flußthäler sieht man sie angepflanzt, und sie bildet hier in dem unfruchtbaren Triebsande rasch ein dichtes Wurzelgeflecht, in welchem einzelne Wurzeln in wenigen Jahren nicht selten eine Länge von sechszig Fuß erreichen.

Die hiesigen unbebauten Steppen sind von denen in Pultawa möglichst abweichend. Statt der fruchtbaren Ebene sieht man hier weite unfruchtbare Strecken mit niedrigen Sandhöhen durchzogen, die nach Süden hin sich allmählig in die Salzsteppen umwandeln. Eine Baumvegetation gedeiht auch hier nicht; aber die Fläche ist an den günstigsten Punkten mit niedrigem, fast undurchdringlichem Gesträuch von zwei bis drei Fuß Höhe unterbrochen, in dem Cytisus-Arten, besonders Cytisus supinus, Carraganen und Zwergkirschen vorherrschen. Nicht selten kommen Pflanzen, die hier ihre Westgränze erreichen, wie Daphne altaica, vor. Die Flora der altaischen Steppen scheint ihre letzten Ausläufer bis in diese Gegen-

den auszusenden, wie die Fauna der asiatischen Steppen sich durch's ganze südliche Rußland bis zur Krym erstreckt. Die strauchlosen Feldstrecken werden von Euphorbia Gerardiana und procera bedeckt, von denen die letztere von den Kosaken gegen die Hundswuth angewandt wird. Unter ihnen breitet sich ein dichter Rasen von Thymus angustifolius aus.

Die Thierwelt der Ukraine ist dadurch ausgezeichnet und reichhaltig, daß die Arten der mittel- und südrussischen Fauna vereint hier vorkommen. Hier besteht die schroffe Gränzscheide zwischen Nord- und Süd-Europa nicht, die durch die Karpathen und Alpen im Westen hervorgerufen wurde.

So wie von der einen Seite Bär und Elen, die in einzelnen Individuen hier noch gefunden werden, in der Ukraine ihre Südgränze erreichen, so kommen zahlreiche Thierarten vor, die mehr dem Süden angehören, und in dieser Gegend ihre Nordgränze erreichen. Der Hauptstamm besteht nur aus Thieren, die dem ganzen mittlern Europa, nördlich von den Alpen, angehören.

Das Reh der Ukraine stimmt vollkommen mit unserm mitteleuropäischen überein; sein Vorkommen ist auffallend, da man es östlich bis zum Ural und westlich bis nach Volhynien und Lithauen nicht antrifft. Der von beiden Cuvier als Art bezweifelte Siebenschläfer: Myoxus Dryas, ist hier keine Seltenheit. Von Zieseln kommen mehrere Arten vor, unter denen Spermophilus guttatus T. vor allen anderen Erwähnung verdient. Arctomys Bobac, das Murmelthier der Ebene, wird auch hier häufig gezähmt gehalten. Arvicola Glareola ist in den hiesigen Wäldern ebenso häufig, als arvalis überall in den Feldern. Während bis Petersburg im Norden nur eine einzige Fledermaus vorkommt, zeigen sich hier fast alle Arten des mittlern Europa: Vesperugo Noctula, Nathusii, und Pipistrellus, serotinus und discolor, Vespertilio murinus, Bechsteinii, Nattereri mytacinus und Daubentonii, Plecotus auritus und Rhinolophus Hippocrepis. Unter den Raubthieren ist der bunte Iltiß, Mustela Sarmatica Pall., für diese Gegenden charakteristisch, und wird sehr auf Pelzwerk verfolgt. Unter der Klasse der Vögel und Amphibien ist die mitteleuropäische Fauna ziemlich normal hier entwickelt.

Auffallend ist das zahlreiche Vorkommen der Raubvögel, besonders des Falken und Adler. Falco laniarius scheint häufig hier vorzukommen. Adler hält man nicht selten in Gefangenschaft. Es wurde ein lebendiger Steinadler für uns in's Museum gebracht. Eine Zeit lang ging er mit ausgebreitetem Schwanze, wie ein Puter, im Saale umher, uns aus dem Wege, und flüchtete sich zuletzt sonderbarer Weise zu seinen ausgestopften Brüdern, den übrigen Adlern, in den offenen Schrank. In solcher Gesellschaft fühlte er sich sicher.

Von Steppenthieren oder charakteristischen Arten der südlichen Gegenden findet man die Springmäuse auch hier zuweilen gezähmt. Obwohl man ihre Löcher und Gänge überall, mit denen der Blindmäuse zusammen, im Felde sieht, hält es doch schwer, sich dieser Thiere zu bemächtigen. Durch die verzweigten Röhren, die sie, sobald sie gestört werden, inwendig stellenweise hinter sich schließen, wird das Graben erschwert. Auch das Ausgießen mit Wasser läßt sich nicht leicht bewerkstelligen, da sie meist entfernt vom Wasser leben und ihre Röhren an der Gränze der schwarzen Erde und der darunterliegenden Sandschicht verlaufen. Am Tage, mit ihrem langen Schwanze umwickelt, schlafen sie ununterbrochen, werden aber Abends desto lebhafter, und sogar zutraulich gegen ihre Umgebung. Auch in engen Stuben von Hunden verfolgt, wissen sie sich durch fortwährende Bogensprünge zu retten. Die drei von Nordmann aufgestellten Spalax-Arten kommen alle in der Ukraine vor, und gehören sämmtlich zu Sp. Typhlus. Unter den Amphibien scheint Rana cachinnans, die in ihren drei- bis vierwöchentlichen Frühlingsconcerten unsere esculenta noch weit überbietet, hier ihre Nordgränze zu erreichen. Sogar die Tarantel kommt schon in der Ukraine vor. Die meisten der charakteristischen Arten, von denen der Süden und die Steppe belebt wird, treten erst weiter nach Süden und Südosten hin auf, wie Cricetus Accedula, Phaeus, Arenarius Pall. und Nigricans Brandt., Mus hortulanus und Sminthus loriger Nordm., von uns nach ihrem Entdecker ursprünglich Mus und Sminthus Nordmanni benannt, Meriones meridianus und tamaricinus, Rhombomys Wgn., Dipus Telum Lcht. und Sagitta Pall., Spermophilus fulvus und mugosaricus Lcht., Vesperugo turco-

manus Eversm. und Miniopterus Schreibersii Natt., Sorex suaveolens Pall., nach den Exemplaren von Krynitzki identisch mit Sorex Etruscus Savi, Erinaceus auritus Pall. u. s. w. Doch die Fauna des Südens und der Steppe hat mit den Springmäusen und den Blindmäusen ebenso bestimmt begonnen, wie im Norden die Polarfauna mit den Lemmingen beginnt. Die zwischen diesen beiden gelegenen Regionen der Verbreitung der Thierwelt, treten, so weit die Natur Gränzen festzuhalten scheint, in den mittleren Wolgagegenden auseinander. Die nördliche, von der Wolga bis zum weißen Meere, ist schon früher erwähnt (Th. I., S. 255), und die gemäßigste, von Jaroslaw bis zur Steppe, stimmt wesentlich mit der von Deutschland, Dänemark und Polen überein.

Die wesentlichste Verschiedenheit der gemäßigten und südlichen Region von den entsprechenden in Westeuropa, die längs den Alpen einander begränzen, wird durch den Einfluß Asiens auf Rußland hervorgerufen. Vorzugsweise zeichnet sich die Südregion, die Steppe, durch einen asiatischen Charakter aus. Wenn man sich im Norden geneigt fühlen könnte, als naturhistorische Gränze zwischen Europa und Asien die Dwina anzunehmen, so müßte man im Süden das Gebiet der unbebauten Steppe bis zur Nordküste des schwarzen Meeres, über die Mündung des Dniepr hinaus nach Westen, zu Asien zählen. Diese Steppe ist ihrem gesammten Naturcharakter nach ein dem ganzen übrigen Europa fremdartiges und feindliches Element, und ihre Fauna von der der anliegenden Gegenden abweichender, als die der uralischen Länder und des nordwestlichen Sibiriens von der Nord-Europa's.

Als wir am neunten November zum letzten Male bei heiterm, warmem Sonnenschein, aus den Wäldern zurückkehrten und wir die blaue Ferne und das nahe Hügelland mit den scharfen Thalabhängen so freundlich vor uns ausgebreitet und den hohen Glocken-Thurmriesen, wie allein auf der Fläche vor uns stehen sahen, dachten wir kaum daran, daß das Jahr so weit vorgeschritten sei. Der sonnige Anblick regte wieder alle Reisesehnsucht in uns auf, und um so viel mehr, als auch unsere Reisegenossen seit einigen Tagen von den Wasserfällen her angekommen waren.

Am andern Morgen sahen wir beim Erwachen die Gegend

weit und breit mit dichtem Schnee und Eis bedeckt. Es hatte gefroren, doch die Straßen der Stadt glichen noch einem glänzenden Morast. Wir mußten uns entschließen, uns wieder Moskau zu zu nähern, um in den Winterquartieren anzukommen. In wenigen Stunden verließen wir die Stadt, an die uns die Gastfreundschaft und Gefälligkeit des Grafen Golowkin und des rüstigen und vielseitigen Naturbeobachters und enthusiastischen Patrioten Tschernaieff länger als gewöhnlich gefesselt hatte. Meyendorff und Keyserling reiseten in der Richtung auf Woronesch, Zinovieff und ich in der Richtung auf Kursk weiter.

Es fiel uns in jeder Beziehung schwer, die Stadt zu verlassen. Sechs Pferde vermochten kaum den leichten Tarantase im hohen Straßenkoth aus der Stelle zu bewegen. Hunderte von Menschen waren thätig, um die Straßen fahrbar zu machen; aber vergeblich. Männer und Frauen, hochgestiefelt und hochgeschürzt, ziehen ihre Beine nur mit Mühe in diesem Pflaster weiter, und bewegen sich in langen Reihen vorwärts. Erst, als wir etliche Werste vor der Stadt waren, wurde der Weg wieder einigermaßen fahrbar.

So kalt es ist, man sieht es den hiesigen Russen noch nicht an. Sie sitzen in den Dörfern im Freien reihenweise an den Häusern, als sei es voller Sommer. Die Wanderer gesellen sich zu ihnen und breiten auf der bankähnlichen Erhöhung, die die kleinrussischen Häuser umgiebt, ihr Tuch mit Lebensmitteln aus, um ihr Frühstück einzunehmen. Hier fanden wir wieder Soldaten auf der Wanderung nach Süden. Viele derselben lagen am Wege im Schnee, zu zweien oder dreien zusammen, und waren betrunken. Einige wurden geprügelt, um sie wach zu bringen; aber vergebens. Sie schienen allzufest an ihr warmes Lager gekettet, während wir sogar im Tarantase froren.

Auf dem Wege nach Bjelgorod wird die Gegend wieder flacher, je mehr man sich von den größeren Flüssen entfernt. Arme der unbebauten Steppen greifen noch tief hier in's Land hinein, mit niedrigem Gestrüppe von Cytisus und perennirenden Stauden bedeckt. Einzelne Hünengräber finden sich wieder ein, wenn die Fläche kahl und waldlos wird. Wo der Schnee vom Winde weggeweht ist, liegen noch häufig die aufgeworfenen Haufen der Spring-

mäuse zu Tage. Der Weg ist in's Unbestimmte ausgedehnt, und nicht mehr durch Gräben abgegränzt; an etlichen Stellen entfernen wir uns bis zwei Werste von der Reihe der Werstpfähle, die den beabsichtigten Weg andeuten sollen. Alles trägt noch den Charakter der Steppennatur.

In der Nacht fährt der Tarantase gradezu in die weite Schneefläche hinein. Eine Nacht ohne Mond, mit klingendem Frost und mattem Sternenlicht. Ein zarter Duft liegt über dem Horizont; Himmel und Erde gehen ohne Gränzen in einander über. Die Fläche breitet sich weiß und unbestimmt vor uns aus; eine bestimmte Richtung festzuhalten, wäre unmöglich, wenn nicht die Sterne über uns deutlicher hervorträten. Wiederholt bleiben wir in Schneelöchern stecken, aus denen wir uns nur mühsam und unter großem Geschrei wieder herausziehen. Das Schwanken des Fuhrwerks an Ackerrainen deutet endlich die Nähe von Ortschaften an und läßt uns wieder sichere Richtung gewinnen. Nachdem wir etliche Stunden in der kalten, unerquicklichen Leere umhergefahren, sehen wir in der Ferne Spuren von Menschen, Lichter, und allmählich eine kleine Reihe von Häusern, wie ein dunkler Streifen im Schnee. Es ist die letzte Station vor Bjelgorod.

Wir fragen nach dem Postmeister; es ist keiner da. Wir gehen in die Stube; es ist Niemand darin. Endlich finden wir in der Nebenstube eine alte Frau. Sie redet uns an: es sei jetzt sehr schlimm fahren. Sie weint, daß ihr Mann die Post angenommen. Die Postillone wollten die Pferde nicht füttern, und die Pferde wollten nun nicht gehen. Der Weg sei sehr schwer zu fahren! Damit geht sie weinend weg. Wir besorgen den glühenden Thee, um uns aufzuwärmen. Zuletzt kommt die Frau mit unserm Kutscher wieder, und es klärt sich Alles auf. Es sind keine Pferde da; man hat sie verhungern lassen. Der Postmeister soll in Bjelgorod sein, um die Kutscher deßhalb zu verklagen; schon seit vierzehn Tagen wird er zurückerwartet. Wir entschließen uns Ochsen anspannen zu lassen; aber auch die sind weit und breit nicht zu haben. Wir sind schon aus dem Lande der Ochsen hinaus; die Sitten und Gebräuche werden wieder großrussisch. Um nicht ganz und gar hier unsere Reise zu beenden, schicken wir in der Nacht Menschen nach

allen Seiten aus, um irgend etwas, Pferde oder ein romantisches Ochsengespann zu erhalten.

Bald gesellte sich ein Courier zu uns, der schon anderen Tages in Taganrog sein soll. Kurz darauf Obrist St., der von Odessa auf dem Wege nach Petersburg war. In Ermangelung von Pferden beschäftigten wir uns Alle mit Warten.

Der Obrist erzählte, daß er die am Wege liegenden Soldaten schon blau gefroren gefunden habe, mit dem Kopfe bergab liegend. Er habe dem Polizeimeister Anzeige davon gemacht; in den ersten drei Stunden sei noch nicht hingeschickt gewesen. Großrussische Soldaten erfrören so oft unterwegs, daß Niemand danach hinsähe.

Etliche Stunden nach Mitternacht kamen Pferde. Wir theilen uns hinein, und begeben uns sogleich auf den vier Meilen langen Weg nach Bjelgorod, der Obrist eine halbe Stunde vor uns. Als wir etwa eine Stunde unter ununterbrochenen, heftigen umgekehrten Pendelschwingungen des Fuhrwerks über Gräben, Ackerraine, quer über den Weg, hin und her, vor- und rückwärts gefahren sind, hören wir in der Ferne rufen, und finden den Obristen mit seinen neun Pferden stecken geblieben. Es mußten Bauern herbeigeholt werden, um wieder los zu kommen. Der drei Fuß tiefe Straßenkoth war an der Oberfläche gefroren, und stellenweise traten die Pferde durch, oder die Räder schnitten tief ein. Auch wir blieben häufig stecken, und stürzten etlichemal; doch brachten wir den leichten Tarantase schneller aus der Stelle. Vom Frost und unter den anhaltenden Stößen des Fuhrwerks waren wir endlich eingeschlafen. Als wir wach wurden, war es Tag, und der Tarantase gestürzt und gebrochen. Wir ließen Fuhrwerk und Diener zurück und gingen auf die etwa eine Meile entfernte Stadt zu, die wir bald mit ihren vielen Thürmen vor uns sahen. Es war uns durch Erfahrung begreiflich geworden, weßhalb um diese Jahreszeit die Russen so ungern reisen, und man fast nur Deutsche und Couriere unterweges antrifft.

Bjelgorod mit seinen vielen Thürmen und weißen Häusern breitet sich majestätisch auf den Höhen und in der Niederung eines kleinen Seitenthals des Donetz aus. Die vielen Kirchen, wenn auch fast alle von jüngerer Bauart, lassen eine Stadt von Bedeutung

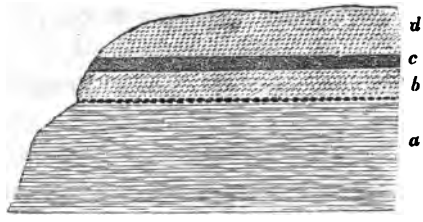
vermuthen, in der großrussische Elemente schon sichtlich hervortreten. Jemehr wir uns der Stadt nähern, desto lebhafter wird es auf der breiten, beliebig erweiterten Fläche, die den Weg vorstellt. Die Bauern fahren schon alle mit Schlitten; nirgend sieht man ein Rad. So hat eine einzige Nacht mit Frost und Schnee Alles verändert.

In der Stadt ist ein reges Leben. Menschen und Schlitten ziehen bunt durcheinander, die Kleinrussen mit bärtigen Großrussen untermischt. Jedermann trägt schon den Winterpelz, die Bauern Schafpelz, die Städter Fuchs-, Wolfs-, Eichhörnchen- und weißen Hasenpelz, letztern besonders die Frauen. Viele Dienstmädchen schreiten noch mit bloßen Füßen und bloßen Beinen quer über die Straße, um Wasser zu holen. Die Straßen sind weit, aber dicht mit reinlichen, weißen Häuschen besetzt. Der Habitus der Stadt ist vorherrschend kleinrussisch; doch allein schon an dem häufigen Bekreuzigen und Verneigen vor den entferntesten Kirchen sieht man, daß die Bevölkerung theilweise großrussisch ist.

Am Gasthause fand ich, noch ehe wir eintraten, zwei seitwärts von der Thür im Freien angebrachte Betten zu bewundern, die sichtlich diese Nacht noch benutzt worden waren. Sie bestanden aus einer engen Brettervertiefung, mit Stroh gefüllt und mit einem durchscheinenden Bretterdach überbaut und in halber Menschenhöhe an der Wand des Hauses befestigt. Sie gehörten dem Diener und dem Portier des Hauses, die in der warmen und gemäßigten Jahreszeit immer im Freien schlafen, und die sich also nun wohl bald unter Dach begeben werden.

Wir erkundigten uns beim Kellner, dem einzigen menschlichen Wesen, das wir im Hause bemerkten, nach Versteinerungen und nach den Kreidebergen, und begaben uns bald auf den Weg dahin. Von der Höhe der Stadt sahen wir die Kreideberge am rechten Ufer des Donetz ganz mit Schnee bedeckt. Schon aus der Ferne zeichnete sich die Kreide durch gelblichere Färbung und matteres Ansehen vom schimmernden Schnee aus. Die Kreideberge, durch schroffe, kleine Thaleinschnitte nach Norden und Süden begränzt, fallen nach Osten ziemlich steil nach der breiten, sandigen Thalebene des Donetz ab, während sie sich westlich an die hohe Fläche anschließen. Tiefe

Einschnitte schneiden, in gleicher Richtung mit dem Donetz verlaufend, die Kreidezüge senkrecht, und zeigen die schönsten Durchschnitte.




In den ausgedehnten Hauptbrüchen überzeugt man sich bald, daß die Kreide hier horizontal geschichtet ist. In horizontaler Richtung zeigen sich in Entfernungen von zwei bis fünf Fuß deutliche Sonderungen der Schichten. Senkrecht zur Richtung der Schichtung sieht man eine regelmäßig ausgebildete Zerklüftungsrichtung. Die Schichtung wird nach der Höhe des Berges hin immer deutlicher. Die freistehenden Kreideschichten (*a*), in denen sich überall Ostrea vesicularis und Belemnites canaliculatus zeigt, sind mindestens 60 Fuß mächtig. Diese weiße Kreide ist überlagert von einer 10 Fuß mächtigen Schicht von weichem, grün-gelblichem Sandstein (*b*), der viele Glimmerblättchen enthält, und dem von Charkow ähnlich ist. Von diesem Sandstein ist die mit schwarzer Erde und Diluvialland bedeckte thonige Sandschicht (*d*), durch einen festen, dunkelgrauen, glasigen Quarzsandstein (*c*) von ungefähr 1 Fuß Mächtigkeit getrennt.

Dieser feste, glasige Sandstein, in dem man die Sandkörner und das alle Zwischenräume dicht ausfüllende quarzige und häufig opalähnliche Bindemittel schon mit bloßem Auge unterscheidet, und der häufig versteinerte Baumstämme einschließt, ist das einzige feste Gestein der ganzen Gegend, und deßhalb, ungeachtet seiner geringen Mächtigkeit, in praktischer Beziehung nicht unwichtig. Die Sandkörner in demselben sind ganz von derselben Beschaffenheit, wie die des einschließenden lockeren Gesteins, und daher ist die große Härte und Festigkeit, durch das spätere Cement, eine lokale Erscheinung.

Man hat ihn im Gouvernement Kursk fast in jedem District, und stellenweise in größerer Mächtigkeit gefunden.

In den tiefen Einschnitten der Kreideberge fanden wir halb aufgefressene Cadaver von Rindern und Pferden und Skelette dieser Thiere. Frische Wolfsspuren führten nach der andern Seite in die engen Schluchten hinein. Wir mußten durch unerwarteten Besuch die Thiere aufgescheucht und in ihren anatomischen Bemühungen unterbrochen haben.

Von der Höhe der Kreideberge, an denen das alte Bjelgorod gelegen haben soll, und von denen der Name der weißen Stadt herrührt, hat man einen weiten Blick auf die Umgebung. In dem weiten, flachen Flußthal des Donetz mit den begränzenden, gerundeten Höhen, in der nahen Stadt, in den entlaubten Waldstrecken, mit denen die hügelige Gegend nach allen Seiten durchzogen ist, ohne daß sie die Ferne vernichten, liegt das Skelett zu reizenden Naturansichten für eine günstigere Jahreszeit.

Im Gasthause fanden wir unsere Reisegefährten von dieser Nacht angekommen, aber den Kellner weggelaufen. Er hatte an der Reisegesellschaft so viel für seinen Verstand Unbegreifliches gefunden, daß ihm die Neigung vergangen war, mit uns unter einem Dache auszuhalten. Zuerst waren wir gekommen, und hatten uns nach Teufelsfingern, Belemniten, und nach den nicht ganz geheurigen Kreidebergen erkundigt. Wären sonst Leute gekommen, die nach Kreide gefragt hätten, so wäre der Kaufmann aus der Stadt geholt worden, um das Geschäft abzumachen; aber wir seien sofort selber nach den Bergen gegangen, um Teufelsfinger zu suchen. Darauf war der Obrist angekommen, hatte nach diesem und jenem gefragt, und scherzhafter Weise sehr sonderbare Ansichten und Absichten in Bezug auf das gegenüberliegende Nonnenkloster ausgesprochen. Von seinem Erstaunen über das bisher Erlebte noch nicht zu sich gekommen, sieht der Kellner nun aus der Dienerschaft des Obristen einen Mohren herankommen. Der Anblick des Schwarzen giebt ihm plötzlich Licht über die ganze Gesellschaft: und er reißt augenblicklich aus. Auch als er nachher mit Mühe wieder herangebracht wurde, und Gelegenheit hatte, sich von unserer menschlichen Natur zu überzeugen, konnte er nicht recht wieder zum Sprechen gebracht werden.

Der Obriſt kam von ſeinen Gütern in der Steppe von Ekaterinoslaw. Er beſaß dort etliche tauſend Bauern, die er nicht beſonders rühmte. Sie ſeien ſehr arbeitsſcheu und unredlich. Hätten ſie nun auch nicht gearbeitet und für ihren Unterhalt ſchlecht geſorgt, ſo wünſchten ſie doch Brod von ihm, ſchützten Krankheit vor und verklagten ihn, falls er ihnen nicht zu eſſen gäbe. Nur die deutſchen Miethsleute, eine Herrenhutercolonie, ſeien fleißig und pünktlich, bezahlten mit jedem Miethstage ihre Pacht, und hätten ſich ſchöne Häuſer erbaut. Leider müſſe er ſie jetzt alle wegjagen, damit ſie nicht über zehn Jahre blieben, den Boden als ihr Eigenthum anſprächen, und er alſo in Händel mit ihnen geriethe.

Inzwiſchen, bis das Mittagsmahl zubereitet war, zeichnete ich aus den Fenſtern der Gaſtſtube einige Kirchen und Klöſter.

Kirche in Bjelgorod.

Die Bauart der Hauptkirche auf der Höhe der Stadt iſt Muſter für die bedeutendſten hieſigen Kirchen geworden, die meiſt aus dem vorigen Jahrhundert herrühren. Wo es nicht ganz unmöglich iſt, hat man Säulen angebracht. Doch iſt die Kathedrale noch am meiſten mit denſelben verſchont geblieben. Außer den Säulenportalen, wirklichen und falſchen, bei denen die Thüren durch Fenſter vertreten werden, iſt nur der Glockenthurm durch Säulen bevorzugt.

In der Anordnung des Glockenthurms, der auf der Verlängerung des Hauptschiffes steht, wie bei den Kirchen Kalugas und vielen Kirchen Moskaus, ist wieder der moskowitische Einfluß sichtbar, und eine Annäherung an den Mittelpunkt Rußlands angedeutet. In Weißrußland und dem früheren polnischen, südwestlichen Rußland sieht man in solchem Falle doppelte Portalthürme. Nirgend sind jedoch hier die Glockenthürme mit der spitzen Nadel oder der achtseitigen Pyramide versehen, wie bei den älteren Musterkirchen dieser Art. (S. Taf. XIII. und XIV.) Mit den jüngern Säulenreihen zugleich stellt sich über dem vierseitigen Thurm die moderne Halbkugel als Kuppel und Schluß des Thurmes ein. Diese Halbkugel ist noch in höherem Maße charakteristisch für die fünf Thürme des Hauptschiffs. Außer in der Anordnung der Theile ist jede Spur altrussischer Bauart verschwunden.

Die Kirche auf dem freien Platze vor dem Mönchskloster ist nur dadurch habituell abweichend, daß das Schiff nebst den Seitenkuppeln bedeutend niedriger ist, und der Glockenthurm nebst der Hauptkuppel, die auf einem vierseitigen Thurme ruht, etwa drei bis vier mal so hoch ist, als bei der genannten.

Diese Bauart der neueren Kirchen in Bjelgorod zeigt sich von hier an charakteristisch für alle Städte im Gouvernement Kursk, Orel und Tula. Die Vorbilder zu denselben hat unzweifelbar die Stadt Kaluga und Moskau in den Kirchen aus dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts aufzuweisen. In Bolchof, wo auch schon ältere, mehr volksthümliche Kirchen dieser Art vorkommen, sieht man alle Uebergänge zu diesen jüngern Formen, die nirgend über das Zeitalter Peter's des Großen hinauszugehen scheinen.

Bis unsere zerbrochenen Fuhrwerke wieder ausgebessert waren, saßen wir mit dem Obristen fröhlich zusammen. Er theilte uns die Gebräuche der Gastfreundschaft in der Ukraine mit. Würde der Fremde als Grand Seigneur aufgenommen, so müsse er in einem großen Saale schlafen, und es fehle an gar Nichts. Würde man aber als Freund behandelt, so sage der Wirth: »Schlafen Sie in meinem Kabinet!« und der Fremde würde gefragt, ob er sich die Füße wolle reiben lassen. Er habe anfangs gedacht, das könne zum Schlafen nichts beitragen, und es abgelehnt. Später habe er ge-

meint, man müsse doch einmal sehen, wie das zuginge. Er habe sich hingelegt, und das Licht sei weggebracht worden. Unter dem matten Flimmer der Heiligen-Lampe habe sich die Thür geöffnet, und herein sei getreten eine jugendliche, zarte Gestalt, voller Bescheidenheit und »sans resistance;« und habe ihm die Füße gerieben. Später habe er immer gesagt: »à la bonheur!« Die Alten hielten noch immer viel auf diesen Gebrauch; leider fände die jüngere Generation ihn unpassend und barbarisch.

Dann setzte er auseinander, weßhalb es für den Fremden so schwer sei, zu einem russischen Eigenthümer zu gelangen. Habe der Reisende eine Empfehlung an den Gouverneur, so lerne er bloß den Polizeimeister kennen. Wolle er etwas sehen, so würde er von irgend einem Tschinovenik zum Grundbesitzer geführt, der alle Tschinoveniks hasse, wie die Pest. Der Tschinovenik trete zuerst ein, und dann der Fremde, und Letzterer könne sicher sein, unverrichteter Dinge wieder abzuziehen. Käme der Fremde allein, so sei das ebenso schlimm; man traue ihm nicht, und der Verwalter sage ihm ohne Weiteres, was er suche, sei nicht da. Einem Russen sei es unbegreiflich, das ein Mensch so weit her komme, um das zu suchen, was er wirklich sucht. Man halte ihn für einen Spion, und die einzige Antwort sei: »nein!« Wäre der Fremde aber an den Adelsmarschall empfohlen, so sei ihm geholfen. Dieser freue sich, etwas zu erzählen zu haben, und spräche von seinem Gast; die Andern würden neugierig, der Fremde würde überall eingeladen, und Alles sei ihm zugänglich, blos weil jeder Adelsmarschall gern etwas erzähle. Jeder Gouverneur glaube aber, Alles geheim halten zu müssen, und schwiege. Dies Alles schien mir in der Natur der Dinge begründet zu sein, und manche eigene Erfahrungen stimmten damit wohl überein.

Gegen Abend sahen wir eine klein-russische Hochzeit über die Straße ziehen, ähnlich denen, die wir fast täglich in Charkow gesehen hatten. Eine Telega mit Braut und Bräutigam, Eltern und Brautführern vollgepfropft und mit rothen Bändern und rothen Fahnen geschmückt, zog vorauf; dann folgte eine zweite voll Musikanten, und eine lange Reihe von Nationalfuhrwerk mit Hochzeitsgästen machte den Schluß. Der lange Zug bewegte sich auf und ab

durch die ganze Stadt, und das mitlaufende Publikum freute sich über die ununterbrochene Musik.

Das Land der Musik hatten wir nun gänzlich hinter uns. Der Großrusse befriedigt seine musikalischen Bedürfnisse größtentheils mit dem Munde. Nirgend hatten wir in den Händen des gemeinen Großrussen im Innern Rußlands ein musikalisches Instrument gesehen, weder bei Einzelnen, noch bei allgemeineren öffentlichen Veranlassungen. In Westrußland hörten wir ein einziges Mal eine Geige im Kabak. In Nordrußland verging kaum eine Stunde der Nacht, in der uns nicht einfache Töne von selbstverfertigten Naturinstrumenten aus der Ferne entgegenklangen. In der Ukraine hörten wir am Sonntage oder in Feierstunden fast aus jedem Fenster oder von jeder Hausflur ein Saiten- oder Blasinstrument erklingen, und nirgend geht eine öffentliche Veranlassung ohne gemeinsame Musik vorüber. Nur den Nord- und Südrussen scheinen die mannichfachen Instrumentaltöne ein Bedürfniß zu sein, diesen meist, um die gesellige Heiterkeit zu erhöhen, jenen, während sie unbewußt sich den Eindrücken ihrer einsamen Natur überlassen.

Das musikalische Talent der Kleinrussen ist Grund, daß sich fast jeder bedeutendere Gutsherr eine Kapelle aus seinen leibeigenen Bauern hält, die in der Woche arbeiten, und Sonntags musiciren. Ohne eine Spur von Noten zu kennen, lernen sie anfangs nach dem Gehör, und später durch Vergleichung mit der fertigen Praxis die geschriebene Musik. Ein Geigenvirtuos in Charkow hatte sich einmal über sein Instrument und die wiederholten Proben geärgert, und sich dann etliche Finger der linken Hand abgehauen, um von beiden befreit zu werden. In der Eile läßt der Herr einen Wechsel zwischen Geige und Horn eintreten, und etliche Wochen später spielen Beide ihre neuen Instrumente schon in Concerten. Diese Gelehrigkeit sollen die Kleinrussen in allen Fertigkeiten und Künsten besitzen, zu deren Ausübung mehr oder weniger Selbstständigkeit erforderlich ist; nur wenden sie ihre Talente nicht gerne zum Besten Anderer an.

In fast allen Geistesanlagen und Richtungen ist der Kleinrusse ein Gegenstück zum Moskowiter. Im Kleinrussen lebt ein zartes, poetisches Gefühl, das Neigung zeigt, sich in einer sentimentalen

Romantik zu ergehen. Dem Großrussen geht jede Spur von Romantik in seiner Weltanschauung ab; sein lebhafter, praktischer, oft roh realer Sinn begreift die stilleren und oft verschlossenen Bedürfnisse eines kleinrussischen Gemüths nicht. Die Lieder und Phantasien der Kleinrussen erinnern an die poetische Auffassung der Serben, an die ritterliche Romantik der Polen; ihre poetische Sehnsucht überschreitet leicht den engen Lebenskreis. Der Großrusse gefällt sich in der Welt, die er einnimmt, und genießt sie auf seine Weise in vollen Zügen; seine Poesie vergrößert und decorirt sie nur, aber wandelt sie nicht um. So starr, einseitig, und störrisch der Kleinrusse im Leben sein mag, so beweglich, unbestimmt und vielseitig ist sein poetisches Gefühl, und so biegsam und schmiegsam der Charakter des Großrussen ist, so einfarbig und bestimmt ist die Richtung seiner poetischen Anschauung.

Ehe wir abreiseten, bereiteten wir uns für das Gouvernement Kursk vor. Man erzählte uns, daß viel schlechtes Gesindel sich hier umhertriebe, und sogar die Post zuweilen eskortirt werden müsse. In jeder Hinsicht stehen die Bewohner von Kursk bei ihren Nachbaren in üblem Rufe. Wir luden unsere Gewehre und Pistolen, und begaben uns, sobald der zerbrochene Tarantase wieder hergestellt war, am zwölften November Nachmittags auf den Weg durch das verrufene Gouvernement.

In Entfernung von etlichen Werften von der Stadt sieht man noch mehrere Kreidekuppen zu Tage stehen, die von dem Sandstein von Bjelgorod und von dem grünen, lockeren, sandigen Gestein von Charkow gegen 60 Fuß hoch überlagert sind. Ein röthlicher, thonreicher Sand bildet den Untergrund der schwarzen Erde, und tritt in allen kleinen Einschnitten zu Tage.

Im Pultawa und Charkow hatten wir die Fläche noch mit ausgedehnten Viehheerden belebt gesehen; hier hatte der Winter alles in die Dörfer geflüchtet. Nur die Hunde liefen noch heerdenweise in den Feldern umher, Aas suchend, und die Raben erhoben sich in Schwärmen von den gefallenen Pferden und Ochsen, die durch die schlechten Wege hier häufiger als sonst gestürzt zu sein schienen, und gleich an Ort nnd Stelle liegen geblieben waren. Diese für den Geruch angeordneten Wegweiser, die ächt kleinrussisch sind, führen

hier ſicherer, als die Werſtpfähle, ſobald man ihnen nur früh genug ausweicht.

In der Nacht fuhren wir an langen Schlittenreihen vorüber, die vom Norden her uns entgegen zogen. Alles Fuhrwerk von Süden war noch auf der Telega. So verſchieden zeigt ſich das Klima nach den beiden verſchiedenen Richtungen. Die langen Frachtzüge machen in der Nacht einen ſonderbaren Eindruck. Man ſieht nur die Pferde und die ringsum geſchloſſenen, mit dunklen Matten bedeckten Kibitken; die Menſchen ſind inwendig eingeſchloſſen, und das erſte Pferd ſcheint der freiwillige Führer des Zuges. Die von Norden herkommenden Pferde ſind alle braun oder ſchwarz; die der Ukraine häufiger weiß oder grau. Unſere Kutſcher ſind ſchon alle Großruſſen, und ergehen ſich die ganze Nacht hindurch in ihren melancholiſchen Melodien und ſeltſamen Trillern Jede Erinnerung an die Ukraine, an die heitern Koſackenlieder, iſt verſchwunden.

Gegen Morgen befanden wir uns in der Stadt Obojani am Pſiol. Es iſt der letzte kleinruſſiſche Ort von Bedeutung in dieſer Richtung. Zum letztenmal ſieht man kleinruſſiſche Lehmhäuſer und Trachten. Die Blockhäuſer und die Moskowiter oder Bartruſſen beginnen ausnahmsweiſe hier, und die cylindriſchen Pelzmützen werden durch die viereckigen moskowitiſchen Nationalmützen erſetzt, die man in Obojani ſchon häufig ſieht. Die Gränze der beiden Volksſtämme iſt eine ziemlich ſcharfe. Ueber die Linie von der Mündung der Soſcha in den Dniepr, längs dem Seim hin über Putiwl, Obojani nach Pawlowsk am Don, und von hier aus längs dem Don bis in die Gegend von Aſtrachan gehen die Kleinruſſen nicht nach Norden hinaus. Die angränzenden Länderſtriche nördlich von dieſer Linie, im Gouvernement Kurſk und Woroneſch ſind mit Colonien der Moskowiter bevölkert. Erſt in der Gegend von Orel beginnt das alte Land der Moskowiter. Nirgend ſieht man bis dahin eine Kirche, die weit über zweihundert Jahr alt wäre.

In der Gegend von Obojani trennen ſich die Waſſer, die von hier aus nach dem Don, dem Dniepr und der Desna fließen. Die Stadt liegt dicht an der Gränze der beiden großen ſüdlichen Flußgebiete des ſchwarzen und aſowſchen Meeres.

Am Pſiol ſieht man noch immer den grünen Sandſtein von

Charkow anstehen, von dem röthlich-gelben thonreichen Sande von den Höhen bei Bjelgorod bedeckt. Der grüne Sandstein wird nach dem Grunde hin lockerer, weicher, kalkhaltiger, und sogar weißlich und Kreide ähnlich. Weiße, reine Kreide sahen wir weder am Flußthal, noch in den tiefen Regenschluchten zu Tage stehen, obwohl sie wahrscheinlich nicht sehr tief unter den kreideähnlichen, lockern, grünen Schichten zu finden sein wird. Dem Ansehen und der Beschaffenheit nach mußten wir die Schichten mit den seit Walki und Charkow beobachteten, für identisch halten. Entschiedene Kreideversteinenerungen hatten wir nur bei Bjelgorod gefunden, wo die weiße Kreide von diesen grünlichen, sandigen Schichten überlagert wird.

Bei unserer Ankunft im Posthause fanden wir zwei eingehüllte Gruſier, aber keine Pferde. Die Pferde werden jetzt größtentheils von der Krone durch Couriere und Posten unentgeldlich in Beschlag genommen. Die Krone bezieht sogar noch Einkünfte von den Posten. Die Reisenden, die allein für die Posten bezahlen, haben das Warten umsonst. Bald fand sich auch der Obrist ein, und noch neue Reisende gesellten sich zu uns, alle Deutsche.

Die Stadt lag in dichtem Nebel, der sich gegen Mittag zu ihrem Nachtheil zerstreute. Keine einzige Kirche, kein einziges solides Haus war zu sehen. Im Nebel hätte man noch denken können, es sei mehr dahinter.

Erst gegen Abend waren wir wieder in Bewegung, konnten aber in der Stunde kaum mehr als drei Werste zurücklegen. Bald war der Tarantaſe durch wiederholtes Stürzen auf's Neue gebrochen. Wir schickten ihn für sich nach Kursk, und setzten uns auf einen offenen Schlitten. Das brachte durch die Neuheit wieder einige Abwechselung in die langsame und langweilige Fahrt, die durch die beißende Nachtkälte nicht besonders versüßt wurde. Ohne allen Winterpelz, suchten wir durch Winkel von 45°, die wir mit allen Gliedern und dem ganzen Körper zu machen und festzuhalten suchten, möglichst warm zu sitzen.

Gegen Morgen sahen wir etliche Wagen mit zerschlagenen Rädern seitwärts vom Wege im Felde liegen. Alle Reisende fahren querfeldein, da der breite Weg nicht einmal zu Fuße zu begehen ist. Ein hiesiger Gutsbesitzer, der deß endlich überdrüssig wird, stellt

ſeine Bauern in einen Hinterhalt, und läßt den zwei nächſten Reiſenden die Räder abſchlagen. Eine Strecke weiter hatten die Bauern ruſſiſche Gerechtigkeit an den Pferden ausgeübt, und ſie erſtochen. Deſſenungeachtet konnte Niemand auf dem Wege weiter kommen. Wir mußten ebenfalls durchs Feld fahren, legten die geladenen Gewehre und Piſtolen zurecht, und warteten, was da kommen würde. Ob die Morgenfrühe oder der Froſt den Eifer der Bauern abgekühlt hatte, ließ ſich nicht ausmachen; wir fuhren jedoch unangefochten weiter, und erreichten gegen Mittag, den vierzehnten November, die Stadt Kurſk.

Großruſſen.

## XI.

# Rückreiſe von Kursk nach Moskau.

Anblick der Stadt Kursk. Gaſthäuſer. Miſtniederlage. Kirchenbettler. Das Leben im Freien. Großruſſiſche Naſen. Geognoſie der Stadt und Umgegend. Die Stadt Fateſch. Nachtfahrt in der ungebahnten Schneefläche. Die Waſſerſcheide zwiſchen Wolga und Dniepr. Nächtliches Zuſammentreffen im Poſthauſe. Die Stadt Orel. Volkszuſtände. Roskolniks. Schichten der Formation des alten rothen Sandſteins an der Oka. Conditoreien und Zeitungen. Die Stadt Bolchof. Die Kirchen. Die Stadt Bjelef. Schlittenzüge der Bauern. Aenderung der Gegend. Tannenwälder. Die Stadt Koſelsk an der Schisdra. Dmitri Ruſin. Die Stadt Peremyſchl. Kaluga im Schnee. Schneefahrten und Faſtenſpeiſen. Die Stadt Malo-Jaroslawetz. Das Schlachtfeld. Nomadenleben der ruſſiſchen Beamten. Die Stadt Borowsk. Henkersmahlzeit. Letzte Nachtfahrt. Die abgefrorene Naſe. Ankunft in Moskau.

Von der Höhe, auf der der letzte Poſtort vor Kursk liegt, ſieht man die Stadt in der Ferne deutlich vor ſich liegen. Sie beherrſcht den öſtlichen Theil einer Anhöhe, die ſich nach Weſten an die Ebene anſchließt, nach Oſten ziemlich ſteil in das Thal des Tuskar abfällt, der ſich in der Nähe der Stadt in das weite Flußthal des Seim ergießt. In dem öſtlichen Stadttheile erhebt ſich eine gedrängte, aus der Ferne majeſtätiſche Gruppe von Thürmen, nach Weſten verbreiten ſich niedrige Häuſer mit Laubgebüſch weit in die Ebene hinein.

Der Horizont ist eine grade Linie, ungeachtet das Land durch vielfaches Einschneiden kleiner Flüßchen und breite Thalauswaschungen mannichfach hügelig wird. Als Vordergrund der Stadt sieht man den hellen, schimmernden Sand im weiten Thal des Seim meilenweit, wie ein erstarrtes Meer, glänzen.

Beim Ueberschreiten des Seim und der über eine Werst breiten Flugsandfläche des Flußthals verliert man die Stadt aus den Augen. Erst von dem kahlen Hügel südlich von der Stadt, in dem Winkel zwischen dem rechten Ufer des Tuskar und Seim überblickt man sie in ihrer ganzen Pracht. Wir hatten noch keine freundlichere, üppigere Stadt von dieser Größe in Rußland gesehen.

Ein kleines Seitenthal des Tuskar trennt den Hügel, auf dem man steht, von dem nördlichen, über den sich der Haupttheil der Stadt ausbreitet. Auch das kleine Seitenthal ist an beiden Thalabhängen dicht bebaut, wie die Haupttheile auf der Höhe. Eine grade Hauptstraße mit mehreren parallelen schneidet das Seitenthal und führt in grader Linie nach beiden Höhen. Zahlreiche, ziemlich senkrechte Querstraßen schneiden diese Hauptstraßen, und verwandeln sich auf den Höhen selber in die vorherrschenden Hauptstraßen. Die Häuser haben größtentheils grüne Dächer und gelbe Wände, und selten mehr als zwei Etagen. Die modernen, frischen Kirchen von ähnlicher Farbe rufen mit den freundlichen Häusern einen wohlthuenden Eindruck hervor. Ein ausgedehnter Bazar mit reichen Kaufläden und weiten Hallen und Gewölben giebt Kunde von der Bedeutung der Stadt, deren Messen mit denen von Charkow wetteifern. Die Hauptstraßen haben ein Sandsteinpflaster, und auf den übrigen hat günstiger Weise gerade jetzt der Frost gepflastert.

Die Straßen sind auffallend belebt, und ganz mit Menschen und Fuhrwerk gefüllt. Etliche Dutzend Menschen laufen neben dem Tarantase her, um uns ein Quartier zu zeigen, oder für Trinkgeld eine billige Gefälligkeit zu erweisen. Das war uns, seit der gränzenlosen Zuvorkommenheit der Lithauischen Juden wieder etwas ganz Neues, und gab uns gleich das Gefühl, daß wir in einer ächt moskowitischen, industriösen Stadt seien.

Wir fahren in's beste Gasthaus der Stadt, und gehen vom Hofe aus über eine von dreien über einander liegenden, von Holz-

säulen getragenen Gallerien, auf lebensgefährlichen Wendeltreppen, durch lange, dunkle, enge Corridore in ein kaltes Zimmer mit einem schmutzigen Sopha, einem Stuhl und einem zerbrochenen Tisch. Dieser Aufenthalt schien uns allzu schaudererregend, als daß wir nicht augenblicklich hätten umkehren sollen. In einem neuen Gasthause zweiten Ranges erhielten wir ein größeres, lichteres Zimmer mit noch mehr Schmutz: Schmutz an Wänden und Stühlen, an Tischzeug, Servietten und höchst überflüssigen Bettstellen, die wir augenblicklich entfernen ließen, um sie durch unsere Heusäcke zu ersetzen. Das Essen bestand aus Kohlsuppe, dem Nationalgericht, allerhand Fleisch und zwei halbfaulen und halbsauren Gurken, die über acht Tage lang im Magen und im Gedächtniß wiederkehrten. Trinkwasser erschien in einer degradirten Donskoeflasche, mit Pech und allerhand Unrath am und im Halse, und schmeckte nach dem verschollenen Inhalt der Flasche. Wir fanden das Alles zwar großrussisch, aber doch höchst uninteressant.

Beim Ausgehen ist das Erste, was ich erblicke, die städtische Mistniederlage, so zu sagen mitten in der Stadt, mindestens zur Seite des Hauptplatzes und der schönsten Kirchen und öffentlichen Gebäude. Die ausfließende Mistgauche war in braunes Eis verwandelt, und bedeckte den einzigen, von hier nach dem Tuskar hinunterführenden Weg. Die Kleinrussen legen solche Niederlagen als Vorstädte an: hier haben sie den Rang von öffentlichen Anlagen in der Mitte der Stadt. Der erste wohlthuende Eindruck der Stadt fing an, sich zu mäßigen.

An der Thür eines Klosters in neuerm Geschmack mit zerfallenen Fenstern, dessen Hauptkirche ausnahmsweise zwei Portalthürme trägt, saß ein bettelnder Mönch mit Klingel, von der ich bald merkte, daß ich ihren Ton nach Gefallen lenken konnte. Entfernte ich mich, so wurde ihr Ton stärker; näherte ich mich, so hörte ich sie immer sanfter und freundlicher erklingen. Selten ging ein Bauer vorüber, der nicht etwas in den Beutel hinein gelegt hätte. Auch an den Thüren der übrigen Kirchen, die fast ohne Ausnahme im Styl der Kirchen in Bjelgorod aufgeführt sind, saßen Kirchenbettler, die von den Vorübergehenden ihren Tribut in Empfang nahmen. Alles großrussische Industrie. Dabei waren ununterbrochen Mützen und

Hände in Bewegung, und jede Kirche erhielt ihre drei Kreuze, sie mochte noch so fern stehen. In wenig Stunden sah ich mehr Mönche, Popen und Bekreuzigungen, als in allen kleinrussischen Städten zusammen genommen.

Die Großrussen scheinen erst im Winter zu voller Lebenskraft aufgeregt zu werden. Erst im Winter leben sie ganz, wie die Italiener, im Freien. Im Sommer treibt man sich mehr im Hause umher, faul und träge; im Winter ist Alles auf der Straße, und fröhlich und lebendig. Alle Hallen waren voll Menschen, und vor den Hallen, auf den Straßen und Plätzen Tische mit allem warmen und kalten Essen und Trinken, was nur jeder sich wünschen konnte, dampfender Thee, glühende Suppe, heiße Pasteten, gebratenes Fleisch u. s. w., und Bauern, Droschken und Städter griffen ungestört zu. Von allen Seiten wurden Volksmelodien gesungen und gepfiffen. Hier balgten sich die jungen Leute mit den Mädchen umher; dort boxte ein Anderer jeden, der auf eigenen Füßen stand, so lange, bis er hinfiel, oder der Boxer mit einer scherzhaften, aber blauspurigen Tracht Schläge abgefunden wurde. In tausendfachen Neckereien, im Singen und Springen und Tanzen sprach sich die fröhlichste Laune aus. Und das hatte weiter keine Veranlassung als den Winter. In der nahen Ukraine macht der Sommer die Menschen lebendig, und der Winter die Straßen öde.

Doch der Großrusse ist auch günstiger für den Frost eingerichtet, als der Kleinrusse, sogar in Hinsicht der Nase. Beim Großrussen strebt der ganze Körper und jeder Theil nach der Kugelgestalt; die Nase ist möglichst breit, dick und fleischig, und verbindet mit der möglichst größten Masse die kleinste Oberfläche: sie muß also im Verhältniß mehr Wärme in sich concentriren und weniger ausstrahlen, als die schlanke, spitze Nase der Kleinrussen und Kosacken. Grund genug für den Teleologen, die Weisheit der Natureinrichtungen zu bewundern; obwohl für diesen Fall viele großrussische Nasen hierin nicht hinreichenden Schutz gegen den Frost gefunden haben. Beispiele der Art, wenn auch alte, zeigte schon Kursk.

Beim Generalgouverneur Fliehe sahen wir eine reichhaltige Sammlung von Gesteinen des Gouvernements, die von dessen Vorgänger Muravioff gesammelt waren. Der größte Theil des Gou-

vernements scheint mit Kreide und den der Kreide bei Bjelgorod aufgelagerten Sandsteinen bedeckt zu sein. An vielen Stellen schließt die Kreide Feuerstein, Belemiten und Korallen ein; in einigen Distrikten wird sie gelblich gefärbt und mit Thon und Glimmerblättchen gemischt. Stücke dieser Art von mergeliger Natur scheinen den Uebergang zu den lockeren, thon- und kalkhaltigen Sandsteinen zu bilden, die in Charkow und bei Bjelgorod vorkommen, und denen der glasige, feste Sandstein mit quarzigem und opal- oder carneolähnlichem Bindemittel bei Bjelgorod eingelagert vorkommt. Dieser eigenthümliche feste Sandstein umschließt eine Menge dikotyledonischer Baumstämme, die ebenfalls mit Hornstein, Carneol oder Opal durchdrungen sind. Ueber dieser Kreide entwickelt sich in einigen, besonders den nordwestlichen Distrikten von Fatesch bis Putiwl, offenbar die Tertiärformation, mit Braunkohlen, Torf- und Thonlagern und Raseneisenstein. An den Ufern des Psiol werden nicht selten Schädel vom Mammuth und vom fossilen Rhinoceros gefunden, wie durch die ganze Ukraine.

Die Stadt Kursk selber steht auf einem grünlich-weißen, kreideähnlichen, weichen, schreibenden Mergel, der mit dem aus den übrigen Distrikten erwähnten übereinstimmend ist, und sich ebenso den lockeren Schichten anschließt, die in Charkow zu Tage treten. Am rechten, steilen Ufer des Tuskar sieht man diesen kreideähnlichen Mergel, ähnlich geschichtet, wie die Kreide in Bjelgorod, in großer Mächtigkeit anstehen, und kann ihn an den steilen Abhängen aller Höhen verfolgen. Nur hin und wieder ist der Mergel auf diesen Höhen von schwachen Diluvialschichten bedeckt; in den meisten Fällen sieht man ihn in Berührung mit der schwarzen Erde.

Die Gegend von Kursk ist der letzte Punkt, wo wir die wilden Obstbäume noch häufig in den üppig wachsenden Eichenwäldern sahen. Weiter nach Norden hin sieht man sie nur noch einzeln, und sobald man in's Flußgebiet der Oka eingetreten ist, gar nicht mehr. Hier liegt also die Fortsetzung der scharfgezogenen Vegetationsgränze, die auch die Umgegend von Tschernigof berührt.

Am Morgen des sechszehnten Novembers fuhren wir nach Orel ab. Es schneite heftig, und der Wind und Frost drängte sich in alle Wagengeheimnisse ein. Ich wollte den Tarantase schließen, konnte

aber bald die Finger nicht mehr rühren. Wir befestigten uns gegenseitig in der Ansicht, es sei jetzt besser, wir hätten unsere Reise schon vollendet, und säßen in Moskau beim warmen Ofen.

Auch in Fatesch fanden wir die ganze Bevölkerung auf der Straße, in offenen Buden, Schlitten u. s. w. Das kleine, unbedeutende Städchen schien regsamer und bedeutender als das große Kiew. Zinovieff besuchte einen Kaufmann, der durch Hanf- und Talghandel aus einem Bauer ein Millionair geworden war. Ich ließ mir im Gasthause zu essen bereiten, und erhielt eine Fastensuppe aus faulen Fischen gekocht, und einen etliche Loth schweren Fisch in ranzigem Hanföl gebraten. Alles, was aufzutreiben war.

Während deß kommt der Obrist an, der lange nach uns von Bjelgorod abgefahren war. Zwei seiner Bauern, die in der Stadt anwesend waren, begrüßten ihn. Sie trieben aus Speculationsgeist Bäckerei und Gastwirthschaft in der Stadt, und besorgten im Sommer ihren Acker. Der Empfang hatte etwas patriarchalisch Rührendes. Zuerst grüßten sie die Heiligen in der Ecke, und traten dann freundlich und vertrauensvoll vor ihren Herrn hin, um ihm auf einer Schüssel Salz und Brod, das sie selber gebacken hatten, zu überreichen. Er küßte jeden auf die Stirn, hieß sie willkommen und unterhielt sich lange mit ihnen über ihre Verhältnisse und ihr Wohlergehen. Beim Weggehen entschuldigten sie sich, daß sie nur gewöhnliches Brod hätten; morgen wollten sie das ausgezeichnetste bringen.

Gegen Abend wurde ich von dem reichen Kaufmanne zu dessen Wohnung abgeholt, wo an Fasteneſſen, allen möglichen Fischspeisen und feinen Weinen unübersehbare Quantitäten aufgetischt standen und für das Mittagsessen aus fauler Fischsuppe Ersatz gaben. Wäre es nach dem Willen unseres freigebigen Wirths zugegangen: ich hätte mindestens zehnfach über meine Kräfte hinaus essen und trinken müssen.

Gegen neun Uhr Abends fuhren wir weiter. Unser Wirth gab uns einen Führer mit zwei Pferden und Schlitten mit, um durch die über drei Meilen lange Einöde wieder den Hauptweg zu erreichen, den wir verlassen hatten.

Wir setzten uns sogleich in den offenen Schlitten, um dem Ta-

rantaſe den holperigen Weg durch das Steppengeſtrüpp zu erleichtern. Anfangs war es milde. Bald begann ein ſo dichtes Schneegeſtöber, daß man kaum etliche Schritte vor ſich hin ſehen konnte. Jeden Augenblick blieb der Schlitten oder Tarantaſe in einer Schneegrube ſtecken, und der Führer mußte mit Händen und Füßen herumtappen, um den richtigen Weg feſtzuhalten, da der Wind nicht conſtant ſchien. Wir froren dabei im offenen Schlitten bei zunehmender Kälte unausſtehlich, und fingen an, zu Fuße zu gehen. Auch deß wurden wir bald müde, und ſetzten uns in den Tarantaſe. Wir mochten etwa mitten in der weiten Schneefläche ſein, als der Tarantaſe ſtürzte, die Vorderachſe brach, und kein Schritt mehr vorwärts zu machen war. Durch Rufen und Laufen wurde der vorausgeeilte Schlitten und Führer wieder zurückgebracht, der auch im heftigen Schneegeſtöber die Richtung des Weges verloren hatte, und nicht mehr wußte, in welcher Gegend wir waren.

Eine Zeitlang ſtanden wir am zuſammengeſtürzten Tarantaſe, und Niemand wußte, wohin, und was zu thun ſei. Endlich glaubten wir in großer Ferne Hahnengeſchrei und Stimmen von Hunden zu hören. Wir ſchlugen mit dem Führer und ſeinem Schlitten die Richtung dahin ein, und ließen den Diener beim Tarantaſe. Die unterbrochenen Stimmen wurden deutlicher, aber auch das dichte Schneegeſtöber dauerte fort. Nach Verlauf von zwei Stunden hatten wir das Dorf erreicht, wo wir Hülfe erwarteten, und wo nun Alles ſtill und ruhig war, und wir nur noch das Heulen der Wölfe aus der Ferne hörten, die im Winter ſchaarenweiſe hier umherſchweifen. Der Führer klopfte mit aller Gewalt an das Thor eines Hauſes, es dauerte lange, ehe ſich Jemand rührte. Wohl eine halbe Stunde mochten wir im Schnee geſtanden haben, als die Thür geöffnet wurde.

Wir ſehen einen vierſeitigen Hof vor uns, rings mit einem kleinen, überſtehenden Dach umgeben, das Brennholz für den Winter und zwei frei im Schnee herumgehende Pferde umſchließend. An der einen Seite des Hofes iſt der Eingang zur niedrigen Hütte, in die wir eintreten. Die nicht große, heiße Wohnſtube, die alle Schlafenden umfaßt, bietet einen ſeltſamen, faſt unheimlichen Anblick dar. Wände und Decke der Stube ſind mit Ruß und Rauch

kohlschwarz überzogen; nicht einmal ein grauer Fleck ist zu sehen. Die ganze Stube ist so dicht besetzt, daß man kaum an der Thür einen Fuß rühren kann. Allmählich bewegt sich das ganze Zimmer von halb Erwachten und Schlafenden. In der einen Ecke steht ein Webstuhl. Dicht daneben liegt ein Junge von zwölf Jahren und eine alte Frau, die sich erhebt und über Eimer und Bänke hinwegklettert, um einen Ort zum Stehen zu finden. Hinter ihr steht ein junger Mann auf, der mit hinaus geht, den Schlitten anzuspannen. In der einen Ecke des Ofens, auf dem es von Schlafenden wimmelt, liegen etliche jüngere Knaben. An der andern Seite auf der Bretererhöhung sieht man etwas Stroh, etliche Schafpelze, und eine breite, leere Stelle, die unser Wirth so eben verlassen haben mußte. Bald rühren sich die Schafpelze; ein kleines Kind schreit; die Mutter unter dem Schafpelz erhebt den Kopf, um zu sehen, was vorgeht, und schläft weiter. Dicht an der Thür steht auf einem kleinen Tisch, an den wir uns auf eine niedrige Bank hinsetzen, ein schwaches Oellicht für uns.

Bald waren zwei Schlitten und vier Menschen bereit, mit denen wir den Rückweg zu unserem zerbrochenen Tarantase einschlugen. Das Schneegestöber hatte aufgehört, aber der Frost zugenommen. Der Schnee ächzte und stöhnte beim Fahren, und der Ruf der Fahrenden schallte weit durch die kalte Nacht hin. Beim Tarantase angekommen, nahmen wir die Vorderräder ab und stellten den Wagen vorn auf einen Schlitten. Das dauerte ziemlich lange; es wurde immer kälter, und mochte wohl drei Uhr sein, als wir weiter fuhren, um die zweite Hälfte der Einöde zu durchschneiden.

Stumm folgte der Tarantase dem in der trüben Nacht kaum sichtbar vor uns herziehenden Führer-Schlitten. Bald wurde ich so kalt, daß ich kaum Lust hatte, irgendwo hinzusehen, und zog den Mantel über das Gesicht. Die Decke des Tarantase rutschte herab, und ich saß im Freien. Hände und Füße verloren alles Gefühl. Ich versuchte den Mantel dichter um mich zusammen zu ziehen; aber vergeblich. Ich hatte nicht mehr entschiedene Willenskraft genug, mich rühren zu können. Stumm fuhren wir weiter. Zuletzt hatte ich das Gefühl, als ob in der grimmigen Kälte mich der Schlaf

übermannen würde; wachte aber jedesmal wieder vom eigenen halblauten, unwillkührlichen Stöhnen auf. Vielleicht ist das ein Schutzmittel der Natur gegen das Erfrieren. Da raffte ich denn alle meine Kraft auf, um den Schlaf von mir abzuhalten, ohne die Hoffnung zu haben, daß es mir lange gelingen würde.

Zwischen fünf und sechs Uhr morgens hatten wir die große Straße und ein Dorf in der Nähe vor uns. Das erste Licht, das wir erblickten, wirkte, wie mit einem Zauberschlage, auf uns. Wir gingen in's Haus; doch über eine Viertelstunde blieben wir noch im kalten Vorhause, ehe wir es wagten, in die heiße Stube zu treten. In einer halben Stunde waren wir so weit durchgewärmt, daß wir uns wieder einsetzten, um die Station zu erreichen. Der Winter hatte uns schneller überrascht, als wir es gedacht; mit der Wärme hatten wir allen Reisemuth wieder gewonnen, und vergaßen alle Vorsätze der Nacht, uns für ähnliche Fälle vorsehen zu wollen, obwohl wir noch über 20° Kälte hatten.

Wir hatten mit der Gränze des Gouvernements Kursk und Orel auch die der Flußgebiete des Dniepr und der Wolga erreicht, und waren bald im Quellande der Oka. Alle bedeutenden Unebenheiten des Bodens waren verschwunden. Die Gegend trägt den Charakter einer weiten, schwachwelligen Ebene; die Aussicht, die jetzt nur eine weite Schneefläche darbietet, wird unbegränzt.

Waldflächen, wie in Kursk, sind hier selten. Die Gegend ist gedrängter bewohnt und sorgfältiger bebaut, wie man schon an den gedrängt liegenden Dörfern sieht, die nun ganz ausnahmslos großrussisch gebaut sind, und alle wieder auf der Höhe des Landes liegen. Auch die letzte Erinnerung an kleinrussische Eigenthümlichkeiten, Menschen, Häuser, wildes Obst, ist verschwunden, sobald man sich etliche Meilen von Kursk aus nach Norden entfernt hat.

Da der Schnee alle Unebenheiten des Weges und der Felder ausgeglichen hatte; so fuhren wir in grader Richtung, ohne andere Anhaltspunkte, vorwärts. Unvorhergesehene Fälle beförderten uns zwar häufig in den Schnee seitwärts und rissen den Tarantase von dem Schlitten ab, auf dem wir ihn vorläufig befestigt hatten. Kurz nach Sonnenuntergang hatten wir jedoch schon die erste Station im Gouvernement Orel erreicht, wo wir beschlossen, den Tarantase

dauernd auf Schlitten legen zu lassen, um nicht wieder Fahrten, wie in der letzten Nacht, zu wagen.

Wir fanden hier einen Postmeister, der eine Ausnahme von allen machte, die ich bisher genauer kennen gelernt hatte; er war ein Mann von Bildung und vielseitigem, sogar wissenschaftlichem Interesse und der größten Rechtlichkeit. Seine enge Wohnstube hing dicht voll Gewehre. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, und sogar seine zahlreiche männliche Nachkommenschaft wußte, bis zu dem Kleinsten, schon die Büchse zu handhaben. So sehr sein Habitus und Charakter mit dem eines russischen Normalpostmeisters in Widerspruch stand, schien er doch für seine Person mit seiner Beschäftigung und Stellung zufrieden, und bedauerte nur, daß er seinen neun Kindern keine bessere, als eine russische Dorferziehung zukommen lassen könnte. Da uns der Mann so sehr zusagte, so blieben wir ausnahmsweise die Nacht bei ihm.

Kaum waren wir nach Mitternacht eingeschlafen, als Meyendorff und Keyserling, die ihren Weg geändert hatten, und auch über Bjelgorod und Kursk gereiset waren, im Posthause ankamen. Als wir uns unsere Reiseerlebnisse mitgetheilt hatten, suchten wir mühsam in der kleinen Stube auf Tischen, Stühlen und dem Sopha und bloßen Erdboden für alle ein Nachtlager zu bereiten, was aber nur dadurch möglich wurde, daß verschiedenartige Beine quer über einander in zwei verschiedenen Etagen zu liegen kamen.

Von den Quellen der Oka an senkt sich das Land bis zur Stadt Orel nur unbedeutend. Die meist kahle, ebene Fläche behielt den Charakter der Wasserscheide bei. Obwohl wir ohne Rücksicht auf den Weg überall in grader Linie die Schneefläche durchschnitten, kamen wir doch erst gegen Abend des achtzehnten Novembers in Orel an.

Der weiße Schnee und die helle Abendbeleuchtung ließ die Stadt in allen ihren Reizen erscheinen. Sie gleicht auffallend der Stadt Kursk, erscheint aber ungleich bedeutender. Die Straßen sind wie in Kursk, breit und grade; doch nicht so endlos, wie in Pultawa. Freundliche, zwei- und einstöckige Häuser wechseln in den besten Stadttheilen mit einander; nach den Vorstädten hin sieht man nur einstöckige Holzhäuser. Kaum irgend eine Kirche ist hier zu finden,

die ein Alter von bedeutend mehr als hundert Jahren vermuthen ließe. Der Habitus der Stadt deutet auf einen jungen Ursprung ihrer Bedeutung hin.

Damit stimmt denn auch recht wohl zusammen, daß man bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts die Gegend von Orel und Kursk Sibirien gleichstellte, und Verbrecher hierher verschickte. Orel wurde zum Gränzlande, zur Ukraine gezählt, und die Gränze des alten Polenlandes rückte der Stadt bis auf wenige Meilen nahe. Man hielt Verbrecher schon hinreichend durch ihren hiesigen Aufenthalt bestraft.

Daher konnte es wohl nur mit natürlichen Dingen zugehen, wenn Orel, wie Kursk, früher immer für ein Spitzbubennest gehalten wurde. Die Colonie mußte dieser Auswahl des Mutterlandes Ehre machen. Der frühere Gouverneur soll gleich am zweiten Tage nach seiner Ankunft seines Silberzeugs beraubt gewesen sein. Darauf hat er die Bürger versammelt und ihnen befohlen, ein Mittel gegen die Diebesbanden zu ersinnen. Die Verdächtigen scheinen der Bürgerschaft mehr oder weniger bekannt gewesen zu sein; denn etliche Tage später hat man als einziges Mittel angegeben, vierzig Familien der Stadt nach Sibirien zu schicken, was denn auch ungesäumt geschehen ist. Der jetzige Gouverneur hat noch fünfzehn Familien nachgeschickt, und man soll schon anfangen zu merken, daß eine Besserung eingetreten ist. Daß aber ungeachtet eines blühenden Wohlstandes von der einen Seite noch nicht alle Aussichten gehoben sind, geht daraus hervor, daß unter 40,000 Einwohnern, die die Stadt zählt, 16,000 Bedürftige sind. Die Armen rühren meist von eigenthumslosen Freien und Verschickten her.

Die reichsten und ordentlichsten Bewohner der Stadt gehören der fanatischen Sekte der Roskolniks an. Sie verachten alles Russische und vermischen sich nicht mit den Russen. Mit der griechischen Kirche, mit der sie in Widerstreit stehen, kommen sie nur formell in Berührung, bei der Heirath und dem Abendmahl. Sie miethen sich einen griechischen Popen, der bei der Trauung in der Ecke steht und nachher unterschreibt, daß er die Trauung vollzogen habe. Können sie es nicht umgehen, einen griechisch-gläubigen Russen bei sich zu sehen, so wird nachher Tage lang das ganze Haus

geräuchert, um jede Spur des Fremdgläubigen unter sich zu vernichten. Außerdem sind sie in jeder Beziehung die besten Unterthanen. Sie geben der Behörde und der Regierung Alles, was sie verlangt, möglichst pünktlich, um nicht in genauere Berührung mit ihr zu kommen. Ihren Ackerbau und ihre Geschäfte halten sie in der besten Ordnung. Sie sind überall die Gebildetsten des Volks, die Selbstdenker unter den Russen.

Am Dienstag, den neunzehnten November, oder am ersten December n. St., machten wir im tiefen Schnee und im dichten Schneegestöber noch eine geognostische Excursion zu Schlitten auf der gefrorenen Oka. In der Stadt selber, in der sich die Orlik, von der der Name Orel abgeleitet ist, in die Oka ergießt, zeigen die hohen Ufer anstehendes Gestein, aus dem sich, auch ohne daß wir Versteinerungen in demselben sahen, ergab, daß wir eine von den bisher gesehenen südlichen ganz abweichende Formation vor uns haben mußten. Bei einem Steinmetzen und auf der Straße hatten wir schon Steine und unter anderen Kalkbruchstücke mit Versteinerungen des Uebergangsgebirges gefunden, die siebenzehn Werst von hier an der Straße nach Tula gebrochen waren, und ganz mit denen von der untern Düna, von Dünaburg übereinstimmten. Wir konnten also die Formation des alten rothen Sandsteins hier erwarten.

Etwa zwei Werste von der Stadt nach Süden steigt das rechte Okaufer über das Eis des Flusses und über das linke niedrige Ufer bis gegen achtzig Fuß an. Hier sind die Hauptsteinbrüche, aus denen die Umgegend mit Bausteinen versehen wird. Die ganze Uferhöhe ist durch Steinbrüche aufgeschlossen und man kann vorzugsweise hier Aufschluß erwarten.

Auf der Höhe des Landes liegt dicht unter der schwarzen Erde ein zwanzig Fuß mächtiges Diluvium, ein weißliches und gelbliches Gemisch von Sand und Thon mit Feuersteinen, wie wir sie aus der Kreide von Timm gesehen hatten. Eine zweite Schicht von zehn Fuß Mächtigkeit ist dünnschieferig und von einer Festigkeit, die sie schon zu leichten Bauten anwendbar macht. Die dritte und fünfte Schicht, jede zehn Fuß mächtig, ist vollkommen übereinstimmend mit dem sandigen, concretionirten und durchlöcherten Dolomit von Orscha am Dniepr, und von der Düna bei Surasch. Das

Gestein zeigt eine grobe Schichtung und besteht außer vielen mechanischen Beimengungen großentheils aus braungrauen, kleinen Bitterkalkkrystallen, die ihm ein sandiges Ansehen geben. Die von beiden Dolomitschichten eingeschlossene vierte Schicht von sieben bis acht Fuß Mächtigkeit ist ebenfalls ein dichter, unreiner Dolomit von heller Färbung und entfernten Schichtungszerklüftungen, und liefert das ausgezeichnetste Baumaterial. Sämmtliche mehr oder weniger dolomitische Schichten sind gänzlich versteinerungslos. Sie deuten nur durch ihre petrographische Beschaffenheit eine Verwandtschaft mit den Schichten von Orscha und von der Düna an, und liegen sämmtlich horizontal.

Die tiefste, sechste Schicht, aus einem stellenweise schwarzgrauen, stellenweise gelblichen, dünnschieferigen, mannichfaltigen und feinkörnig gemengten Gestein, schließt allein Versteinerungen ein. Es sind zahllose Fischreste, Schilder und Knochenstücke, mit denen die fußlangen Platten, die ebenfalls zum Bauen benutzt werden, dicht übersäet sind. Bisher hatten wir ähnliche Fischreste nicht gefunden, so daß uns die geognostische Stellung der Schichten in dieser Beziehung noch zweifelhaft blieb. Bei genauer Untersuchung fanden sich dieselben Fischreste aber auch in den erwähnten Kalkbruchstücken vor, die nach ihren Versteinerungen der Uebergangsformation des alten rothen Sandsteins zugehörten. Dadurch war also die geognostische Stellung der Okaschichten in der Umgegend von Orel hinreichend bestimmt. Wir hatten das Gebiet des südlichen, jüngeren Schichtensystems, der Kreide und des Tertiärgebirges hinter uns, und waren am Südrande des Höhenzugs der Formation des alten rothen Sandsteins angekommen, der von den Gegenden an der untern Düna über Smolensk längs der obern Ugra in südöstlicher Richtung das Innere von Rußland durchzieht, und das Quellgebiet der Oka beherrscht.

Zahllose Fischreste scheinen diese Formation überall zu bezeichnen, wo sie in Rußland auftritt, so verschieden auch der Gesteinscharakter derselben sein mag. In Livland und am Onegasee sind die Fischreste von rothen Sand- und Sandsteinschichten umschlossen; am Wolchof finden sie sich mit zahlreichen anderen Versteinerungen im Kalk ein; und hier treten sie in Berührung mit geschichteten, san-

digen Dolomiten auf. Weder die silurische Formation noch das Steinkohlengebirge hat bis jetzt in Rußland Fischreste aufzuweisen gehabt; so daß diese für die Formation des alten rothen Sandsteins hier entscheidend scheinen.

Am Abend machten wir Jagd auf Zeitungen, aber weder in den Gasthäusern noch in den Conditoreien war irgend ein russisches oder exotisches Blatt zu finden. Es hieß überall, als sei von einem Meerwunder die Rede, der Gouverneur solle französische Zeitungen besitzen; doch der Gouverneur war verreiset. Die ausgezeichnetste Conditorei, auf die wir unsere Hoffnung zuerst gesetzt hatten, war außerdem in gutem Zustande; der Conditor war ein lebhafter Pariser; aber er hatte eine Pariser Modehandlung mit der Conditorei combiniren müssen, um als Conditor bestehen zu können. Daraus läßt sich ein Schluß auf die Zustände Orel's ziehen.

Nachdem wir noch eine wiederholte Excursion nach den Fischresten in den Steinbrüchen gemacht, und die Gouvernementssammlung, die hauptsächlich Mammuth- und Nashornschädel aus der Umgegend enthält, gesehen hatten, reiseten wir den zwei und zwanzigsten November in der Richtung auf Bolchof weiter.

Am Flußeinschnitt bei Otrada stehen die Dolomite von Orel zu Tage und umschließen in den oberen Schichten undeutliche Spuren von Brachiopoden, die eine ähnliche Erhaltungsweise zeigen, wie die Versteinerungen von Orscha. Die alte Formation ist mit Lößschichten überlagert, in denen zahlreiche Land- und Süßwasserschnecken, Arten von Pupa, Clausilia, Helix, Planorbis, ꝛc. und viele Knochen von Nagern vorkommen. Das Land ist nach der Oka hin durch die Flüsse bedeutend ausgewaschen und uneben. Die Regenschluchten in den Feldern sind jedoch höchstens acht bis zehn Fuß tief, und erinnern nicht mehr an die Baltathäler im Süden, in der Steppe.

Die Annäherung an Bolchof zeigte sich schon an den langen Schlittenreihen, die aus der Stadt an uns vorüber zogen. In den letzten zwölf Werften hatten wir deren über tausend gezählt. Noch während wir in die Stadt fuhren, zogen lange Reihen an uns vorüber. Wir schickten zur Stadtbehörde, die augenblicklich in großer Uniform erschien, und uns die beste Wohnung in der Stadt, das

Haus eines gastfreien Kaufmannes, anwies. Wir erhielten die Zimmer, die der Kaiser Alexander auf seiner letzten verhängnißvollen Reise nach dem Süden drei Tage lang bewohnt hatte.

Eine alte Frau wurde nach Steinen gefragt, sagte aber ganz naiv: solche Fragen zu beantworten wäre sie zu dumm; sie wolle aber Jemand schicken, der klüger sei. So kam denn der Wirth selber, ein regsamer, lebhafter Großrusse, der uns mittheilte, was er wußte, und was wir bald vor Augen sahen.

Bolchof liegt an den Ufern der Nugra, die zwei Meilen von hier sich in die Oka ergießt. Der Fluß windet sich in mannichfachen Krümmungen durch die Stadt, und das feste Gestein sieht man innerhalb der Stadt gegen 80 Fuß hoch am hohen Ufer anstehen. Es sind dieselben sandigen Dolomitschichten, die in Orel und bei Otrada anstehen, in denen wir aber die Fischreste und Brachiopoden von jenen Punkten nicht auffinden konnten.

Der Haupttheil der Stadt ist der nördliche, auf der Höhe des Flußufers gelegen. Hier stehen die Kirchen dicht gedrängt, wie in Kaluga. Auch die Gestalt erinnert an die Kirchen Kaluga's, da die Bauart wesentlich dieselbe ist. Der Glockenthurm ist bei allen in der Richtung der Mittellinie durch ein Mittelschiff mit dem Hauptschiffe verbunden. Auf den meisten Glockenthürmen ist die hohe Nadel angebracht, durch die sich Kaluga auszeichnet, und die schon in Orel wieder merklich sich ausgebildet hat.

Eine der ältesten ist die Dreifaltigkeitskirche (S. Taf. XXIII.) Man hat dem alten, roth und weiß bemalten Hauptgebäude mit den moskowitischen gedrängten Zwiebelkuppeln und dem hohen, engen Chorschiff, einen neuen weißen Glockenthurm angehängt. Das Hauptgebäude erinnert sehr an etliche Kirchen Moskaus, die vor etwa drittehalbhundert Jahren gebaut scheinen.

Die Kathedrale ist bedeutend jünger, wie schon die Kuppeln des Hauptschiffs ersehen lassen. Der Glockenthurm, dessen drei Etagen mit Säulen verziert sind, und der in eine lange Nadel ausläuft, ist geschmackvoller, als der der Dreifaltigkeitskirche. Er scheint ebenfalls bedeutend später gebaut, als die Kirche, deren Hauptportal er bildet, wie bei allen Kirchen Bolchofs.

Die Kirche des heiligen Johannes mit ganz ähnlichem Glocken-

thurm ist bedeutend jünger. Das Hauptschiff hat nur eine einzige breite, glockenförmige Kuppel auf einem, das ganze Schiff nach oben fortsetzenden Thurme, an dessen Fuße die vier Seitenkuppeln nur schwach angedeutet sind. So sieht man hier, wenn auch keine ganz alte, unverändert erhaltene Kirche, doch alle Uebergänge in den entarteten neueren Geschmack.

Nachdem Zinovieff, der von Orel aus nach seinen Gütern in der Nähe von Bolchof abgereiset war, sich wieder mit uns vereinigt hatte, fuhren wir am dreiundzwanzigsten November Nachmittags nach Bjelef an der Oka, im Gouvernement Tula, wo wir Abends ziemlich spät ankamen, indem unsere Pferde auf den im hohen Grade vernachläßigten Wegen wiederholt gestürzt waren und etliche die Beine gebrochen hatten.

Die Aehnlichkeit der Kirchen mit denen in Kaluga ist noch auffallender, als in Bolchof. Das Mittelschiff, ursprünglich eine einzige Galerie zwischen dem Hauptschiffe und dem Glockenthurm, tritt bedeutend über das Hauptschiff zur Seite vor, und trägt meist eine niedrige, breite Kuppel mit langer Nadel, wie bei der Kathedrale der kasanischen Mutter Gottes in Kaluga. Nur auf wenigen, ganz geschmacklosen Glockenthürmen fehlt die schlanke Nadel Kaluga's.

Die Reisegesellschaft beabsichtigte, sich hier in den Richtungen nach Tula und Kaluga zu theilen. Da aber auf dem Wege nach Odojew an der Upa in Folge der Hungersnoth nirgend Pferde zu bekommen waren, so schlugen wir alle am Sonntag Morgen, den vierundzwanzigsten November, die Richtung nach Koselsk im Gouvernement Kaluga ein. Nur mit Mühe war unser betrunkener Kutscher auf den Bock zu bringen. Da seine eigene Frau, die ihn heranbrachte, erklärte, der Schlitten würde nicht weiter kommen, falls ihr Mann keine Prügel erhielte; so wurde die Sache gleich im Posthofe abgemacht, und wir fuhren ziemlich rasch.

Auf einer Strecke von fast drei deutschen Meilen zogen fast ununterbrochen lange Reihen von Schlitten an uns vorüber zur Stadt, Schlitten mit Holz, mit Heu, mit Menschen u. s. w., und Schlitten mit Schlitten. Viele wurden von Frauen gelenkt, die meisten liefen frei, wie herrenlos, einem voraneilenden Schlitten nach. Es war komisch anzusehen, wie diese freien Schlitten, ebenso wie die durch

einen Führer gelenkten, schon aus großer Ferne unserem Tarantase ausbogen. Am Sonntage hatten sich Alle in ihren besten Putz gesetzt. Die Weiber mit dem bunten Kopfputz aus weißen, vom Kopf bis auf die Schultern herabhängenden Tüchern, roth und goldenen Bändern, und rothem Wollshawl um die Mitte des Leibes; die Männer in dunklen Wollröcken, mit vierseitiger Pelzmütze, alle übereinstimmend, bis zu den kleinsten Jungen hinunter, die am Wege im Schnee spielten und Schlitten fuhren. Nichts scheint jetzt mehr ohne Schlitten abgemacht werden zu können, keine Last wird mehr getragen, die kleinsten Kleinigkeiten fährt man im Schlitten weiter.

Bei Orel sieht man vorzugsweise Eichenwälder; hier wird schon die Birke stellenweise vorherrschend, und tritt wieder am Wege als Alleebaum auf. Die Weidenstämme, die im Süden einzeln die Wege bezeichnen, und sich als Straßenbäume noch ins Gouvernement Orel hinein erstrecken, kommen nirgend mehr vor. Die kleineren Einschnitte, die von den Flußthälern aus sich in die Felder hineinziehen, sind wieder mit niedrigem Strauchwerk ausgefüllt. In Orel waren es noch kahle Regenschluchten. Die Gegend nimmt rasch einen andern Habitus an.

Auf der zweiten Hälfte des Weges von Bjelew nach Koselsk glaubt man sich plötzlich in den Norden versetzt. Der Weg verläuft durch einen meilenlangen Tannenwald. Bisher hatten wir von der Ukraine an nur selten einzelne Nadelstämme als Zierpflanzen gesehen, und nun waren wir ohne alle Vorbereitung mitten in einem unübersehbaren Tannenwalde, der sich in der tiefern Sandfläche nach Koselsk hin in einen Kieferwald umwandelt. Die Tannen waren ganz mit Schnee bedeckt. Jeder Ast streckte seine herabhängenden Zweige wie in Pelz eingehüllte Arme aus. Ein solcher Baum sieht aus wie ein hundertarmiges Ungeheuer. Und doch ist die Tanne im Winter, mit Schnee bedeckt, eine freundlichere Erscheinung, als in ihrem mönchischen Ernst im Sommer. Blickt man tiefer in den Wald hinein, so erscheinen die grünen Zweige und die weißen Schneemassen ein unentlösbares, undurchdringliches Gewirre; doch ist ein poetischer Reiz im Anblick dieser regellosen Wohnungen der Bären und Wölfe.

Im letzten Drittel des Waldes liegt ein Fabrikdörfchen, die erste

Fabrikansiedelung, die wir in dieser Richtung antrafen. Die Häuser sind reicher verziert, als gewöhnlich, und die Frauenzimmer haben schon europäisirte Kleidung.

Vom letzten Abhange im Tannenwalde sieht man Koselsk über den Kieferngipfeln in der Ferne hervortreten, längs dem Fluß auf einer Anhöhe ausgebreitet. Sie ist ziemlich gedrängt, und für eine Stadt von so hohem Alter gut gebaut. Die Kirchen sind alle mit schlanken, hohen Nadeln versehen, die im Kaluga'schen nirgend fehlen dürfen. Das linke Ufer der Schisdra, auf dem die Stadt liegt, steigt funfzig bis sechszig Fuß über den Wasserspiegel an. Am Fuße der Uferwand sieht man Sand und Thon mit Steinkohlen anstehen, ganz in der Weise, wie sie sich an der Upa in ungefähr derselben Breite zeigen.

Während des Essens kam der hiesige Millionär und Segeltuchfabrikant Dmitri Rusin zu uns, ein biederer Greis, den sein weißes, lockiges Haar und lein langer, silbergrauer Bart, und besonders sein gutes, menschenfreundliches Gesicht noch mehr ziert, als die Reihe von Orden, die er tragen muß. Er verkauft jährlich für sechs Millionen Segeltuch nach Amerika, und ernährt 5000 Menschen. Und sein Name hat einen guten Klang bei Reichen und Armen weit und breit.

Bis zum Städtchen Peremyschl bleibt man im Flußthal der Schisdra und auf denselben Schichten der Steinkohlenformation. Die Versteinerungen sind die, welche bei Birkowaia und Wosnesenskaia Sloboda auf den Höhen vorkommen, und häufig auch hier in Feuersteine umgewandelt.

Die Oka war so fest gefroren, daß sie überall die schwersten Frachtwagen getragen hätte. Die industriösen Fährleute bei Peremyschl hatten Bretter quer über das Eis des Flusses gelegt, und nannten das eine Brücke, um ihr Fährgeld nicht einzubüßen.

Mit dem Ueberschreiten der Oka wendet sich der Weg mit der Stromrichtung nach Norden. Nach Westen hin steigen in einiger Entfernung vom niedrigen Flußufer aus die Höhen in malerischen Formen an; von Osten her treten dichte Wälder bis an die Ufer des Flusses heran. Mit dem Gouvernement Kaluga beginnt die waldreiche Region des Innern.

Von den letzten Höhen südlich von Kaluga, von denen ich früher die Stadt gezeichnet hatte, sah ich sie jetzt zum zweitenmal vor mir, liegen; doch in ganz anderem Gewande. Der weiße Schnee, das matte Mondlicht, die Ruhe der Nacht: Alles gab ihr ein feierliches, verklärtes Ansehen. Noch einzelne Lichter sah man einsam aus der Ferne her leuchten. Die Glocken rührten sich, und verkündeten mit ernster Stimme die Mitternacht. Dann war die Stadt wieder stumm, wie ein verschneiter Kirchhof, aus dem die Leichensteine zu hohen, schlanken Thürmen hervorwachsen.

Mit ähnlicher Hülfe, wie in Peremyschl, überschritten wir das Okaeis, und waren bald wieder in unserm alten Gasthause, da nirgend ein besseres Unterkommen zu finden war.

Anderen Tages besahen wir uns die schöne Stadt im Schnee, besuchten dem Gymnasialinspector Cayander, von dem wir noch interessante Versteinerungen aus der Umgegend erhielten, und warteten die Ankunft Meyendorff's ab, der von Koselsk aus noch eine Seitentour nach einigen bedeutenden Fabriken gemacht hatte.

Nachdem Meyendorff in der folgenden Nacht angekommen war, fuhren wir am sechsundzwanzigsten November gegen Mittag weiter, Meyendorff und Keyserling über Alexin und Serpuchof, Zinovieff und ich über Borowsk nach Moskau.

Der beißende Nordwind wurde unausstehlich, noch besonders dadurch, daß er nicht allein den Schnee aus der Luft, sondern auch den, welchen die Pferde aufrührten, uns in's Gesicht warf. Bald waren wir vom Kopf bis zu den Füßen im offenen Schlitten zugeschneit, und der Frost, der in umgekehrter Richtung auf uns eindrang, schien auch unter dieser Schneedecke sich ganz frei bewegen zu können. Eine Fastensuppe, mit Zuthaten von Kohl und Fisch, in der noch kleine, zolllange Fischchen, wie lebend, umherschwammen, und sich nur mit Mühe und Geschick einfangen ließen, wirkte auf der Station nur sehr bescheiden auf die Verbesserung unserer mittleren Reisetemperatur. Bald froren wir auf der mehr als vier Meilen langen folgenden Station wieder unbarmherzig, und waren der Ueberzeugung, daß die Ode an den Winter von Asmus ganz anders angefangen sein würde, wenn sie der ehrliche Bote bei uns im offenen Schlitten, statt in Wandsbeck hinter dem warmen Ofen gemacht

hätte. Wir erklärten uns einstimmig gegen die heute Morgen in Kaluga vorgeschlagene Ansicht, es sei heute ziemlich warm, hatten aber doch unterwegs im Freien nicht Lust nach dem Thermometer zu frieren.

In Malo-Jaroslawetz beobachteten wir eine Kälte von ungefähr 20° R., und sahen ein, daß wir auch Grund gehabt hatten, ohne Thermometer zu frieren.

Spät Abends waren wir angekommen. Kein Mensch trieb uns weiter. Moskau blieb uns sicher; Malo-Jaroslawetz war eine merkwürdige Stadt, indem die Franzosen und Russen sich hier zwei Tage lang um eine kleine Anhöhe geschlagen haben, und die hiesigen Russen sich rühmen, daß es den Franzosen hier zum ersten Male so ganz schlecht ergangen sei: Grund genug, daß wir es wünschenswerth fanden, diese Nacht in Malo-Jaroslawetz zu bleiben, und keine Frostbeobachtungen im Freien zu machen.

Der Postmeister erzählte von der Schlacht. Dicht vor der Stadt, wo nach Nordosten die Ebene steil in das Flußthal abfällt, sind mehrere Hügel, zwischen denen nur ein einziger Durchgang zur Stadt bleibt. Diese Höhen haben die Russen besetzt gehalten. In der Nähe gegenüber liegt die Brücke, die über den Fluß führt, und weiter hin, an der andern Wand des Thals, der von beiden Seiten von Wald eingeschlossene Weg, auf dem die Franzosen herangekommen sind. Die Russen haben ruhig zugesehen, daß das feindliche Heer das Thal und die Brücke überschritten hat. Zwischen der Brücke und den besetzten Anhöhen, die die Franzosen mit der Reiterei haben nehmen wollen, sind sie von den russischen Geschützen beschossen und dreimal zurückgeschlagen worden. Nach zwei Tagen vergeblicher Anstrengung haben sich die Franzosen auf Seitenwegen nach Smolensk fortbewegt, obwohl sie überzeugt waren, wie wenig sie dort für ihr Heil vorfinden würden. Gleichviel, welche Partei auch den Verlust der Schlacht eingesteht, der Erfolg war der, daß die große Armee vom Süden abgeschnitten wurde. Die Stadt ist größtentheils von den Russen selber zerstört worden, um freiere Bewegung zu haben und Batterien zu errichten. Den Rest hat das schwere Geschütz vernichtet. Am Kloster, in der Nähe des Schlachtfeldes, sind noch Spuren des mörderischen Kampfes zu sehen, und

rings um die Stadt viele hohe Grabhügel, wie Hünengräber, unter denen die Gefallenen eingescharrt liegen.

Noch ehe wir andern Morgens abreiseten, kam auf der Post der Gouverneur von Archangelsk auf dem Wege nach Astrachan an, derselbe, der unsere Reisegenossen im Sommer so freundlich aufgenommen, und mit allen Vorrichtungen der Bequemlichkeit unterstützt hatte. Er schien in dieser Jahreszeit mehr in Geschäften, als zum Vergnügen zu reisen.

Die russischen höheren Beamten sind während des ganzen Jahres in einem fortwährenden Nomadenzustande begriffen. Es scheint Princip, Niemand lange an ein und demselben Orte zu lassen, und man sagt, es sei eine administrative Polizeimaßregel, weniger, um sie selber sich nicht ein-, als um andere nicht ausnisten zu lassen. Von den meisten Gouverneuren unterwegs hörten wir auf Erkundigungen die Antwort: wir kennen unser Gouvernement noch nicht, da wir erst etliche Monate u. s. w. hier sind. Als wir im Winter in Petersburg uns eine vergleichend statistische Uebersicht von den Schicksalen und Wohnorten von etwa dreißig Gouverneuren entwarfen, mit denen wir unterwegs in Berührung gekommen waren; so zeigte sich, daß während eines halben Jahres gegen die Hälfte derselben ihren Wohnort verändert hatte, theils durch Versetzung, theils durch Entfernung. Sogar gegen Verschickung der Gouverneure soll keine Assecuranz existiren, und auch Versetzungen der Beamten, z. B. von Polen nach dem östlichen Sibirien, vom schwarzen nach dem weißen Meere, nehmen häufig den fatalen Beigeschmack von Verschickungen an.

Die Entfernung von Malo-Jaroslawetz nach Borowsk beträgt nur drei Meilen. Die Dörfer liegen unterwegs weniger regelmäßig und gedrängt, als in Tula und Orel, aber die Häuser sind reich verziert, bunt bemalt, und verrathen Wohlstand. Borowsk hat das Ansehen der meisten jüngern Städte dieser Gegenden. Die Kirchen tragen nur schlanke und kleine Kuppeln, und auf den Glockenthürmen verliert sich die lange Nadel.

Nach dem Ueberschreiten der Gränze hielten wir im Gouvernement Moskau das letzte Mittagsmahl vor unserem Eintritt in die Winterquartiere, eine wahre Reisehenkersmahlzeit. Es waren als

solche vorräthig dreierlei Fastensuppen: 1) Ein Tschi, oder eine Kohlsuppe, d. i. Kohl in Wasser gekocht, ganz an sich, ohne alles Fleisch oder thierische Fett, außer einigen Kakerlaken, die oben schwammen, und sich bei genauerem Ansehen als Blatta lapponica auswiesen. Wir entfernten die mitgekochten Kakerlaken, nachdem sie ihre Dienste geleistet, und aßen frisch zu, mit dem Gedanken, es sei doch vielleicht besser, als ganz ohne alle Zuthaten.

2) Eine Pilzzwiebelsuppe, d. i. schwarze Pilze und weißer Lauch in Wasser gekocht, wieder an sich. Kakerlaken wären von den dunklen Pilzen der Farbe nach schwer zu unterscheiden gewesen, und so schien mir die genauere zoologische Untersuchung der Suppe unrathsam. Nro. 2 schmeckte eigenthümlich, aber schlecht, etwa nach abgekochtem, faulem Holze.

3) Eine Kartoffelsuppe, wieder an sich. In dem gekochten Wasser schwammen etliche halbgeschälte Kartoffelbruchstücke herum, aber so einzeln, daß ich fast in Schweiß gerathen war, ehe ich die Satisfaction hatte, eins zu erwischen.

Dann erschien ein Hauptfastenessen, mir ganz neu, von dem ich anfangs irrig dachte, es sei für Diana bestimmt, den schönen Hühnerhund, den Zinovieff von unserm freundlichen Jagdpostmeister in Orel gekauft hatte. Es war wie ein aus Kartoffeln und Brod gehacktes körniges Gemenge, wie man es wohl für junge Hühner zubereitet. Ich nahm einen halben Löffel voll als Probe, kniff beide Augen zu, und versuchte überzuschlucken. Aber es war nicht möglich. Es hatte einen häßlichen Bei- oder vielmehr Hauptgeschmack von ranzigem Hanföl. Nachher überzeugte ich mich, daß es eine Art Buchweizenspeise war. Ich hätte jedoch lieber einen ganzen Sack trockenen Buchweizens aufgegessen, als diesen halben Löffel Buchweizengrant.

Während des Essens waren die lebendigen Kakerlaken und Lepismen am hellen Tage eifrig bemüht, der Mahlzeit ein erhöhtes naturhistorisches Interesse zu geben. Einige liefen schnell, andere langsam auf Allem herum, was an uns und in unserer Nähe war, auf dem Tische, auf dem Arm, auf den hölzernen Löffeln, auf den Tellern u. s. w., und einige waren so unglücklich, vor unsern Augen ihr Leben in den heißen sogenannten Suppen jämmerlich zu enden.

Während mit verschiedenen Bauern um Pferde gehandelt wurde, da die Post wohl Suppe, aber keine Pferde hatte, fand ich es zeitgemäß, Kartoffeln braten zu lassen, von denen etliche vorräthig waren. Sie wurden auf Bestellung in einer Pfanne in Butter, und nicht in Hanfsamen gebraten, und schmeckten nicht übel. Es wäre auch ein wahres münchhausensches Meerwunder hier mitten im continentalen Rußland gewesen, wenn sie nach der Pfanne geschmeckt hätten; denn sie waren von der wirklichen Pfanne durch eine linienbicke Kruste von herkömmlichem Schmutz getrennt, der auf der Pfanne festsaß und jede gegenseitige Berührung unmöglich machte. Es wäre das eine Wirkung in die Ferne gewesen, die für diesen Fall nicht annehmbar sein konnte.

Durch das reichliche Mahl neu gestärkt, wurden wir übermüthig, und beschlossen Abends, als das Ungeziefer in der Stube immer lebhafter wurde, sogleich weiter zu fahren. Der Mond schien, und der Schnee glänzte und glitzerte wie Sterne. Es war ein klingender Frost, und der Schlitten pfiff und saus'te im Schnee wie ferner Nachtigallgesang. Die Station ist gegen 30 Werste lang. In den 10 ersten Werstен blieb ich noch ganz warm, sah mit Stolz auf den glänzenden Schnee herab, und dachte: der Frost ist leidlich. Gegen 15 Werste wurde ich nachdenklich; der Frost fing an, unangenehm auf mich einzudringen. Mit 20 Werstен war alle gute Laune verschwunden, und ich nahm mir vor, nicht wieder ohne Pelz in einer solchen Nacht im halboffenen Schlitten zu fahren. Während der letzten 10 Werste war mir alle Lust zu Vorsätzen für die Zukunft vergangen. Die vielfache Kleiderhülle, in der ich, statt eines Pelzes steckte, schien immer leichter und leichter zu werden, und kam mir zuletzt vor, wie ein dünner Flor, den ich für viel zu weit für mich hielt. Rührte ich mich, so wurde ich vom Frost noch herzhafter angepackt; und saß ich fest, so fraß die Kälte langsam in den Gliedern weiter, und es war mir zu Muthe, als konnte ich ein Tagebuch über die Stationen des Erfrierens aufzeichnen.

Gegen Mitternacht waren wir wieder im Posthause, wo man alles kalt und ungeheizt gelassen hatte. Wir suchten eine warme Stube im Dorfe aus, besorgten Thee, und ich nahm mir vor, es Tag werden zu lassen, ehe ich einen Fuß vor das Haus setzte.

So war denn auch der Tag im Begriff, anzubrechen, als wir bereit standen, abzufahren. Es war sehr kalt, und der Wind ging schneidend über die gefrorene, glänzende Schneefläche. Bis zur Stadt hat man 5 deutsche Meilen zu machen. Kaum hatten wir 4 Werste gemacht, als ich schon anfing, heftig zu frieren. Der Kutscher, ein kräftiger, junger Bauer, kehrte sich zu uns um, und ich sah mit Schrecken sein Gesicht an: die eine Seite war dunkelbraun, und die andere Seite und die Nase leichenweiß. Zinovieff rief ihm zu, daß seine Nase abgefroren sei. Er lächelte, griff mit der Hand in's Gesicht, und fuhr aber weiter. Doch das Pfeifen und Singen, womit er seine pfeilschnelle Fahrt ununterbrochen begleitet hatte, hörte unwillkührlich auf. Wir reichten ihm einen Mantel hin, den er nach der Nord- und Windseite um den Kopf hüllte, und so ging's wieder wie im Fluge über die kahle Schneefläche weiter. In Zeit von einer Viertelstunde war unter dieser Bedeckung die Nase und das Gesicht wieder roth und lebendig, obschon der Frost immer heftiger zu werden schien.

Als wir an den Sperlingsbergen ankamen, stand die Sonne noch als ein kalter, matter, trübgelber Fleck am Himmel; die Luft war mit einem undurchdringlichen Duft belegt. Nicht einmal einen freundlichen Sonnenblick hatten wir zu dem beißenden Froste. Ich hatte mich auf den Anblick der Stadt gefreut, und schon erhob sich der hohe Glockenthurm des Simonow'schen Klosters vor uns über die dunklen Haine, aber wie eine unbestimmte blasse Säule im dichten Nebel. Nebel bedeckte alle Höhen und umhüllte die alten Freunde im Kreml. Was man von der Stadt sehen konnte, lag wie eine weite Schneewüste vor uns, nur von einigen dunklen Baumgruppen unterbrochen: ein wirrer, kalter, trostloser Anblick.

Wir fahren zum Thor hinein, drängen uns durch endlose, unerschöpfliche Reihen von Schlitten durch, theils langsam mit Holz die Straßen verfolgend, theils pfeilschnell mit Menschen dahin fliegend. Eine Kirche nach der andern tritt auf, alte Bekannte und Orientirungspunkte. Endlich überschreiten wir die schöne, steinerne Moskwabrücke: und vor uns ist aufgethan die ganze Pracht des Winters und der alten Zaarenburg. Der Kreml steht vor uns, frei, im Sonnenlicht und Schnee, mit seinen tausend Thürmen und Kup-

peln und Spitzen. Diese bunte Welt voll orientalischer Pracht und Seltsamkeit ist nur feierlicher geworden durch den Winter, durch das weiße Schneekleid der farbenprangenden Dächer, über die sich die goldenen Kuppeln und Thürme noch allein in alter Pracht strahlend erheben.

Die Moskwa ist verschwunden; eine weite Schneefläche liegt da, wo sonst hunderte von Kähnen an den Mauern des Kremls vorbeiruderten. Die Schneefläche ist belebt, bebaut und bewohnt, wie ein großer Platz, und die Brücke, die sonst über den lebendig bewegten Fluß führte, scheint jetzt nur ein Monument des Luxus.

In der Nähe des Kreml kehrten wir ein. Während wir aus dem Schlitten steigen, fragt ein Jeder den Andern auf Gewissen, ob seine Nase noch lebe, und dann erst gehen wir beruhigt in's Haus hinein.

Es war ungefähr Mittag am zehnten December, oder am achtundzwanzigsten November der Russen, als wir am ersten Stationspunkte unseres Winteraufenthalts ankamen. In der Stadt zeigte das Thermometer etliche zwanzig Grade, und heute morgen hatte es im Freien zwischen 27° und 30° Reaum. geschwankt. Meyendorff und Keyserling trafen erst am folgenden Tage in der Richtung von Tula ein.

## XII.

# Winteraufenthalt in Moskau und St. Petersburg.

Der Winter in Moskau. Geſelliges Leben. Klima für Protectionsſtammbäume. Merkwürdigkeiten im Kreml und in den Kirchen. Patriotismus der unabhängigen Moskowiter. Schluß des Jahres, und Fahrt nach St. Petersburg. Rückblicke Geognoſtiſches. Oberflächengeſtalt des Landes. Waſſervertheilung. Die Wälder. Die Bewohner. Häuſer, Kirchen und Städte. Bauart der Kirchen im Verhältniß zur hiſtoriſchen Entwickelung des Landes. Winterbeſchäftigung. Merkwürdigkeiten und Wunder. Abreiſe von St. Petersburg.

Moskau wurde der erſte Ruhepunkt nach einem ſechsmonatlichen raſtloſen Umherſchweifen, nach einem mannichfaltigen Durchkreuzen des Europäiſchen Rußlands bis faſt nach allen Gränzregionen. Wir hatten in Zeit eines halben Jahres Räume durchzogen, die im übrigen Europa ſchwer in derſelben Zeit zurückzulegen ſind, Strecken bereiſ't und ſoweit unſere allgemeinen Zwecke es nothwendig machten auch unterſucht, von denen unſere Petersburger Freunde vorher behaupteten, ſie würden in dieſer Zeit nicht zu bereiſen ſein. Nur durch die meiſterhafte Anordnung und Fürſorge Meyendorff's, hervorgegangen aus einer genauen Kenntniß des Landes und ſeiner Verhältniſſe, war es möglich geworden, unſere Plane nicht ohne allen Erfolg auszuführen. Wohl waren im Norden wie auch im Süden des Rieſenreichs unſere Wünſche weit über die zugemeſſene Zeit und über unſere Kräfte hinausgegangen; doch fühlten wir uns in dieſem Augenblicke befriedigt, da der Winter mit aller Gewalt hereingebrochen war, und jede Beſchäftigung im Freien, wo wir bis in den Dezember ausgehalten hatten, für einen Nichtruſſen mindeſtens jetzt unmöglich machte.

Moskau hat, durch ſeine Lage im Inneren des Landes, eine weit beſtändigere Witterung, als Petersburg. Hat der Winter

einmal ernstlich angefangen, so zeigt er hier wenig Launen. Die Kälte blieb sich ziemlich gleich, durchgängig bedeutend über 20°, und erreichte wiederholt, nach den Beobachtungen im botanischen Garten, 30°. Die warm geheizten, und, außer der Thür, von allen Seiten im Winter verklebten russischen Stuben ließen jedoch keine lebhafte Vorstellung von dieser Temperatur in uns aufkommen, obwohl unsere pelzlosen, letzten Nachtfahrten im offenenen Schlitten dazu eine naheliegende Veranlassung geboten hätten. Nur das Anhäufen von Tausenden von Sperlingen, Dohlen und Krähen auf den Schneedächern dicht an den warmen Schornsteinen, sogar am hellen Mittage, gab uns die Ueberzeugung, daß draußen in freier Luft alles Lebendige sich der Kälte bewußt sei. Aber auch diese Zufluchtsorte reichten für die schutzlosen Thiere nicht aus, und wir sahen sie etliche Male reihenweise morgens früh erfroren am Fuße der Schornsteine sitzen, ebenso wie sie sich des Abends dicht dort zusammengedrängt hatten.

Unser Aufenthalt in Moskau verstrich auf die anmuthigste Weise im geselligen Kreise von Freunden und Freundesgenossen. Nirgend in Rußland ist eine größere Vielseitigkeit und Freiheit im geselligen Zusammensein und eine größere Innerlichkeit aller Lebensrichtungen zu finden, als in der alten Hauptstadt des Reichs. Sogar der in dieser Beziehung durchgängig einseitige und exclusive Deutsche wird sich leichter hier, als in Petersburg zurecht finden und wohnlich fühlen. Die Grundstimmung und Grundrichtung der gebildeten Gesellschaft ist hervorgegangen aus Männern, die in ihren Ansichten und Gesinnungen und nach ihrer Stellung im Leben unabhängig dastehen. Daher rührt es denn, daß auch Männer, die Uniform tragen, und mit gewichtigen Tschins aller Art belastet sind, sich leicht von den Ansichten ihrer Uniform und ihres Tschins unabhängig und selbstständig erhalten können und dürfen. In Moskau fällt es ebenso mißfällig auf, wenn ein Beamter sich ausschließlich und mißtrauisch in der offiziellen Kastenansicht bewegt, als es in Petersburg bedenklich auffallen würde, wenn Jemand unberufen eine selbstständige, höchsten Orts nicht offenkundig beglaubigte Ansicht zu Tage förderte.

Aus diesem verschiedenen Luftdruck in der geselligen Atmosphäre

beider Hauptstädte, aus dem ebenfalls ersichtlich ist, daß in Petersburg sich nur einzelne Punkte wesentlich über das Niveau des Meeres erheben, und deßhalb auch Stürme so leicht Ueberschwemmungen hervorrufen können, lassen sich viele Eigenthümlichkeiten im Leben beider Städte leicht ableiten.

Auffallend ist in dieser Beziehung und für das gesellige Leben von Vortheil, daß in Moskau gleichzeitig mit der Subordination der Ansichten und Gesinnungen auch das für Petersburg so charakteristische Protectionswesen nicht recht in Flor kommen kann. Petersburg ist eine Beamten- und Offiziercolonie; jeder will vorwärts, und nimmt sich vor, das Höchste in Tschin und allem Zugehörigen zu erreichen. Zu diesem Zwecke muß er sich bemerklich machen; und reichen seine eigenen Kräfte dazu nicht hin, so muß er sich bemerklich machen lassen. Doch auch im Fall die Kräfte hinreichen, ist es bis zu einem gewissen Punkte rathsam, andere Hülfe dazu nicht zu verachten. Jeder, der auf der langen Leiter nach Oben will, hängt sich an eine Höherstehenden an. Je größer ein solcher Anhang nach unten, desto gewichtiger fühlt sich der Mann oben. und dadurch wird ein solcher Anhang sogar schmeichelhaft und Gegenstand der Eifersucht. Dies Anhängen wiederholt sich natürlich nach unten in allen Gliederungen der Tschinleiter bis zur absoluten Tschinlosigkeit, in der Art wie ein umgekehrter, abwärts wachsender Stammbaum, in dem die letzten Glieder die wenigsten Ahnen haben. Mit dem obersten Gliede fällt und steigt die ganze hängende Gesellschaft. Außer dem Zeitverlust liegt darin nur ein wesentlicher Nachtheil für das oberste Glied, das oft nicht wieder zu sicherer Stellung kommt; alle Anhängenden hängen sich ohne zu säumen möglichst bald wieder anderswo an. Jeder will protegirt sein, und Jeder ebenso auch in seiner Stellung protegiren. Es wird sogar für eine Beleidigung genommen, wenn sich jemand nicht will protegiren lassen. Petersburg hat wahre Urwälder von solchen Protections-Stammbäumen aufzuweisen, für die in Moskau das Klima weniger günstig scheint.

Während wir in Moskau anfingen, unser Reisematerial zu ordnen, blieb uns Zeit genug, die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen. Mehr als die ganze übrige Stadt bietet

der Kreml dar. Die Sammlungen der Schatz- und Rüstkammer, mögen sie noch so viele unächte historische Merkwürdigkeiten aus älterer und jüngerer Zeit enthalten, sie sind deshalb schon allein sehenswerth, weil sie in ihren ächten historischen Schätzen eine anschauliche Vorstellung von russischer Macht, Herrschaft und Sitten hervorzurufen geeignet sind. Alle die Kronen und Scepter, Waffen und Stöcke, Rüstungen und Festkleider, Throne und Staatswagen älterer und neuerer russischer Herrscher und Fürsten, die Geschenke auswärtiger asiatischer und europäischer gekrönter Häupter und die Kronen dieser zuletzt selber, nachdem die Reiche und Fürsten der immer gewaltiger um sich greifenden Czaarenmacht erlegen waren, sie werden immer der Stolz des leicht erregten russischen Patriotismus sein, und mit Grund.

Von den eroberten Kronen sind, mindestens für diesen Augenblick, die von Polen und Georgien in der Sammlung die letzten; für etwa neuhinzukommende ist jedoch noch Raum gelassen. Ob bei der Theilung Polens zur Erinnerung an die völkerfreundliche Uebereinstimmung der drei großen Reichserben auch für Oestreich und Preußen ähnliche polnische Königskronen angefertigt worden sind, ist bei dieser russischen nicht bemerkt; nothwendig war es sicher nicht, um für die Nachwelt das Gedächtniß an jene große Handlung der osteuropäischen Politik zu erhalten, was im Kreml hauptsächlich Zweck scheint. Auch das Scepter des letzten Polenkönigs wird seit 1799 im Schatz des Kremls aufbewahrt. Rußland kann sich damit leicht als Haupterben documentiren.

Aus der Zeit des Großfürstenthums sind nur fragliche Reliquien von Wladimir Monomach vorhanden; die Zeit der Czaarenherrschaft ist schon reicher bedacht; der größte Theil der Merkwürdigkeiten, die aber meist keine sind, gehört der Kaiserzeit an. Merkwürdig kann es scheinen, daß von den meisten Herrschern Stöcke, Ketten und Dolche erhalten sind, wo sonst Alles fehlt. Für die größten und bezeichnendsten Merkwürdigkeiten hielt ich die drei Elfenbeinstöcke von Iwan dem Grausamen und die zerrissene polnische Constitution. Iwan der Grausame fand ein unbeschreibliches Vergnügen daran, auf seinen zahlreichen Wegen zu den Kirchen, Klöstern und Heiligen jedem Vorübergehenden die Füße zu durchbohren.

Zu dem Ende ist jeder der drei von ihm hier vorhandenen Stöcke mit einer scharfen, langen Stahlspitze versehen. Die Aechtheit der Stöcke wird nicht bezweifelt. Die polnische Constitution wurde bekanntlich von Alexander während seiner schwärmerischen Periode ertheilt; der jetzige Kaiser, wie die ernste Inschrift besagt, zerriß sie nach dem Fall von Warschau, in väterlich ergrimmtem Gefühl über die undankbaren Kinder, die des Geschenks unwürdig sich bewiesen hatten, feierlichst mit allerhöchst eigener Hand.

Von der allergrößten Merkwürdigkeit, die aber nicht im Kreml mehr vorhanden ist, kann man nur noch den Kasten sehen, in welchem die Merkwürdigkeit selber eine Reihe von Jahren geruht hat. Dieses Unicum von Merkwürdigkeit ist eine Constitution für ganz Rußland, die der jugendlich schwärmende Alexander, noch unter dem Einfluß Laharpes, hat entwerfen lassen, um sein Volk damit zu beglücken. Von der plötzlichen Todesnachricht seines Vaters tief erschüttert, hat Alexander sich anfangs geweigert, die Regierung anzutreten; nur in der Absicht, augenblicklichen Unordnungen vorzubeugen, und inzwischen Einrichtungen zu treffen, seinem Volke die Freiheit und eine republikanische Verfassung zu geben, hat er sich die Krone aufdringen lassen. Die Constitution ist bald fertig, und in mehreren tausend Exemplaren abgedruckt gewesen. Etliche Exemplare sind, wie es nach der mehrseitigen Kunde von derselben scheint, unter ein ausgewähltes Publikum gekommen, und die übrigen im Kreml niedergelegt worden, wo sie während Alexander's Lebzeiten ruhig gelegen haben. Es war sehr natürlich, daß man während der Freiheitskriege, und noch mehr unter der Herrschaft Araktschejeff's an eine russische Republik nicht dachte. Daß diese Constitution später für eine auch auf dem bloßen Papier noch gefährliche Verirrung des menschlichen Herzens gehalten und verbrannt worden ist, wird jedem Unbetheiligten ebenso sehr einleuchten, als unserem Führer im Kreml, der uns blos den Ort zeigte, wo sie während ihrer harmlosen Existenz eingeschlossen gelegen hat. Eine Inschrift war hierüber noch nicht vorhanden.

Daß der Feldstuhl, den Karl XII. auf dem Schlachtfelde bei Pultawa benutzt hat, hier sehr in Ehren gehalten wird, ist begreiflich; die neuere russische Geschichte hätte leicht eine andere Gestalt

annehmen können, wenn der letzte Ritter im ruhigen Besitz desselben geblieben wäre.

Auch die Merkwürdigkeiten in den Kirchen wurden nicht vergessen. Das Ephesische Muttergottesbild vom Evangelisten Lucas in der Uspenski Kathedrale wurde gewissenhaft betrachtet, obwohl wir wußten, daß der Werth des mit kostbaren Edelsteinen überfüllten Goldrahmens auf 80000 Rubel geschätzt wird, und das Bild mit mehr Recht, als die Gebeine der heiligen drei Könige, auch noch in anderen Originalexemplaren existirt. Daß die Malerei, die allerdings nun auf mindestens 1800 Jahre Anspruch macht, alt sein muß, geht aus dem Ansehen des Bildes hervor, auf dem man außer den goldenen Gewändern und dem Heiligenschein der himmlischen Jungfrau vergeblich irgend etwas anderes sucht, als die gleichmäßig schwarzbraune Fläche, auf der bei ähnlichen jüngeren Bildern Gesicht und Hände zum Vorschein kommen.

Die braune Muttergottes wurde mit etlichen Silberstücken beschenkt, eine Freigebigkeit, die sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Kirche verbreitete, und in Folge der ich gleichzeitig von einem Dutzend von Mönchen umringt wurde, die ihre Heiligenbilder und ihre Heiligen zeigen wollten. In der Unentschlossenheit, wem ich folgen sollte, hörte ich, daß sich der Eine, wie ich hin und wieder selber, auf Karamsin berief, um seine persönliche Aussage zu unterstützen. Das gab den Ausschlag, indem ich dachte, daß ein Heiliger aus Karamsin vielleicht mit Fleisch und Bein zu sehen sei. Aber auch dieser Karamsinsche Heilige war, soweit wir ihn beurtheilen konnten, nur ein faltiges Gewand, daß in seinen Umrissen eine entfernte Möglichkeit menschlicher Gestalt andeutete und herzhaft angefaßt, sich unterwärts ganz wie Holz anfühlte. Ich glaubte daraus schließen zu können, daß die Körper der Heiligen mindestens sehr austrocknen, legte wegen getäuschter Erwartungen dem Vorliegenden nur ein großes kupfernes Zehnkopekenstück auf den Leib, und blieb nun von den übrigen Mönchen verschont.

Noch mehr wurde ich in meinen Erwartungen getäuscht, als ich das berühmte Stück vom Gewande des Erlösers in der Uspenskikathedrale in Augenschein nehmen wollte. Ich wunderte mich, daß diese unschätzbare Reliquie nicht im Allerheiligsten ver-

schlossen war, sondern im offenen Kirchenraume, freilich auch in einer entlegenen dunklen Ecke, vorgezeigt werden sollte. Ich sah ein grobes, abgegriffenes, bis zum unfehlbarsten Verwechseln einem alten, bunten Stück Wachstuch ähnliches Zeug, das ich für die Decke des vielleicht unterhalb befindlichen Gewandes hielt, das aber mit der größten Bestimmtheit für das Gewand selber erklärt wurde. Durch solche Erfahrungen wurde mein Sinn für die hiesigen Reliquien bald abgestumpft.

Welchen Eindruck auch der dauernde Anblick der ausgezeichneten Denkmale des alten Rußlands, der reichen Ueberlieferungen der Czaarenzeit, und der bedeutendsten religiösen Reliquien auf den Fremden macht, der Eindruck auf den Russen muß ein anregender, sogar ein begeisternder sein, wenn auch noch so viele Züge von Rohheit und Barbarei darin offen zu Tage treten. Mit diesen Beweisen von Rohheit stellen sich doch zugleich auch Erinnerungen an hervorragende volksthümliche Charaktere und Thaten, verbunden mit einer eigenthümlichen, ursprünglichen Gestaltung des Volkslebens heraus, die auch den Fremden anziehen.

Diese eigenthümliche Entwickelung des Volkslebens ist seit der neueren Zeit, seit den Reformationen oder Revolutionen Peters des Großen gestört, weniger durch die europäische Bildung, als durch die Einführung einer europäisch-chinesischen Beamtenhierarchie, durch die Unterdrückung der alten russischen Warägeraristokratie und der vollständigen Vernichtung der Bauernfreiheit. Bis zum Erlöschen des alten Fürstenhauses auf dem Throne waren alle volksthümlichen Verhältnisse und Rechte unangetastet geblieben. Bis auf Peter den Großen war die Umwandlung, wenigstens dem Princip nach, vollendet; es hat ihr später an consequenter beharrlicher Durchführung nicht gefehlt.

Daß das russische Volk ohne den Einfluß der Beamtenkaste in einem erfreulicheren sittlichen Zustande sich fortentwickelt haben würde, kann der nicht läugnen, der es in den verschiedensten Verhältnissen unbefangen beobachtet hat, vom poetischen Naturzustande der einfachen, ehrlichen Nordländer an bis zu dem vielfach entarteten, verschmitzt ehrlosen Charakter der Moskowiter in der Nähe großer Städte und großer Straßen im Innern.

Daß die Abnahme eines allseitigen Volkswohls und der Fortschritt der Entsittlichung mit der Zunahme der Tschinoveniks gleichen Schritt eingehalten hat, ist ein ethnographisch-statistisches Resultat, von dem sogar unbefangene russische Beamte durchgängig überzeugt sind. Nur in den abgelegenen Gegenden im Inneren des Landes, bis zu denen dieser demoralisirende Einfluß nicht vorgedrungen ist, sieht man das Volk noch in einem reinen ursprünglichern Zustande. Es ist kein Wunder, daß ein Institut, daß so wenig Segen hervorgerufen hat, auch seinen Urhebern keinen Segen zuwenden konnte.

Die Klasse der Tschinoveniks wird durchgängig von der Masse des Volks gefürchtet, gehaßt und gemieden, und von den Unabhängigen verachtet. Diese Verachtung der ganzen Kaste geht soweit, daß die unabhängige alte Aristokratie nur ungern, und oft nur durch strenge Gesetze gezwungen, sich in ihre Reihen einordnen läßt. Wenn nicht das Gesetz gehandhabt würde, daß jeder Freie, der nicht im Heer oder im Staatsdienste eine bestimmte Dienstpflicht erledigt hat, dadurch aller Ansprüche auf persönliche und Eigenthumsrechte verlustig geht, so könnte der Staatsdienst leicht nur einseitige Recrutirung erhalten. Man traut der Kaste der Tschinoveniks durchgängig so wenig Rechtlichkeit und Unbestechlichkeit zu, daß Jemand, der den Mangel dieser Eigenschaften für einen Charakterfehler hält, sich nicht gern unter die übelberüchtigte Kategorie stellen läßt.

In dieser durchgreifenden, gleichviel auf welche Weise begründeten Ansicht liegt viel mehr Grund, daß die alte unabhängige Waräger-Aristokratie sich stolz von dem jüngeren chinesischen Mandarinen- oder Tschinadel abwendet, als darin, daß mit dem Aufblühen dieses jungen Dienstadels der alte Waräger-adel jede Geltung im Staate verlor. Die neueste Zeit hat Beispiele aufzuweisen von Personen, die mit terroristischer Energie und Gewandtheit rasch alle Stufen der Tschinleiter durchschritten haben, mit allen möglichen äußerlichen Ehren und Würden überhäuft sind, ohne andere Ahnentafeln als Protectionsstammbäume in Besitz zu haben, und die sich in gleichem Maße die Mißachtung aller Unabhängigen zugezogen haben, gleichviel ob sie dem alten Waräger-adel oder gar kei-

nem Adel zugehören; die harmloseste Aeußerung, daß man mit solch einem Begünstigten in nicht unfreundlicher Berührung stehe, wäre hinreichend, daß man von Jedem, der auf unbescholtenes Selbstgefühl Werth legt, nur mit Mißtrauen oder gar nicht beachtet würde. Und ebenso hat Rußland Beispiele davon aufzuweisen, daß Glieder von thätigen industriellen und patriotischen Bürgerfamilien in ähnlichen Stellungen durch ihre uneigennützige Thätigkeit, seltene Aufopferung und Umsicht, geleitet von volksthümlichen Gesinnungen, sich die dauernde Dankbarkeit und Anerkennung der ganzen Nation erworben haben, obwohl ihre Stammbäume nicht an die der Waräger hinaufreichen, sondern auch den letzten Jahrhunderten angehören. Gleichzeitig sieht man Nachkommen von gefürsteten Günstlingen Peters so weit heruntergekommen, daß sie in der Kaste der Tschinoveniks kaum als Douaniers zu gebrauchen sind. Das öffentliche Urtheil scheint sich, ohne Partheirücksichten, ausschließlich an die Sache, d. i. in diesem Falle an die Personen angelehnt zu haben.

Daß unter dem neuen Herrscherhause die Freiheit der Bauern allmählich ganz verloren gegangen ist, während freilich auch die Abhängigkeitsverhältnisse durch Gesetze geordnet worden sind, ist ein Verlust für die Volksentwickelung, den die Patrioten sehr beklagen, und den die neuere Zeit durch allmähliches Umwenden von diesem Wege anzuerkennen scheint, obwohl es auch in Rußland Stimmen gibt, die die unbedingte Leibeigenschaft für die erste Bedingung des Volkswohls halten.

Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß durch die Vergleichung der beiden rasch aus einandergerissenen Entwickelungszuständen des russischen Volkes, sich die Ansicht bilden konnte, die Nation sei vielleicht langsamer, aber doch sicherer, selbständiger und würdiger dem Endziel ihrer Ausbildung entgegen gereift, wenn man sie mit den gewaltsamen fremdartigen Einwirkungen der beiden letzten Jahrhunderte verschont hätte. Diese Ansicht konnte sich ausbilden, während man den besseren Seiten der neueren Zeit nebenbei alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, jedoch die Vortheile dieser neueren Civilisation für zu theuer erkauft hielt. Daß eine solche Richtung sich in Moskau entwickeln mußte, wo so viele Ueberreste aus alter Zeit an volksthümlichere Zustände erinnerten, und daß diese

Richtung sich von selber feindlich der später in Petersburg eingeschlagenen gegenüberstellte, war wiederum natürlich. Und so ist denn Moskau durch den Volksaufschwung seit dem Jahr 1812 der Mittelpunkt eines in seinen Motiven durchaus rühmlichen Patriotismus geworden, der sich bald auf alle unabhängigen, gebildeten Russen ausgedehnt hat.

Extreme Auswüchse sind das Gefolge einer jeden jugendlichen, mit Energie durchgeführten Richtung, die sich einer bestehenden feindlich gegenüber stellt, und diese sind auch hier nicht ausgeblieben. Der moskowitische Patriotismus lehnt in seiner Consequenz nun allen äußern Einfluß, auch den jeder geistigen Bildung von sich ab. Das Volk soll sich aus sich selbst entwickeln; fremder Einfluß würde seinen natürlichen Anlagen und Neigungen einen exotischen Beigeschmack geben können: deßhalb überlasse man die Russen ihrer eigenen Ursprünglichkeit. Bis zu der es freilich sehr weit hin ist, kann man dabei erinnern, und bis zu der die Russen außer den übrigen europäischen Reminiscenzen auch ihre byzantinischen Studien zu vergessen haben würden, bei welcher Gelegenheit dem russischen Bauer wohl blos der Schafpelz bleiben könnte.

Es ist schlimm, wenn man den Geist einer fremden Nation fürchten muß, weil man sich leicht in die Form, in der er erscheint, unentwirrbar verwickeln könnte, oder gar denkt: Kleider machen Leute. Deutschland hat dadurch, daß es in den Zeiten geistiger Volksbarbarei am Geist des Alterthums sich zu erfrischen suchte, keinen nachweisbaren Volksgeistsbankrott gemacht. Was Plato und Aristoteles gedacht, und Sophocles und Euripides gedichtet:

„Das priesen die Schüler aller Orten,
Sind aber doch keine Weber geworden,“

obschon sie allerdings etwas geworden sein sollen, wenn man nicht, außer in eigenen Angelegenheiten, auf das verschollene junge Deutschland lieber hört. Deutschland hat erst einen Telemach in Alexandrinern und dann einen Messias in Hexametern hervorgebracht, ehe Hermann und Dorothee entstand, worin die Hexameter auch das beste nicht sind. Voß hat sogar behauptet, klassische Hexameter gemacht zu haben, in denen Niemand mehr Poesie entdecken kann. Es ist schlimm genug, wenn es bei der bloßen Nachahmung, bei der

Reproduction der Form bleibt; aber das könnte man ruhig abwarten. Was könnte es wohl für ein Unglück sein, wenn durch das Studium Shakspeares ein zweiter Shakspeare hervorgerufen würde, falls dieser zweite nicht schon beim Wilddieben abgefaßt würde. Am besten wäre es für den vorliegenden Fall, das Wilddieben zu lassen. Dann würde der russische Widerwille gegen fremden Volksgeist augenblicklich überflüssig werden.

Auch das russische Petersburg hat sich diesem Widerwillen gegen fremdartige Einflüsse auswärtiger Nationen angeschlossen; natürlich in seiner Weise. Das russische Petersburg ist, so weit es in dieser Beziehung in Betracht kommen kann, eine colossale Niederlassung von Militair und Beamten. Diesen ists denn ein Dorn im Auge, daß so viele der höhern Staatsbeamten- und Officierstellen mit Ausländern besetzt sind. Ein Patriotismus, der in jeder Beziehung etwas für sich hat.

Gegen Schluß des Jahres verließen wir Moskau, um uns über Twer und Nowgorod nach der Kaiserstadt zu begeben. Die hundert deutsche Meilen zwischen beiden Hauptstädten werden in ungefähr 60 Stunden, vom Kaiser in der Hälfte der normalen Zeit zurückgelegt.

Mit Anbruch des Sylvestertages standen wir auf der Höhe des Waldai. Wenn man nicht aus Messungen wüßte, daß diese Gegenden die höchsten Höhenpunkte Rußlands umfaßten, man würde aus der unmittelbaren Anschauung nicht darauf verfallen. Die Höhen des Waldai unterscheiden sich nicht wesentlich von denen der Wasserscheide südlich vom Onegasee. Von Wischni-Wolotschok aus steigt das Land so allmählich, und senkt sich vom Waldai nach Krestzi wieder so allmählich, daß ein unbefangener Reisender sehr leicht bei der Vorstellung beharren könnte, er habe sich noch nicht recht aus der Ebene entfernt. Ungeachtet der allmählichen und unbedeutenden Erhebung, denn die höchsten Punkte des Waldai haben wenig über tausend Fuß Meereshöhe, beginnt von hier aus mit den großen Moorflächen und Tannenwäldern wieder der nordische Naturcharakter, und man sieht schon bald Strecken, die an die Umgebung der großen nordischen Seen erinnern.

Am Sylvesterabend waren wir in Nowgorod, der ältesten

Hauptstadt des Reichs, der alten mächtigen Republik und Hansestadt, und trafen, nachdem wir uns den ganzen folgenden Tag über mühsam durch die langen Wagenzüge, die nach Norden fuhren, durchgewunden hatten, noch am Neujahrstage in Petersburg ein. In Wassili Ostrow ließen wir uns nieder. Wir waren hier in der Nähe der Akademie und ungefähr gleichweit von allen Punkten, die für uns in Petersburg ein besonderes Interesse haben konnten.

Unsere Sammlungen, die von allen Richtungen und den verschiedensten Punkten des Landes aus sich hier im Finanzministerium angehäuft hatten, wurden bald ausgepackt und geordnet, um bestimmte Belege zu übersichtlichen Resultaten aus denselben zu gewinnen.

Nach der Natur der Reise war die Hauptaufgabe die der geognostischen Kenntniß des Landes geblieben, die sich auch als Grundlage für die topographische, sogar in vieler Beziehung für die botanische, zoologische und für die ethnographische Gestaltung der Landesverhältnisse von Wichtigkeit zeigt. Nur in den nördlichen Gegenden war es uns durch die Begünstigung der Jahreszeit und eines längern Aufenthalts möglich gewesen, hin und wieder genauer in die Verbreitung der Pflanzen- und Thierwelt einzugehen. So sehr wir uns während des raschen Durchflugs mit der Auffassung des Habituellen im Charakter der Natur begnügen mußten, so sehr fühlten wir jetzt beim Rückblicke den Mangel im Einzelnen, und fanden überall und in allen Beziehungen Punkte, in deren Kenntniß wir uns jetzt erst so weit fortgerückt glaubten, um uns die volle Aufgabe der Untersuchung stellen zu können. Doch glaubten wir auch, manche ungelöst'te allgemeine Frage über die Natur des Landes und den Zusammenhang der Erscheinungen beantworten zu können, und uns durch eigene Anschauung und Vergleichung der Thatsachen im Stande, manche unbestimmte, fremde Beobachtung nach dem aufgefundenen Zusammenhange bestimmter, wie bisher, zu deuten.

Schon aus unseren Sammlungen ergab sich eine ziemlich ausgedehnte Vorstellung von den geognostischen Verhältnissen im Innern des Landes, von den Verbreitungsgesetzen und dem petrographischen Charakter der Formationen, woraus sichere Schlüsse

über die Bildungsweise des Landes möglich wurden. Wir entwarfen nach dem uns zu Gebote stehenden Material eine Skizze zu einer geognostischen Karte des europäischen Rußlands, die Baron Meyendorff mit den allgemeinen Resultaten der geognostischen Beobachtungen an Eli de Beaumont sandte, und deren Unvollkommenheiten im Einzelnen dadurch entschuldigt werden können, daß sie der erste über das ganze Gebiet des europäischen Rußlands ausgedehnte Versuch war. Die Hauptresultate derselben sind durch Meyendorff's Mittheilung in die geognostische Karte zu Erman's Archiv, Bd. I. 1841, übergegangen.

Wir kamen in den Fall, in Bezug auf diese Skizze, oft von den früher publizirten, isolirten geognostischen Beobachtungen, so weit sie in unser Gebiet fielen, abstrahiren zu müssen, indem sie häufig, wenn auch mit noch so viel Ausdauer und Gewissenhaftigkeit durchgeführt, entweder die Formationen unbestimmt ließen, oder nach unserer Meinung irrig deuteten.

Zuverlässige Deutungen waren fast nur über die Kreideschichten im südlichen Rußland vorhanden; die älteren Formationen im Innern und im Norden, die gegen drei Viertheile des europäischen Rußlands bedecken, haben häufiger als die jüngeren eine irrthümliche Stellung erhalten, indem die geognostischen Schlüsse mehr aus der Natur der Gesteine, als aus der naturhistorischen Bestimmung der Petrefacten hervorgegangen waren. Die ursprüngliche und bis jetzt noch die einzige sichere Grundlage zur richtigen Bestimmung der russischen Gebirgsformationen rührt von Leopold von Buch her, und ist in der Abhandlung in Karsten's Archiv 1841, Bd. XV, Heft 1, S. 3—128 enthalten.

In dieser Abhandlung sind zugleich auch die zuverlässigen früheren Beobachtungen und Deutungen russischer Formationen speciell aufgeführt. Mit dieser Abhandlung, in der die verschiedenartigsten fremden Beobachtungen durch die gründlichste, sicherste Sachkenntniß und den umfassendsten Scharfblick, sogar ohne alle eigene Lokalkenntniß, einheitlich zusammentreten, beginnt die wissenschaftliche Geognosie Rußlands.

Kein Land in Europa kann sich nach der Verbreitung, der Lagerungsweise und der petrographischen Natur der Formationen an

Einfachheit und Eigenthümlichkeit mit dem europäischen Rußland vergleichen.

Das Gebiet zwischen dem Ural, Finnland und der Gegend des podolisch-volhynischen Granitzugs längs dem untern Dniepr ist ohne Ausnahme, so weit wir es kennen lernten, von horizontalen geschichteten Gesteinen bedeckt. Eine schwache Neigung in den nordwestlichen Gegenden nach dem Innern des Landes hin ändert kaum den Habitus dieses so ausgezeichneten Lagerungsverhältnisses. Lokale Einstürze an den Flußthälern, denen Ausspülungen und Unterwaschungen zu Grunde liegen, sind ohne geognostische Bedeutung und erstrecken sich selten weiter, als etliche hundert Schritte in's Land hinein. Auf dem ganzen Gebiete scheint also keine wesentliche geognostische Störung seit der ursprünglichen Ablagerung der Schichten eingetreten zu sein. Das Land scheint so allmählich, und gleichzeitig auf so große Strecken, aus dem bildenden Meeresgrunde emporgestiegen zu sein, daß die Schichten nirgend aus ihrem ursprünglichen Verbande gerissen, oder in ihren Neigungsverhältnissen auffallend verändert sind. Das durch gewaltsame vulkanische Eruptionen mannichfach zerrissene übrige Europa zeigt nirgend die ganze Reihenfolge der Formationen in dieser ursprünglichen Lage und Ordnung.

Mit der Ursprünglichkeit der Lage ist auch die des petrographischen Charakters der Schichten verbunden. Finden wir diese mineralogische Ursprünglichkeit auch anderwärts in den jüngeren Formationen, so ist sie bis jetzt, außer in Rußland, nirgend in den älteren Formationen beobachtet. Die nach der Verwitterung früherer Gesteine auf dem Meeresgrunde mechanisch abgesetzten Sand- und Thonschichten sind hier unverändert erhalten; wo in den alten Uebergangsformationen anderwärts Grauwacke und Thonschiefer in der Steinkohlenformation Kohlensandstein und Schieferthon auftritt, findet man hier lockeren Sand und plastischen Thon von ähnlichem Charakter, wie im Diluviallande. Nirgend zeigen sich im Innern von Rußland die geschichteten Kalke und Bitterkalke durch spätere Einflüsse in krystallinischen Marmor und Dolomit umgewandelt. Im Gesteinscharakter sind alle Formationen in den wesentlichsten Beziehungen übereinstimmend; sogar Feuersteine und

kreideähnliche Polythalamienkalke treten bis zum Uebergangsgebirge hin auf und bilden mächtige Schichten des Bergkalks. Wenn irgendwo in der Welt, so zeigt sich hier, daß der petrographische Charakter der Gesteine für die Formationsbestimmung von keiner allgemeinen Bedeutung ist, und nur ein lokales Interesse darbieten kann, und daß alles ängstliche Suchen und Haschen, um petrographische Parallelen mit den englischen Schichten aufzufinden, in welchem etliche deutsche Geognosten die Engländer noch überbieten zu wollen scheinen, nur zu geschraubten Resultaten führen kann.

Die Ursprünglichkeit in der Lagerungsweise und der Gesteinsbeschaffenheit der Schichten ist ein negatives Resultat in der geognostischen Entwickelung Rußlands. Sie rührt daher, daß nach der Ablagerung auf dem Meeresgrunde alle späteren Veränderungen ausgeschlossen gewesen sind. Ueberall in Westeuropa sehen wir mit den älteren Formationen vulkanische Eruptionen in Berührung getreten, und finden darin den mechanischen Grund der Schichtenverwerfungen, und nicht selten auch den physisch-chemischen Anlaß der Gesteinsveränderungen. Wenn man noch daran zweifelte, daß versteinerungsführender Thonschiefer und Schieferthon, Grauwacke und Kohlensandstein, so wie krystallinisch-körniger Marmor und Dolomit durch eine secundäre Umwandlung vermittels vulkanischer Einflüsse aus plastischem Thon und Sand, geschichtetem kohlensauren Kalk und Bitterkalk hervorgegangen sei, so würden die Erscheinungen in Rußland darüber die Ansichten zur Gewißheit erheben können.

Die vulkanischen Gesteine, denen die Vermittelung einer solchen Umwandlung zugeschrieben wird, kommen nirgend im Innern des europäischen Rußlands vor, sondern sind an die Gränzen des ausgedehnten Ländergebiets gerückt. Drei mächtige Gränzmauern, das Uralgebirge, das finnisch-skandinavische und das podolisch-volhynische Granitplateau, dem in fast paralleler Richtung und unbedeutender Entfernung der Kaukasus folgt, umschließen diese Dreieckfläche von der Größe des übrigen Europa's. An den krystallinischen Gränzwällen treten die vulkanischen Erscheinungen der Diorite und Porphyre auf, und wie unzertrennlich mit ihnen verbunden die Verwerfungen und eigenthümlichen Gesteinscharaktere, welche wir in den westeuropäischen Schichten dieser mit den vulkanischen Eruptio-

nen in Berührung tretenden Formationen sehen. Am Onegasee, an der Gränze Finnlands und der baltischen Niederung tritt in Berührung mit den Dioriten und Porphyren Grauwacke, Schiefer und Marmor auf, und in nur geringer Entfernung von denselben sehen wir diese Schichten der Uebergangsformation durch Sand, plastischen Thon und geschichteten Kalk vertreten. Im Ural sind mannichfache ältere vulkanische Eruptionen thätig gewesen, an die sich nicht allein diese Gesteinsveränderungen, sondern auch Schichtenverwerfungen längs dem Gebirge hin anschließen. In der Nähe des Donetzkischen Steinkohlengebirges, dessen Schichten gehoben und dessen Kohlen zwischen festem Kohlensandstein und Schieferthon eingelagert sind, treten die Grünsteine und schwarzen Porphyre des podolisch-volhynischen Granitplateaus auf. Ueberall, wo sich hier nach den Gränzen hin Abweichungen vom normalen Schichten- und Gesteinscharakter der Formationen zeigen, den wir aus dem Innern des Landes kennen, wird man diese älteren vulkanischen Gesteine nicht vergeblich suchen.

Von der ungestörten Entwickelung der neptunischen Formationen im Innern des Landes wird einestheils die zusammenhängende Verbreitung ein und derselben Bildungen auf große Strecken, auf zwei- bis dreihundert Meilen in ein und derselben Richtung, anderntheils der unveränderte Gesteinscharakter in denselben Schichten bedingt, so weit sie sich vorfinden. Beides Eigenthümlichkeiten, die in Europa nur Rußland in diesem Maaße zukommen.

Innerhalb der drei krystallinischen Gränzmauern des europäischen Rußlands sind die versteinerungsführenden Formationen in zwei gesonderten und geschlossenen Systemen verbreitet. Das nördliche System umfaßt die älteren Formationen bis zum jüngern rothen Sandstein; das jüngere die Bildungen der Kreide und des Tertiärgebirges. Die Jura-Formation gehört beiden gemeinsam an.

In dem nördlichem Systeme von Formationen spricht sich ein allmähliches Fortschreiten in der Erhebung des Landes von den drei krystallinischen Gränzwällen an nach dem Innern hin aus; das Meer wird allmählich auf ein rings von Land umschlossenes Becken beschränkt. Besonders zeigt sich das Zurücktreten des Meeres in der Richtung von Finnland aus auffallend. Alle älteren Formatio-

nen bilden durch das Emporsteigen des Landes von drei Seiten aus einen Wall um das jedesmal noch vorhandene Meer, an dessen Fuße nach Innen hin in diesem Meere sich die jüngeren Formationen absetzen.

So sehen wir die ältesten neptunischen Bildungen, die der silurischen Formation, sich an die finnischen Granite anschließen, Esthland und Ingermanland bedecken, längs den skandinavischen Graniten im südlichen und mittlern Schweden hervortreten und den Westrand des Ural bezeichnen.

Innerhalb dieser Gränzen bedeckt die Formation des alten rothen Sandsteins ausgedehnte und zusammenhängende Länderstrecken in fast paralleler Richtung. Ihre mächtigste Verbreitung erreicht sie zwischen dem Ilmensee und der untern Düna; sie bedeckt hier die Provinzen Kurland und Livland, das ganze lithauische Gebiet der untern und mittlern Düna und das Gouvernement Pskof, und sendet von diesem erweiterten Knoten zwei große Arme aus: in nordöstlicher Richtung über die Südhälfte des Onegasees nach dem weißen Meere bis gegen die Mündung des Onegaflusses und der Dwina, und in südöstlicher Richtung über Witebsk, Orscha und Smolensk bis Orel nach dem Quellgebiete der Oka. Innerhalb dieser Formation liegen in der Westhälfte des europäischen Rußlands die höchsten Höhen des Landes; sie beherrscht das Quellgebiet der Wolga und Oka, der Düna und der Zuflüsse des mittlern Dniepr, und bildet die Wasserscheide zwischen allen großen Flußgebieten Rußlands. Längs dem Westrande des Ural ist dieser Zusammenhang nicht mit Sicherheit nachgewiesen; ebenso wenig fanden wir Gelegenheit, das bedeutungsvolle Auftreten dieser Formation im Norden der Wytschegda (Th. I, S. 246) in genauen Zusammenhang mit der übrigen Verbreitung zu bringen.

Der mächtige, hohe Wall der Formation des alten rothen Sandsteins setzt allen jüngeren Bildungen nach außen hin, eine unüberschreitbare Gränze, der sich nach innen hin das Steinkohlengebirge, in den absoluten Höhen wenig vom vorigen abweichend, fast in paralleler Verbreitung anschließt. Von der Quellgegend des Dniepr sendet es zwei mächtige Arme aus, den einen über den Bjelosero nach der untern Dwina und Pinega in nordnordöstlicher

Richtung, den andern in östlicher Richtung über Moskau, Kaluga, Tula, Riaesan durch das mittlere Rußland nach Kasan, der Mündung der Kama und nach dem Orenburgischen hin. Ferner treten, um den Ring der Steinkohlenformation zu vollenden, längs dem Westrande des Ural häufige Bergkalkflecke von der Gegend von Orenburg an bis zur Wytschegda hervor. Eine größere Ausbreitung der Steinkohlenformation ist bis jetzt nicht bekannt.

Die Bildungen der Formation des jüngern rothen Sandsteins oder des Salzgebirges, die zwischen dem Steinkohlengebirge und der Jura-Formation sich ablagerten, treten zwischen dem Uebergangsgebirge, wie in einem von allen Seiten geschlossenen Meeresbecken gebildet, zu Tage, und bedecken ohne wesentliche Unterbrechung den ganzen Raum zwischen den zusammenhängenden Bergkalkstreifen. In der westlichen Hälfte dieses Gebiets, die wir bereis'ten, in den Flußgebieten der obern Dwina, Wytschegda, Suchona und mittlern Wolga zeigten sich die Sand- und Thonschichten dieser Formation so gänzlich versteinerungsleer, daß mit Sicherheit nicht einmal auszumachen war, ob man die untern Bildungen, die dem Todtliegenden entsprechen, oder die oberen, die dem Keuper und bunten Sandsteine parallel gehen, vor sich hat. In oryctognostischer Hinsicht stimmen die Schichten mit dem bunten Sandstein und Keuper Westeuropa's überein. Nach dem Ural hin zeigen sich die Versteinerungen des Zechsteins und des Todtliegenden auf großen Strecken verbreitet, und in der Steppe, zwischen Wolga und Ural, sind sogar Muschelkalkversteinerungen gefunden. Versteinerungsführende Kalke im Westen dieser Formation fehlen gänzlich; die zwischen Kyrillof und dem Bjelosero gehören nach den Versteinerungen dem Steinkohlengebirge an. Wenn die Kalke an der Mündung der Waga dem Zechstein parallelisirt werden können, so wäre dies ein Grund, die höher liegenden Sand- und Thonschichten der Dwina mit dem bunten Sandstein und Keuper zu vergleichen. Doch scheint die Gesammtausbildung dieser Formation von der in Westeuropa wesentlich sich zu entfernen.

Das jüngere Schichtensystem im Süden von Rußland umfaßt die Kreideformation und das Tertiärgebirge. Der hohe Wall von altem rothem Sandsteine zwischen Smolensk und Orel bildet in der

westlichen Hälfte von Rußland die Gränze, über die hinaus die Kreide nicht nach Norden vorrückt, so wie sie auch den Bergkalkzug zwischen Tula und Kasan in der östlichen Hälfte nicht überschreitet. Am Fuße dieses hohen Walles, auf dem im Westen die Wasserscheide zwischen dem Wolga- und Dnieprgebiet, im Osten theilweise die zwischen dem Wolga- und Dongebiete verläuft, lagert sich die Kreide, wie es scheint, ziemlich ununterbrochen ab, und bedeckt den größten Theil des südlichen Rußlands. Die Tertiärlager längs dem Dniepr, die im Gouvernement Kursk, und andere in den östlichen Gegenden dieses Gebiets, unterbrechen das ausgedehnte Vorkommen der Kreideschichten nur lokal, wie die gehobenen Steinkohlen- und Juraschichten zwischen dem Donetz und dem podolisch-volhynischen Granitplateau. Auch in den jüngsten Tertiärbildungen des Steppenkalkes, die sich in der Nähe der südlichen Meere zeigen, und nach Süden hin dies geognostische System begränzen, gibt sich das allmähliche Zurücktreten der südlichen Meere vom Innern des Landes aus bis zu ihrer jetzigen Begränzung kund.

Nur die einseitig ausgebildeten Juraschichten, die dem mittlern Theil der gesammten Formation angehören, finden sich auf beiden so scharf gesonderten Systemen zerstreut vor, ohne irgendwo die höchsten Höhen zu erreichen. Im nördlichen Rußland bedecken sie den jüngern rothen Sandstein, wie im Gebiete der Wytschegda und mittlern Wolga; im mittlern Rußland, nach der Gränze des nördlichen Systems hin, finden sie sich längs der Moskwa, Oka, Sura und dem Alatyr im Gebiete des Bergkalks vor; längs der untern Wolga im südlichen System treten sie unter den Kreideschichten auf, und kommen am Donetz wieder mit der gehobenen Steinkohle zu Tage; das Vorkommen bei Populani an der Windau scheint sich der Westgränze des alten rothen Sandsteins anzuschließen.

Nach der Ablagerung der Juraformation findet eine scharfe Trennung zwischen beiden geognostischen Systemen und dem nördlichen und südlichen Rußland statt; während sich im Süden die Kreide und ein mannichfach verbreitetes Tertiärgebirge absetzt, bleibt das nördliche Rußland unverändert.

Erst das Diluvialmeer scheint wieder eine Verbindung der ganzen Länderstrecke hervorgerufen zu haben, obwohl die Diluvialbil-

dungen des südlichen Systems von dem des nördlichen bedeutend abweichen. Ein solcher Unterschied zeigt sich schon in der Verbreitung der nordischen Geschiebe, die ziemlich ausschließlich dem nördlichen Systeme angehören, und sich östlich vom Dnieper nirgend oder doch nur unbedeutend von dem Höhenzug des alten rothen Sandsteins, der von der Düna aus in der Richtung nach Orel verläuft, entfernen. Das Diluvium des südlichen Rußlands ist von Kiew bis Simbirsk mit schwarzer Erde bedeckt, die um die Mitte ihres Gebiets und nach den Niederungen hin überall ein Maximum der Mächtigkeit zeigt, wie die nordischen Geschiebe überall auf den höchsten Höhen ein Maximum der Größe und Anhäufung erreichen und nach den Niederungen im Innern des Landes hin sich allmählich verlieren.

Es läßt sich vermuthen, daß bei der ungestörten Lage der Schichten im Innern des Landes allen ungleichen Erhebungen des Bodens, die, wie an den Flußthälern, nicht Folge von Ausspülungen sind, geognostische Formationsverschiedenheiten entsprechen werden.

Das Innere von Rußland zwischen Jaroslaw, Moskau und Nischi-Nowgorod kann angesehen werden als ein flaches Becken, von dem aus das Land nach allen Seiten ansteigt. Die höchste Erhebung im Westen und Süden erreicht es auf dem Gebiete des alten rothen Sandsteins und Bergkalks, nach deren gemeinschaftlichen Gränzen hin die Wasserscheide der drei großen Flußgebiete Rußlands in diesen Richtungen verläuft. Von einer Höhe von ungefähr 300 Fuß steigt das Land dieses flachen Beckens nach den Rändern hin bis zu 700 bis 800 Fuß an, und einzelne Punkte, wie am Waldai erreichen die Höhe von 1000 Fuß. Nach Norden hin ist es der Höhenzug zwischen Jaroslaw und Wologda, zwischen der Wolga und Suchona, der dies Becken begränzt, und, wie bei Grjaesowez, ebenfalls bis zu 750 und 800 Fuß ansteigt, ohne daß jedoch eine geognostische Verschiedenheit als Grund dieser Erhebung angesehen werden könnte.

Von dem hohen Rande dieses Beckens aus senkt sich das Land nach Norden hin, zum weißen Meere, im Gebiete derselben Formation des jüngern rothen Sandsteins. Nach Nordwesten hin

zeigt sich eine auffallende Abstufung in dem Gebiet, das von der siluriſchen Formation bedeckt ist, eine Abstufung, die sich in dem Diluviallande der baltiſchen Niederung bis zum Onegasee und in dem Kurlands und des westlichen Livlands fortsetzt. Nach Süden hin bildet die Länderstrecke, die mit Kreide bedeckt ist, eine Vorstufe, in der die Fläche in den nordwestlichen Theilen durchgängig sich bis zu 500 bis 600 Fuß erhebt. Nach dem Innern von Lithauen hin scheinen mächtige Diluvialmassen das Land zu bedecken und die südwestliche Vorstufe zu dem hohen Rande des Beckens zu bilden. Sie schließen sich an die tiefliegenden Diluvialmassen an, die von der Mündung der Beresina und des Prypez an dem untern Laufe des Dniepr folgen und hier als eine neue, tiefere Vorstufe zu dem hügeligen Kreidelande angesehen werden können, die sich in dem Steppenkalke auflöset. Nur nach Osten öffnet sich der Rand des Beckens im Durchbruch der Wolga und steigt langsamer nach dem Ural an.

Dieses Becken im Innern Rußlands ist der Hauptsitz der Großrussen, das Land, in welchem sie ungemischt vorkommen, und außerhalb dessen sie fast durchgängig nur als Eindringlinge, als Colonisten angesehen werden können. Im Norden des hohen Rückens, der die Wolga von der Suchona trennt, beginnt der Wohnsitz der finniſchen Völkerschaften. Nach Nordwesten hin bilden die Wohnsitze der Ingrier, Esthen und Letten, und nach Westen die der Weißrussen die Gränze. Von Südwesten her erstreckt sich das Gebiet der Kleinrussen ungefähr bis zum Fuße des hohen Randes, und von Südosten her treten die Ueberreste der tatariſchen Bevölkerung der gefallenen Reiche Astrachan und Kasan bis zu dieser Gränze der Großrussen heran. Die Großrussen sind, wie die Magyaren in Ungarn, ringsum von fremden Volksstämmen umgeben, in deren Gebiete sie sich anfangs als Colonisten eingedrängt, aber mit seltenem Herrschertalente befestigt haben. Wenn irgendwo, so ist in Rußland die Aussicht vorhanden, daß bald das gesammte bunte Volksgemisch nur einen Gott und eine Sprache hat, wie es in einem einzigen Selbstherrscher aufgeht.

Es ist schon früher wiederholt darauf hingedeutet, welchen Einfluß die geognostiſchen Formationen auf die genauere Terraingestal-

tung ausüben, und daß in Rußland in einer Aenderung des Horizonts, der Fernsicht von der Höhe des Landes aus, überall eine Aenderung der Formation angedeutet liegt. Fast überall sieht man von den Höhen aus die höchsten Erhebungen, die man überblickt, ziemlich zu demselben Niveau ansteigen. Den kleinen Raum, den man beherrscht, kann man fast ohne Ausnahme als eine Fläche ansehen, die wenig von der Ebene und der horizontalen Richtung abweicht. Die Unebenheiten des Boden, die innerhalb der Gesichtsweite in's Auge fallen, sind Erzeugnisse späterer Einwirkungen des Wassers an der Oberfläche, und größtentheils abhängig von der Natur des zu Tage tretenden Gesteins.

Von den Flußthälern abgesehen, erscheinen die Bergkalkgegenden überall als große Ebenen, die eine unbegränzte Fernsicht zulassen. Die Formation des jüngern rothen Sandsteins zeigt flache Wellen und niedere, wellige Höhenzüge mit breiter Basis, die den Horizont nach allen Seiten verengen. Die Einschnitte des alten rothen Sandsteins sind so bedeutend, daß die Unebenheiten in Form von gleichmäßig abgerundeten Bergen auftreten, zwischen denen sich durch die Niederungen eine größere Ferne öffnet, obwohl der Horizont nirgend nach allen Seiten frei wird. Auch die Kreide bildet ein Hügelland, in dem, umgekehrt, wie bei den beiden vorhergenannten Formationen, die kleineren Einschnitte schroffer sind als die größern Flußthäler, und die äußerste Gränze der Steilheit in den Abstürzen durch die Regenschluchten oder Baltathäler erreicht wird, die den Süden charakterisiren. Wo im Süden mächtige Diluvialmassen das Tertiärgebirge und die Gränzen der Kreide gleichmäßig verdecken, wie in den östlichen Gegenden des untern Dniepr oberhalb der Wasserfälle, entstehen Flächen, in denen sich dem Blicke nach allen Seiten nichts in den Weg stellt, als Werke von Menschenhand, ohne deßhalb, grade wegen des Mangels aller Höhen, eine große Fernsicht darzubieten.

Auffallend ist es, wie die Vertheilung der größeren Wasserbecken von der Natur und Verbreitung der geognostischen Formationen abhängt. Auf dem Gebiete des alten rothen Sandsteins, wo die ausgebreiteten mächtigen Thon- und Sandschichten zu Tage treten, und in den nahegelegenen Gegenden nach dem Innern hin,

die von einem mächtigen Diluvium bedeckt werden, das dem alten rothen Sande entlehnt ist, treten die nordrussischen Seen und Sümpfe vorzugsweise zu Tage. Von den größeren Seen im Gebiete der anstehenden ursprünglichen Formationsschichten, dem Peipus, Ilmensee, Wodlasee u. s. w. abgesehn, zeigen sich hier zahllose kleinere Seen in allen Höhen, die oft ganze Thalgründe zwischen den Höhen ausfüllen, und so dicht gedrängte Sümpfe, daß die Gegenden nirgend auf weite Strecken in grader Richtung zu durchziehen sind. Die Wasserscheiden auf den Höhen selber sind weite, flache Sumpfstrecken vom weißem Meere an, bis zu den Höhen zwischen Düna und Dniepr. Auch das Diluvium, das den angränzenden Bergkalk und jüngern rothen Sandstein nach dem Innern des Landes hin bedeckt, hat noch zahlreiche größere Seen, zwischen dem Mesen und der Twerza aufzuweisen, unter dem der Bjelosero, Matko-Osero, Kubenskysee und die Seen südlich von Kargopol und Rostow die größten sind; doch es fehlen die zusammenhängenden Sumpfstrecken und die zahllosen kleineren Seen in den Niederungen, die man in den nordwestlich von diesen gelegenen Länderstrecken nie aus dem Gesichte verliert. Die kleineren Seen und Sumpfniederungen in der Formation des jüngern rothen Sandsteins sind mehr oder weniger zusammenhängende Arme der alten Flußbetten, wie am Jug, an der Lusa und Wytschegda (Th. I. S. 236, 240). Die Wasserscheiden in diesem Gebiete, wie zwischen der Wolga und Suchona, sind, wie überall, weite Flächen, aber keine Sümpfe. Dasselbe gilt auch von den Wasserscheiden im Innern des Landes, zwischen dem Wolgagebiete und dem Don und Dniepr, die in dem Dolomitzuge des alten rothen Sandsteins, im Bergkalk und in der Kreide verlaufen, wie denn auch die Sumpf- und Seebildung des Nordens auf dem Gebiete dieser Formationen sich gänzlich verliert. Sogar das nur schwach aufgelagerte Diluvialland hat hier keine Seen bilden können.

Mit dem geognostischen Grundbau des Landes und dem Einfluß des finnisch-skandinavischen und podolisch-volhynischen Granitplateaus auf die Vertheilung der Formationen scheint auch der auffallend gesetzmäßige Verlauf der großen russischen Flüsse, auf den Baron Meyendorff schon vor Jahren aufmerksam gemacht hat, im

Zusammenhang zu stehen. Alle diese größeren Flüsse verfolgen entweder die eine oder die andere Hauptrichtung dieser beiden Granitplateaus und der zum großen Theile in diesen Richtungen verlaufenden Formationsgränzen. Wo diese Flüsse ihre Hauptrichtung ändern, geschieht es plötzlich und unter rechten Winkeln. Der Dniepr oberhalb Orscha und unterhalb Kiew ist ein Fall der Art, in dem die mächtigen Diluvialschichten zwischen beiden Punkten eine Abweichung zulassen. Die Düna ändert ihren Hauptlauf unterhalb Witebsk nur einmal. Die Wolga zeigt innerhalb der Hauptwendungen bei Zaritzin, Samara, Mologa und in der Nähe von Rshew noch mehrere kleinere, die nicht ohne Bedeutung sind. Auch der untere Don und Donetz, die Kama und Wiátka sind auffallende Beispiele der Art. Die Dwina tritt unter einem gestreckten Winkel mit der Wytschegda zusammen und entfernt sich rechtwinkelig von der Vereinigungsrichtung. Diese Gesetzmäßigkeit weiset auf einen Zusammenhang hin, und es liegt nicht fern, den Schlüssel zu demselben in den beiden geognostischen Hauptrichtungen des Landes, den Axen der beiden Granitplateaus vermuthen zu wollen.

Die Verbreitung der organischen Natur ist wesentlich von klimatischen Einflüssen abhängig; ein Zusammenhang der Beschaffenheit der Wälder mit der geognostischen Natur des Bodens ist jedoch in mancher Hinsicht auch unverkennbar.

Die äußersten Gränzen Rußlands nach Norden und Süden sind bezeichnet durch zwei baumlose Landgürtel, die beide nur von Nomaden bewohnt werden. In dem Polargürtel längs der Eisküste gedeiht unter dem Einflusse des Klima's keine Baumvegetation. Da ist der Sommeraufenthalt der Samojeden. Die Südregion, im Gebiete der Salz- und Kalksteppen, ist schon seit Herodot's Zeiten baumleer gewesen und scheint aus geognostischen Gründen nicht zum Baumwuchs geeignet. Hier sind die Aufenthaltsorte der Kirgisen, Kalmücken und anderer Nomadenvölker. Der Raum zwischen beiden Gränzregionen zerfällt nach der Beschaffenheit der Wälder in drei Gürtel, die allmähliche Uebergänge zu einander zeigen, und von denen nur der nördliche zum südlichen in allen Eigenschaften in einen schroffen Gegensatz tritt.

Die Nordregion ist die der geschlossenen Wälder, der Urwälder,

die nur in der Nähe der Flußthäler gelichtet und zerstört sind, die Region der Nadelhölzer, in der Birken und Espen zwar häufig, nordische Ellern in großer Ausdehnung, und auch die Vogelbeeren und die Traubenkirschen, die einzigen Obstarten, baumartig vorkommen, in die sich sogar Ahorne und Linden nach Süden hin einmischen, für die aber die Rothtannen und Kiefern als herrschende Holzarten angesehn werden können. Die Lärche, die früher große Strecken in dieser Region bedeckt hat, ist jetzt meist ausgerottet, und die Zirbelkiefer tritt erst östlich von der Dwina auf. Die Südgränze dieser geschlossenen Nadelwälder ist im mittlern Rußland die Gegend der Wasserscheide zwischen der Suchona und Wolga; nach Osten und Westen hin bringt sie weiter nach Süden vor in's Gebiet der Mittelregion.

Die Südregion bringt nur Wälder in der Nähe der Flüsse, und größtentheils nur in der Tiefe der Flußthäler hervor. Die Fläche des Landes ist durchgängig baumlos. Nadelhölzer kommen nirgend mehr in ihr vor; sogar die Birke verschwindet in den Wäldern. Die Eichen, wilden Aepfel-, Birnen- und Kirschbäume bilden den Hauptstamm der Vegetation; Eschen, Linden und die meisten mitteleuropäischen Laubbäume, außer den Buchen und Traubeneichen, mischen sich ein, und Haseln und Schlehen bilden ein dichtes Untergehölz. Es ist die Region der schmalen Laubholz-Waldstreifen, die ihre Nordgränze im Gouvernement Tschernigof und in der südlichen Hälfte des Gouvernements Kursk erreicht.

Die Mittelregion, die im Innern von Rußland das ganze obere und mittlere Wolgagebiet umfaßt, hat die Uebergänge zwischen beiden Extremen aufzuweisen. Nirgend sieht man mehr geschlossene Urwälder, und nirgend schon baumleere Acker- oder Grassteppen. Die Waldvegetation bedeckt Höhen und Niederungen, ist aber überall von urbarem Lande unterbrochen. Im Norden, bis zur Wolga, ist das Laub- und Nadelholz noch im Gleichgewicht vorhanden. Dann tritt bald die Eiche auf, und zugleich wird das Laubholz vorherrschend; südlich von der Mündung der Moskwa in die Oka kommt das Nadelholz nur noch ausnahmsweise vor, und der südliche Theil dieser Region ist ausschließlich mit Laubholz bedeckt. Die nordische Eller tritt nur an der Nordgränze in dies Gebiet

hinein, die nordische Birke bis zur Mitte der Region; gemeine Ellern und Weißbirken findet man überall. Fast durchgängig im Gebiete dieser gemischten und durchbrochnen Waldregion ist Kernobst cultivirbar.

Vom finnischen Meerbusen bis zum Nordrande des schwarzen Meeres zeigen sich diese drei Waldgürtel, nebst der waldlosen Steppe im Süden, deutlich ausgebildet. Von hier aus nimmt jede der drei Waldregionen nach dem Innern des Landes hin an Breite zu; sie erweitern sich fächerförmig. Nach Osten hin scheint die Mittelregion in der angegebenen Gestalt allmälig einzugehen und sich in die anliegenden Regionen aufzulösen. Diese Region ist sowohl von der Einwirkung des Menschen, als von den klimatischen Einflüssen der Natur abhängig. Sie umfaßt im Innern das gewerbreiche Gebiet der Großrussen, die die Urwälder gelichtet haben; im Osten, wo die Bevölkerung schwächer ist, hat man wieder nur die Umgebung der Flüsse urbar gemacht, wie im Norden. Geschlossene Wälder, in denen blos die Vertheilung der Arten noch dieselbe bleibt, bedecken das Land bis dahin, wo nur noch eine Laubholzvegetation in der Tiefe der Flußniederungen gedeiht.

Aber auch die Südregion, für die diese Art der Waldverbreitung charakteristisch ist, verkürzt sich nach Osten hin allmälig. Oestlich vom Donetz und Don giebt es keine Waldvegetation mehr, als in lichten, schmalen Waldstreifen, die weiter hin nach Osten auch verschwinden: so daß die baumlose Steppe dort in nahe Berührung mit den geschlossenen Waldflächen tritt.

Zu sämmtlichen wesentlichen Verschiedenheiten in dem habituellen Charakter und der Verbreitung der Wälder finden sich nicht allein klimatische, sondern für einige Abweichungen noch bestimmter entscheidende geognostische Parallelen.

Die Nordregion ist im Westen an die Sand- und Thonschichten des alten rothen Sandsteins gebunden, nach dem Inneren hin an die mächtigen Diluvialschichten, die derselben Formation entlehnt sind. Die Mittelregion beginnt an der Stelle wo in der alten rothen Sandsteinformation sich vorherrschende Dolomite einfinden, und bedeckt nach Osten hin den Mergelboden des jüngeren rothen Sandsteins, den Bergkalk, und die Strecken, wo die Kreidemergel

ziemlich frei zu Tage treten. Die Südregion breitet sich da aus, wo ein mächtiger Diluvialsand die Kreide und das Tertiärgebirge bedeckt, und an der Oberfläche sich die schwarze Erde ausbreitet. Die Nordregion ist durch Klima und Bodenbeschaffenheit vorzugsweise auf Nadelholz, die Mittelregion auf eine mannichfaltige Entwickelung des Laubholzes hingewiesen. In der Südregion verhindert der unfruchtbare Diluvialsand auf der Fläche des Landes jede zusammenhängende Waldvegetation; die Wälder sind auf die feuchten Niederungen beschränkt, und verschwinden weiterhin im Steppenkalke, in der Salz- und Sandsteppe gänzlich, aus ähnlichen Gründen wie in der Südregion auf der Fläche.

Wo in der Mittelregion ein wärmerer, trockener Kalkboden über die Nordgränze hinaus vorkommt, greift diese Waldformation, wie an den Gegenden um den Bjelosero, in die Nordregion hinein. Wo die geognostischen Bedingungen in dieser Region durch die des Nordens ersetzt werden, wie zwischen dem oberen Dniepr und der Düna, greift die Nordregion in die Mittelregion ein. Aehnliche Uebergriffe der Mittelregion in die Südregion zeigen sich in den südlichen Gegenden des Gouvernements Kursk. Im östlichen Rußland reduziren sich die geognostischen Verschiedenheiten wesentlich auf zwei: nördlich kann von der Mündung der Kama an nur der jüngere rothe Sandstein, südlich von dem nahegelegenen Simbirsk nur die Kreide in Betracht kommen. Ebenso reduziren sich die Verschiedenheiten in der Formation der Wälder hier auf zwei: die Mittelregion vereinigt sich mit der nördlichen auf dem Gebiete des jüngeren rothen Sandsteins, mit der südlichen auf dem Gebiete der mit Sand bedeckten Kreide, und verschwindet zwischen beiden Grenzregionen.

Verfolgt man den Einfluß der geognostischen Beschaffenheit einzelner Länderstrecken in allen Richtungen, so möchte sich bald ergeben, daß mittelbar und unmittelbar in demselben in Gemeinschaft mit dem Einflusse des Klimas, den Naturanlagen des Volksstamms, und der Stellung zu den civilisirten Ländern der Erde die Hauptbestimmungsgründe für die menschlichen Verhältnisse hervortreten. Auch von den Einflüssen des Klimas und des Auslandes abgesehen, ist es nicht zufällig, daß in Rußland sich Gewerb-

fleiß und Industrie im Inneren des Landes ausbildete, wo der Boden die vielseitigste Production und Verbindung nach allen Seiten zuließ, daß der Süden ausschließlich Ackerbau und Viehzucht hervorrief, und der wald- und wasserreiche Norden von Jägern, Fischern und Schiffern in Anspruch genommen wurde. Wie viel jedoch zu den Richtungen des Gesammtlebens der ursprüngliche Volkscharakter beiträgt, zeigt der Gegensatz der Großrussen zu den Kleinrussen und den Finnen, auch wo die Volksstämme gemischt unter einander leben. Nur der energische, lebhafte, biegsame und in allen Dingen praktische Charakter der Großrussen hat diesen Volksstamm zum Herrscher des ganzen Gebiets gemacht, während dem poetischen, tiefen, sinnigen und in jeder geistigen Beziehung unendlich reicheren Stamm der Kleinrussen die alte Gewalt entrissen wurde, und die einfachen Natursöhne des Nordens, die Finnen, nie zu einer politischen Bedeutung gelangten. Die Sinnes- und Lebensrichtung der Kleinrussen und Finnen ist mit der Natur ihrer Heimath so verschmolzen, daß es jetzt schwer hält, beide von einander getrennt als möglich zu denken. Der Charakter des Großrussen trotzt jeder Umgebung, findet sich in jedes Verhältniß, und weiß Alles, auch das Feindlichste, zu seinem Vortheil und zu seiner Befriedigung zu wenden. Der Großrusse ist zum Ueberwinden und Herrschen geboren.

Doch auch zum Gehorchen. Der Großrusse hat Talent zur Leibeigenschaft und zum Gehorchen. Weniger der Kleinrusse. Es ist die Biegsamkeit seines Charakters, durch die ihm das Gehorchen ebenso leicht wird, wie das Befehlen, und er beides in einem Athem vereinigen kann. Er gehorcht den widerwärtigsten Befehlen, ohne daran zu denken, daß man eine eigene Ueberzeugung haben könne; er läßt sich entehrende Mißhandlungen gefallen, ohne daß er sich auch nur im Geringsten dadurch für schlechter hielte. Doch das ist keine falsche Kriecherei, oder eine selbstbewußte Niedrigkeit der Gesinnung. Zumuthungen der Art mag der verantworten, der sie stellt, nicht der, an den sie gestellt werden. Wer die Prügel austheilt, hat sie zu motiviren; das ist nicht Sache des russischen Bauers, der sie erhält. Er kommt, wie Gold, immer rein unter den Schlacken wieder zum Vorschein. Wer dem Kleinrussen

nur ein hartes Wort sagt, kann sich auf die Frage gefaßt machen: was habe ich dir gethan, daß du mich schiltst? Dem Großrussen kann man schon mit Stock und Peitsche nahe rücken, ohne daß er sein zustimmendes Lächeln gegen seine Ueberzeugung fände. Er hält den Widerwillen der Kleinrussen gegen Schimpfworte und thätliche Mißhandlungen, wie durchgängig die Abweichungen des kleinrussischen Charakters von seinem eigenen, für übertriebenen Eigensinn. Ein empfindliches Ehrgefühl ist in den Augen des Großrussen nichts als unnütz verschwendeter Eigensinn; und Eigensinn ist seiner ganzen Natur zuwider.

Wenn man im Innern des Landes im lebhaften Verkehr mit den Beamten und Städtern den großrussischen Bauer so häufig über die harmlosen negativen Seiten seines Charakters hinaus positiv demoralisirt findet; so ist das nicht allein den directen Folgen des Leibeigenschaftsverhältnisses zuzuschreiben. Wenige Nationen Europa's würden eine dreihundertjährige Leibeigenschaft und frühere Tyrannei und Barbarei so ohne alle Charakteränderung getragen haben, wie die Russen. In Gegenden, die mit der Leibeigenschaft gänzlich verschont geblieben sind, ist der Großrusse an Charakter in Beziehung auf seine Unterwürfigkeit derselbe. Das Nachahmungstalent ist die gefährlichere Seite seiner Natur, an der leicht positive Mißbildungen sich ansetzen. Durch Berührung mit den entarteten Städtern und den Tschinoveniks haben die Bauern sich die schlimmen Seiten derselben angewöhnt; ein Vorbild der Art macht auf den unbefangenen russischen Bauer einen Eindruck, wie auf eine Wachstafel. Zu diesem Nachahmungstalent kommt durchgängig noch die Nothwendigkeit für ihn, sich seiner eigenen Haut wehren zu müssen. Im Norden, wo beide Erziehungsmethoden wenig oder gar keine Anwendung gefunden haben, sieht man noch den russischen Bauer in seiner einfachen Gestalt, in seinen natürlichen Tugenden und Untugenden.

Sämmtliche ursprüngliche Untugenden beziehen sich auf den Mangel an jeder Art von freiem Selbstgefühl, mit dem ebensowohl unbegründete rohe Selbstüberhebung als schmiegsame Unterwürfigkeit bestehen kann, und besonders auf den Mangel an Gefühl für die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse und Behaglichkeit.

Wer die Großrussen wirklich civilisiren will, der muß ihnen feinere Lebensbedürfnisse, und, im Sinne der Russen, Eigensinn beibringen. Das ist nothwendiger, als Lesen und Schreiben und alle Schulbildung für den russischen Bauer und Bürger. Die Befriedigung von feineren Lebensbedürfnissen wird bald ihn zur Ordnung und Reinlichkeit, sogar zuletzt zu einem äußerlichen Selbstgefühl heranbilden, an das sich dann leichter der fehlende Eigensinn in Bezug auf jede Art von Ehrgefühl und Rechtlichkeit anknüpfen läßt. Erst dann kann ihm Lesen und Schreiben und jede Art von Bildung ersprießlich werden. So lange der Bauer in seiner Bedürfnißlosigkeit verharrt, weicht er in geistiger Beziehung nicht von seinem Jahrhunderte alten Fleck. Ein Mittel, dem russischen Bauer Reinlichkeit, Ordnung und beliebige andere blos äußerliche Lebensbedürfnisse anzugewöhnen, jedoch nicht die Polizei, würde für den geistigen Fortschritt des russischen Volkes bedeutsamer sein, als alle neuerrichteten Universitäten und Gymnasien. Schon deßhalb ist der Kleinrusse ein so ganz anderer Mensch, weil er Sinn und Bedürfniß für Reinlichkeit und Ordnung hat, die in geistiger Beziehung sich in ihm als Ehrgefühl und Rechtlichkeit zeigen. Unter den nordischen Großrussen ist dieser Sinn für Reinlichkeit und Ordnung, wie man schon an ihren Häusern sieht, am lebhaftesten ausgebildet; und in Hinsicht ihrer Moral und ihres Rechts- und Ehrgefühls sind sie unbedingt über ihre südlichen Brüder zu stellen.

Die Nordrussen, die in Rußland durchgängig als die uncivilisirteren Bewohner des Landes angesehen werden, sind in jeder menschlichen Beziehung als die vollendetste Entwickelung des großrussischen Volksgeistes zu betrachten. Weniger verschmitzt als die erfahrenern Moskowiter, hat ihr lebhafter Verstand alle Lebensverhältnisse, die in ihren Bereich fallen, mit unbefangenem Sinn aufgefaßt. Den Moskowiter haben seine Erfahrungen und seine Vorbilder und Bedrängnisse selbstsüchtig und betrügerisch gemacht; bei der Biegsamkeit seines Charakters und dem ursprünglichen Mangel an empfindlichem Ehrgefühl ist in dieser Richtung für seine Neigungen keine Grenze gegeben. Der Nordrusse hat, was er bedarf, oder kann es der Natur sicher abgewinnen; er kann sogar leicht über seine Bedürfnisse hinaus gehen: das giebt ihm eine Unabhängigkeit des

Sinnes und freie Bewegung nach seinen besseren Neigungen. Es hat bisher ihn selten jemand über seinen rechtlichen Besitz und über seine Verpflichtung hinaus verkürzen wollen: das hat ihm seine natürliche Arglosigkeit erhalten. Jedoch ist er im Schlimmen ebenso bildungsfähig, wie seine südlicheren Nachbarn, und größere, gedrängtere Städte im Lande, und eine Ueberhäufung mit Tschinoveniks würden bald das ihrige dazu beitragen, ihn auf denselben Punkt zu führen.

Könnte das Volk in seiner Entwickelung an diesen gefährlichen Klippen ohne Schaden vorbeikommen und zu einem freien Selbstgefühl gelangen: es würde in vieler Beziehung in Europa seines Gleichen suchen. Der größere Theil der Nation im Inneren scheint aber nicht für diese makellose Erziehung bestimmt gewesen zu sein: und darin liegt ein schwerer Vorwurf, den man seinen Erziehern aufbürden, und nicht dem Volke selber zur Last legen muß.

Die Wohnungen wie die Kirchen geben auf dem Lande einen sicheren Maßstab für das freie Selbstgefühl und den behaglichen Lebensgenuß der Bewohner. Der Norden ist das Land der Kirchen; nach Süden hin nehmen sie nicht blos der Zahl, sondern auch dem Umfange nach ab, und treten in jeder Beziehung in den Hintergrund. Im Norden giebt es viele üppige Dörfer, und durchgängig geräumige, wohnliche Blockhütten; aber auch das kleinste Dorf sieht man schon aus der Ferne durch seine freundliche, stolz aufstrebende Kirche sich auszeichnen, und kaum irgend ein Dorf ist zu finden, das nicht neben seiner Sommerkirche auch eine wärmere, heizbare Winterkirche besäße. In den südlichen Gegenden des großrussischen Stamms, wo die Häuser elende Heuhaufen ähnliche Ställe sind, sucht man, auch wenn sie vorhanden ist, in den meisten Dörfern die Kirche lange vergebens, und andere, und sogar viele Dörfer besitzen keine eigene Kirche. Auch thätige Religiösität und Frömmigkeit ist eine Sache, die ohne freies Selbstgefühl und Behaglichkeit des Lebens nicht bestehen kann.

Aus der Bauart der Städte ist ersichtlich, in wiefern das Volk in der Gründung derselben seinen freien Neigungen hat folgen können. Es giebt kaum eine ältere Stadt in Rußland, die nicht blos eine malerische, sondern auch eine für jede Art des Verkehrs

günstige Lage hätte. Die jüngeren, auf Befehl erbauten oder aus kleinen Dörfern umgewandelten Städte haben höchstens offizielle Verdienste und Zwecke, und die meisten derselben werden ungeachtet der neuen, graden und breiten, aber meist nur mit Planken abgegränzten Straßen und der großen, leeren Grasplätze nie ihren Dorfcharakter ablegen.

Im Ganzen kann man in der Bauart in Rußland, vorzugsweise in der der Kirchen, die historischen Schicksale und die volksthümlichen Zustände des ganzen Landes bis in's Einzelne verfolgen. Jede größere Gesammtheit, soweit sie eine historische Bedeutung hat, befolgt im Kirchenbau eine durchaus eigenthümliche Combinationsweise, die sich vom politischen Mittelpunkte aus bis an die Gränzen des Gesammtkörpers verbreitet. Eine wesentlich gesonderte Hauptform von Kirchen entspricht durchgängig einer politischen Gesammtheit eines bestimmten Zeitalters; Verschmelzungen verschiedener Elemente deuten auf spätere fremdartige Einwirkungen hin. Eine entschiedene Charakterlosigkeit und eine bunte, wahl- und urtheilslose Nachahmung charakterisirt die Kaiserzeit.

Die Russen erhalten das Christenthum und die Kirchenbaukunst von den Griechen aus Byzanz. Im Großfürstenthum Kiew wird nur wenig von dem als Autorität Ueberkommenen nach den nothwendigsten Bedürfnissen abgeändert. Moskau dagegen hat wenige ältere Gebäude aufzuweisen, in denen eine von der Mongolenherrschaft unabhängige Anschauung sichtbar wäre; die Kiew'schen Ideen sind nur theilweise nach Moskau übergegangen und werden durch fremde Anschauungsweisen und eigene Bedürfnisse immer mehr umgewandelt. Das nächste bedeutende Ereigniß in Rußland ist die Einmischung der Polen und Jesuiten vom Westen her; im Westen Rußlands bilden sich unter derselben neue kirchliche Verhältnisse und Kirchen aus, und sogar die Moskowiter scheinen sich Manches von der neuen Anschauungsweise angeeignet zu haben. Die letzte große That bis zu unseren Tagen war die Gründung des Kaiserreiches, seit der die Ideen des alten und neuen Europa's die Verwirrung der Begriffe zum Culminiren gebracht haben. Der neuerwachte Patriotismus seit dem Jahr 1812 scheint diesem regellosen Ergehen Gränzen setzen und die alten Zeiten wieder zurückführen zu wollen.

Für die alte Bauart des Großfürstenthums Kiew ist ursprünglich ein quadratisches Schiff mit fünf Thürmen und in dem oberen Theile abgesonderten Seitenchören charakteristisch. In den Fürstenthümern Kiew und Tschernigof entwickeln sich später Abweichungen von diesem gemeinsamen Anfang. In Tschernigof baut man eine Eingangshalle im Styl des Schiffs an die Westseite des griechischen Kreuzes. In Kiew fügt man den Seitenchören und Seitenhallen des Schiffs neue Seitenhallen durch Seitenschiffe hinzu, und umstellt die fünf ursprünglichen Thürme mit zwei oder sechs neuen. Die Tschernigofsche Anordnung zeigt sich in der Christuskathedrale und der des Jehlezkiklosters, Taf. XV. und XVI.; die Kiewsche in der Sophien- und Michailskirche, Taf. XVIII. und XIX. Der Glockenthurm gehört nicht in den symmetrischen Plan der Kirche, sondern steht ursprünglich seitwärts an der West- oder Ostseite, wo er bequem Platz findet; symmetrisch angebaute Glockenthürme, wie an der Christuskathedrale, Taf. XV., sind spätere Zuthaten. Ob die Kuppelform dieser Kirchen auch altrussisch ist, scheint unsicher. Diese Bauart zeigt sich in den älteren Städten Kleinrußlands, besonders in den beiden Hauptstädten Kiew und Tschernigof, noch allein erhalten. Die besten Gebäude derselben gehören dem elften und zwölften Jahrhundert an. Mit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts scheint sie zu verschwinden Man könnte sie als byzantinisch-russische bezeichnen.

In der alten Bauart des Großfürstenthums Moskau sind die Seitenchöre der Kiewschen Bauart verschwunden, und die Eingangshalle bildet bei den einfacheren Gebäuden einen wesentlichen Theil des Gesammtschiffs. Noch immer ist kein Glockenthurm symmetrisch mit dem Schiff verbunden, noch immer sind die byzantinischen Erinnerungen durchgreifend; auf den Schiffsthürmen zeigt sich aber ohne Ausnahme als neues Element die mongolische Zwiebelkuppel, soweit es die Form erlaubt, in schönen Verhältnissen. Die einfachsten Muster dieser Art sieht man im Kreml in der Himmelfahrts- und Michailskathedrale, Taf. VII. und VIII. Als die reichsten, schon etwas späteren und abweichenden Bauwerke der Art sind zu nennen die Kathedralen zur Verkündigung und zum Schutz der heiligen Jungfrau, Taf. IX. und X., die Kirche im Tschudowakloster

und die des Erlösers hinter dem goldenen Gitter im Kreml, und die früher erwähnte Kirche in Wytegorsk.

Diese für das alte Großfürstenthum Moskau charakteristische Bauart, die man mit dem Namen der mongolisch-russischen bezeichnen könnte, findet man ausgezeichnet in Moskau, Wladimir, Jaroslaw und Twer, und sogar in Wologda und Ustjug ausgebildet. Die besten noch erhaltenen Gebäude dieses Baustyls gehören dem funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert an. Nur wenige und unbedeutende Gebäude dieser Art gehen bis in's vierzehnte Jahrhundert zurück; und vielleicht sind nirgend unveränderte Kirchen aus älterer Zeit im Großfürstenthum Moskau vorhanden. So fällt zwischen die Kiewsche und alte Moskowitische Bauart eine Lücke von fast zweihundert Jahren, die daher rührt, daß man größtentheils mit Holz baute, Fundamente für große Steinkirchen nicht zu behandeln wußte, und daß die Tataren viele der älteren Gebäude zerstört haben. Die alten Kathedralen im Kreml sind Beweise davon, wie hinfällig die Gebäude der Russen noch im vierzehnten Jahrhundert waren, so daß nur die kleinsten und unbedeutendsten derselben, wie die Kirche zur Verklärung Christi (S. Th. I. S. 347), bis auf diesen Augenblick erhalten bleiben konnten.

In einfacher Gestalt sieht man Nachahmungen dieser Bauart durch das ganze mittlere und nördliche Rußland auch aus späterer Zeit, wie die ältere Kirche in Kubensky, Taf. I., in der die Herstellung der alten Form noch Absicht ist, obwohl die hohe Eingangshalle fehlt, und nur das griechische Kreuz festgehalten wird. Diesen Charakter tragen fast alle späteren Nachahmungen, so verschieden ihre Eigenthümlichkeiten auch übrigens sein mögen. Die mannichfaltigsten Nachbildungen der alten Form, in denen blos noch die Anordnung der Theile festgehalten ist, treten seit Peter dem Großen auf; kaum ist irgend ein Baugeschmack, eine Säulenordnung, eine Ornamentenreihe denkbar, die nicht mit der alten Anordnung verschmolzen würde. Als solche ferne Erinnerungen an den alten moskowitischen Baustyl sind zu nennen: die Zehnt- und Andreaskirche in Kiew, Taf. XX. und XXI., die jüngere Kirche in Kubensky, Taf. I., die Kathedrale zur Verklärung Christi und die Kirche der heiligen Katharina in Petersburg, Taf. XXIV., von denen die letztere, da in Petersburg

doch Alles Nachahmung ist, auch in diesem Sinne hier aufzuführen nicht unpassend sein wird.

So findet sich dieser altmoskowitische Baustyl durch alle Jahrhunderte und durch ganz Rußland bis zur neuesten Zeit. Seit der Regierung des Kaisers Nicolai ist es sogar Prinzip, ihn für alle Kirchenbauten wieder durchgreifend einzuführen, und in diesem Sinne ist auch die Anlage von mehreren Kirchen in Petersburg und Moskau beschlossen. Die Zehntkirche in Kiew ist schon ein Produkt dieser strengen Richtung; die Andreaskirche in Kiew und die zur Verklärung Christi in Petersburg deuten ungefähr die mögliche Gränze der Willkühr an, bis zu der die alte Bauart zu behandeln ist.

Als eine dritte, abweichende ist die jüngere moskowitische Bauart anzusehen. In ihr tritt der Glockenthurm als wesentlicher Bestandtheil des Ganzen mit in den symmetrischen Plan des Gebäudes, und dient als Haupteingang. Das eigentliche Schiff mit den fünf Kuppeln wird durch eine Galerie mit dem Glockenthurm verbunden, die als Fortsetzung des Mittelschiffs dient; dieser Galerie fügt man meist noch zwei Seitenschiffe an, so daß zuletzt das ursprüngliche Hauptschiff als untergeordneter Theil des Ganzen erscheint. Gebäude dieser Art dienen nicht selten den späteren zum Muster. Bei diesen wird der zufällig eingeschlagene Weg nun Plan von Grund aus.

In allen Fällen ist nur noch in dem Hauptschiffe, das sich als Chor an der Ostseite des ganzen Gebäudes erhebt, eine alt-moskowitische Vorstellungsweise zu suchen; und nicht selten zeigen sich hier die alt-moskowitischen Thürme dicht gedrängt neben einander, wie an der Dreifaltigkeitskirche in Bolchof, Taf. XXIII., und an vielen Kirchen dieser Art in Moskau. Häufig aber trägt dies Hauptschiff Thürme mit Doppelkuppeln über einander, wie an der Michailskirche und der Kathedrale der kasanischen Muttergottes in Kaluga, Taf. XIII. und XIV.

Obschon beiderlei Kuppelformen älter sind, die einfache moskowitische mindestens 500 Jahre, und die Doppelkuppel 400 Jahre zählt; so scheinen doch Kirchen von dieser Bauart, die durch die Stellung des Glockenthurms bedingt ist, nicht weit über 200 Jahre hinauszugehen. Einzelne Theile, sowohl die Hauptschiffe, wie die

XXIV.

Glockenthürme, mögen zuweilen älter sein; die ganze Zusammenstellung scheint man jedoch nur ungefähr vom Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts an angewandt zu haben. Das fällt ziemlich mit der Zeit des Poleneinflusses und des Sturzes des alten Fürstenhauses zusammen. Vielleicht ist diese Anordnungsweise dem Einfluß der Polen und Lithauer zuzuschreiben. Sie findet sich am häufigsten in den Theilen, die zu Lithauen gehörten, und in ihren Gränzgebieten, in denen die griechische Kirche nicht angetastet wurde, im südwestlichen Großrußland. Von Kaluga bis Bjelgorod ist sie die einzige Kirchenform, die man sieht; die früheren Kirchen scheinen durch Anbau in diese Formen umgewandelt zu sein. Man könnte diese Kirchenform mit dem Namen der lithauisch-russischen bezeichnen.

Unter den älteren Kirchen dieser Art ist selten eine von gleichzeitigem Bau zu sehen. Größtentheils sind die Glockenthürme jünger, als das Schiff. Die gleichzeitigen zeigen seit dem vorigen Jahrhundert alle Ausschweifungen und Verflachungen der Kaiserzeit: altklassische und jugendliche, höchst unklassische Säulenportale, Halbkugelkuppeln, Zopf und dgl. Zu diesen jüngeren Formen, die man in dem großrussischen Gränzlande der Ukraine, in Bjelgorod, Kursk, sogar in Bjelef fast ausschließlich sieht, gehört die Kirche in Bjelgorod (Th. II. Fig. S. 323). Die letzte Veränderung, die man vorgenommen hat, ist das Weglassen der vier Seitenthürme des Hauptschiffs, wie bei der Kathedrale in Kaluga. Kirchen dieser Art sieht man fast durch ganz Rußland.

Auffallend zeigt sich der Einfluß Polens und der Jesuiten auf die Länder, die dauernder dem polnischen Scepter unterworfen waren. Es entwickelt sich hier eine Kirchenbauart, die nur wenig von russischem Charakter an sich trägt. In den meisten unirten Kirchen ist noch das griechische Kreuz festgehalten, und mit einer einzigen modernen Hauptkuppel überwölbt (Th. II. Fig. S. 109). Kirchen dieser Art findet man in den Gouvernements Witebsk, Mohilef, Tschernigof, Pultawa und Kiew. Durch Wachsen und Verschwinden der vier Haupt- und der Zwischenflügel, wie des Thurmes unter der Kuppel, wechseln sie in ihrer Gestalt auf das Mannichfaltigste. An anderen Kirchen, wie in Pereiaslaw, in mehreren Städten des Gouvernements Pultawa und in Charkow sieht man einem

solchen Kreuze einen Glockenthurm angehängt, und auf den beiden Flügeln in der Mittellinie Nebenthürme angebracht. Am auffallendsten zeigt sich der fremde Einfluß durch das Uebergehen der beiden Portalthürme jesuitischer Kirchen an das russische Schiff, wie im Eliaskloster in Tschernigof, an etlichen Kirchen in Kursk, und an der Kirche in Wiaesma (Th. II. Fig. S. 78). Doch auch die Russen üben ihren Einfluß später auf die Schöpfungen der Jesuiten aus, z. B. durch Aufsetzen einer russischen Hauptkuppel, mit der die Nebenthürme verwachsen sind, wie bei der erzbischöflichen Kirche in Mohilef (Th. II. Fig. S. 149). Russische und polnische Ideen sieht man in Westrußland so mannichfach mit einander verschmolzen, daß häufig jeder durchgreifende Charakter fehlt.

Es würde unmöglich sein, die Vielseitigkeit und Charakterlosigkeit zu bezeichnen, die mit Peter dem Großen im Kirchenbau eintrat. Formen, die noch an alt-moskowitische erinnern sollen, sind oben schon erwähnt. Kirchen wie St. Joseph in Mohilef (Th. II. Fig. S. 178) und die Kirche in Jagotin (Th. II. Fig. S. 265), geben mit den gothisch-deutschen im Himmelfahrtskloster im Kreml nur schwache Vorstellungen von den ausgeführten Extremen. St. Isaak in Petersburg ist zwar ein Koloß, doch hat man auch mit den großartigen Mitteln, die er in Anspruch nimmt, keine neue Bahn brechen wollen. Auf ein Gebäude von diesem Umfang, und von der Form des Wassili Blagennoi in Moskau würde Rußland mit Stolz hinblicken können.

Mehr Interesse, als alle diese neueren Gebäude, die Produkte der Nachahmung und einer regellosen Combination sind, bieten die alten Holzkirchen dar, die noch besonders häufig im Norden (wie Th. I. Fig. S. 184), und auch zuweilen noch in Städten im Innern (wie Th. II. Fig. S. 171 und Taf. XXII.) vorkommen. Es liegt ihnen wenigstens irgend eine ursprüngliche Idee zum Grunde, und sie würden, wenn man die Formen vollständig überblicken könnte, den russischen Volksgeist mehr charakterisiren, als alle fremden Nachbildungen, sogar die alten aus Kiew und Moskau. Bis jetzt scheint der russische Patriotismus sie für unwürdige Bretterbuden anzusehen, und sich ihrer zu schämen. Bei weiterer Durchbildung vaterländischer Richtungen in Rußland steht jedoch nicht zu bezweifeln, daß

man sich mehr um diese Ueberreste alter Zeit bekümmern, und sie mindestens durch Zeichnungen für die Folge aufbewahren wird.

Nachdem wir in Petersburg unsere Sammlungen vorläufig übersichtlich geordnet, und gemeinschaftlich die erwähnte geognostische Skizze der bereiseten Länderstrecken entworfen hatten, blieb der größte Theil des Winters zu gesonderten Beschäftigungen und Bestrebungen übrig. Doch fanden sich die vier letzten Mitglieder der Reisegesellschaft durchgängig noch täglich zusammen bis zur gemeinsamen Abreise aus der Hauptstadt.

Die zoologische Sammlung, nebst der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften, bietet, durch die Bemühungen Brandt's, von Baer's und Schrader's, für den, der ein besonderes Interesse für die Fauna Osteuropa's zeigt, mehr dar, als die andern europäischen Museen zusammen genommen. Einen seltenen Reichthum von Exemplaren osteuropäischer und nordasiatischer Thiere, von dem es zu weit führen würde, auch nur das Seltenste und Auffallendste hervorzuheben, findet man hier meisterhaft aufgestellt und übersichtlich angeordnet zusammengebracht. Da mir durch die Liberalität Brandt's das ganze Material zur Untersuchung zu Gebote gestellt wurde, so war nichts natürlicher, als daß diese Räume der Akademie, in denen ich täglich mit Brandt oder Baer zusammentraf, mein dauernder Aufenthalt von Morgen bis Abend wurden.

Die Abende wurden gewöhnlich in geselligen Kreisen zugebracht, wie es in Petersburg Brauch ist. Die Familiengastfreundschaft hat hier keine Gränzen. Ist man irgendwo eingeführt, wo ein Haus gemacht wird, so reiht sich eine Bekanntschaft an die andere, und man wird überall mit Herzlichkeit aufgenommen. Zuletzt hat man blos noch Sorge, mit der Theilung seiner Zeit zurecht zu kommen. Wer ganz Petersburger ist, kommt oft nicht aus, wenn er auch jedem Besuch nur zehn Minuten widmet und jeden Abend von neun Uhr bis Mitternacht unterwegs in der Droschke ist. So reihen sich nicht selten noch nach Mitternacht Neuankommende der Gesellschaft zu, während Andere schon um zehn Uhr sich entfernen. Es ist ein ununterbrochenes Kommen und Gehen, und möglicher Weise ist der Wirth der Einzige, der von Anfang bis zu Ende aushält. Ein Fremder in Petersburg kann in einem Winter weder Sinn noch

Geschick für eine so geläufige gesellige Bewegung gewinnen: ein Fall, in dem ich selber mich befand, weshalb denn meine geselligen Erinnerungen aus Petersburg, wie aus Moskau, zu den angenehmsten der Reise gehören.

Der Winter verstrich unter fortwährenden wissenschaftlichen Lieblingsbeschäftigungen und geselligen Genüssen sehr rasch. Einzelne regelmäßig wiederkehrende Ereignisse wurden zu Meilenzeigern des fortschreitenden Jahrs. Zuerst die große Jordanstaufe am sechsten Januar auf dem Eise der Newa, bei der die alten, ehrwürdigen Bartrussen in ihrer Nationaltracht einen sehr krassen Gegensatz zu den vielen bunten und regelrechten Uniformen und Orden bilden, die dort alle mehr oder weniger untertauchen. Alles das Wasser, was durch die Newa am Winterpalais vorbeiläuft, ist auf vierundzwanzig Stunden gesegnet; die Gläubigen tragen es in Eimern, Töpfen und Flaschen nach Hause, und benutzen es bis zum folgenden Jordansfest für alle kritischen Fälle und Möglichkeiten; doch das meiste läuft dessen ungeachtet in diesen vierundzwanzig Stunden in's Meer, wo es schwer zu isoliren ist. Dann fingen die Vorbereitungen zu den Vergnügungen der Butterwoche, zum russischen Carneval, an. Wochenlang vorher wurden Buden in riesigem Maßstabe auf dem riesigen Isaaksplatze aufgeschlagen, mächtige Eisblöcke zu Rutschbahnen aufgefahren, und auf dem leeren Platze wuchs in Kurzem eine Stadt mit Häusern und Menschen wie aus dem Eis und Schnee hervor, und verschwand wieder, nachdem der tolle Rausch vorüber war, in wenigen Stunden. U. s. w.

Zu guterletzt mußten noch die sogenannten Merkwürdigkeiten in Augenschein genommen werden, um, gleich wandernden Handwerksgesellen, mit dem Wahrzeichen der Stadt vertraut zu sein.

Wenn irgend etwas, so gehört der botanische Garten mit seinen riesenmäßigen Treibhäusern und seiner Tropenwelt in der Nähe des Polarkreises zu denselben. Hier China, Japan, Indien, dort Neuholland, Afrika, Brasilien u. s. w. Vor lauter Wundern, die blos durch Holz und Temperaturunterschiede hervorgebracht werden, vergißt der staunende Beschauer fast, daß die Anstalt eines der schönsten, wissenschaftlichen Institute Petersburgs ist. Diese großartige Schöpfung Fischer's auf der sogenannten Apothekerinsel wird

nicht so bald ihres Gleichen finden und also vorläufig wohl als das russische achte Wunder der Welt gelten können.

Für das neunte läßt sich die Reliquienkammer Peters des Großen in der Kunstkammer ansehen. Dies verdient sie durch zahlreiche Einzelnheiten, die einen Blick in sein bewegtes Leben werfen: durch seine Werke, selbstgemachte Drechselbänke, Schiffs-Modelle, elfenbeinerne Kronleuchter, Trinkbecher, Gemälde vom eigenen Pinsel, obwohl sie schlecht sind, Messingplatten, in die er mit eigner Hand seine unsterblichen Thaten eingravirt, mächtige Eisenstangen, die er noch im Jahr 1724 geschmiedet und mit Inschriften versehen hat, eine wahrhaft eherne Schrift, durch die Finger in Spiritus, die er Hofdamen wider Willen der Besitzerinnen amputirt, ganz gesunde Zähne, die er seinen Großen ausgebrochen, wenn sie sich gegen seine Ansicht auf Zahnschmerzen berufen haben, durch Schuhe und Strümpfe, die er selber gemacht und geflickt hat, u. s. w., durch das ausgestopfte Pferd, das er in der Schlacht bei Pultawa geritten, durch die großen und kleinen ausgestopften Hunde, durch seinen ausgestopften Heiducken und Ofenheizer mit weißgegerbter, Schweineleder ähnlicher Haut und den nebenstehenden Skeletten, den größten und kleinsten Menschen, die er hat auffinden können, durch seine Feldmütze, und den Feldherrnstab Karls XII. u. s. w. Auch Peter selber sitzt drin, ein langer Mensch mit kleinem Kopf und kleinen Füßen, und Kleidern, die ihm seine letzte Gemahlin gestickt hat, mit eigenem Haar und zerrissenen, rothen Strümpfen. Rings um ihn her hängen die Bilder seiner Ahnen aus dem Hause Roman, und seiner Nachkommen bis auf das Haus Holstein-Gottorp. Roman selber hat ein edles, glattes Gesicht; Peters Vater und Großvater, die Zaaren Alexei und Michail, könnte man leicht mit russischen Bauern verwechseln; seine Brüder sehen unbedeutend und finster aus, seine Töchter sehr üppig und herausfordernd, Elisabeth etwas dicklich, sein Sohn Alexei wie ein gemeiner Verbrecher, und dessen Gemahlin, die er mißhandelte, wie ein Engel neben einem Teufel. In der Ecke steht ein Stock mit dem Körpermaß Peters und tiefer unten des Kaisers Nicolai; ganz oben ist das des Heiducken, und tief unten das des Ofenheizers, die beiden Kaiser in der Mitte.

Während der Faſten bewohnt die kaiſerliche Familie ein kleines Palais in einem entfernten Stadttheile; das gab Gelegenheit, auch das Winterpalais ungeſtört bewundern zu können, dies koloſſale Grafendiplom des jetzigen Grafen Kleinmichel, der es, ohne Menſchen und Rubel dabei zu ſchonen, in vierzehn Monaten wieder aufgebaut hat. Es ſoll jetzt, außer den Thüren, nichts Brennbares am ganzen Gebäude ſein.

Petersburg hat noch viele andere Merkwürdigkeiten, über die in Petersburg ſelber die genaueſten, mehr als ausreichenden, ſtatiſtiſchen Nachrichten gedruckt ſind. Ueber die meiſten derſelben, die nicht ausſchließlich in's Fach der Statiſtik einſchlagen, hat man in Petersburg bis jetzt keine Nachrichten drucken laſſen. An einigen auswärts gedruckten iſt, wie die treuherzige Dorfzeitung ſagt, ſehr herumgegretſcht worden. Sie bleiben beſſer ungedruckt.

Nachdem der Winter wiederholt in Zeit von zwölf Stunden mit 20° Froſt und Thauwetter gewechſelt hatte, ſchien es zu Anfang April doch allmählich mit der Frühlingsluft ernſter zu drohen. Die Straßen und Plätze verwandelten ſich in Seen; das mächtige Straßeneis bekam tiefe Löcher und bedeckte ſich mit einer undurchdringlichen Maſſe von Koth. Tauſend Hände waren thätig, um das ebene Straßenpflaſter aus der Tiefe gleichmäßig zu Tage zu fördern. Denn jeden Augenblick ſtürzte hier oder dort eine Droſchke in die tiefen Eislöcher, die vor flüſſigem Koth nicht ſichtbar waren. Kurz der Aufenthalt in Petersburg wurde mit jedem Tage unangenehmer und lebensgefährlicher; und die Flüſſe, die wir auf dem Landwege zu überſchreiten hatten, konnten ihre bequeme Eisdecke auch nicht lange mehr feſtſitzen laſſen. Wir mußten alſo raſch auf die Abreiſe ſinnen.

Auch noch blieb die Reiſegeſellſchaft zuſammen. Baron Meyendorff reiſete zunächſt nach ſeinen Gütern in Livland, Graf Keyſerling, der kurz vorher in ruſſiſche Dienſte getreten war, zu ſeinen Verwandten in Kurland, und Zinovieff wollte die Abreiſenden noch eine Strecke begleiten.

Die Vorbereitungen waren einfach. Da Graf Keyſerling in der Kürze der Zeit nicht mehr um Urlaub einkommen konnte, ſo wurde er auf Befehl nach Kurland zu ſeinen Verwandten geſchickt. Ich

mußte, wie jeder Abreisende, vorher meinen Namen zweimal in einem Zwischenraume von acht Tagen der Petersburger Zeitung einverleiben lassen, in Folge dessen in dieser Zwischenzeit etliche Dutzend Vagabonden, die sich Bettelns halber sehr anständig als verunglückte naturforschende Reisende aus Grusien und dgl. bei mir einführten, aus meiner Thür hinauswerfen, und konnte dann von der Polizei, auf dieselbe Weise wie früher, meinen Paß in Empfang nehmen.

Und so verließ ich denn Petersburg genau ebenso, wie ich hineingekommen war; sogar auf demselben Wege: denn wir fuhren zu Schlitten auf der Newa dem finnischen Meerbusen zu.

## XIII.

## Heimkehr durch die Ostseeprovinzen.

Eine Schlittenfahrt auf dem Finnischen Meerbusen in der letzten Hälfte des April hatte etwas Anziehendes für mich. Die stark befahrene Schlittenbahn war mit langen Frachtzügen besetzt, die zur Stadt hinfuhren; eine andere Reihe von Bauerschlitten, Finnen und Esthen, zog rasch und fröhlich mit uns in derselben Richtung fort. Man ahnt die gefährliche Fluth in der Tiefe nicht, und fährt, wie in der Steppe, durch ein weites, flaches Schneefeld. Auch die Verbindung von Finnland nach Schweden und Esthland ist eine geregelte, und die Eisstraßen sind lebhafter befahren, als später die Wasserwege.

Die gewaltigen Schneemassen, mit denen die ganze Welt um uns her noch bedeckt war, gewährten uns eine doppelt erfreuliche Ueberraschung, da wir, nach den Petersburger Straßen zu schließen, schon grundlose Wege vermuthen mußten. Aber lange sollte uns der Genuß der guten Eis- und Schneebahn nicht aufbehalten bleiben. Sobald wir das Land wieder gewonnen hatten, schienen wir mit dem Ueberschreiten eines jeden bedeutendern Flusses um etliche Grade nach Süden versetzt zu sein.

Zinovieff kehrte nach einem heitern Abschiedsmahl nach Petersburg zurück. Das war das letzte Mal, daß wir in belebendem, freundschaftlichem Gespräch zusammensaßen; es war der erste Riß in den bisher unzertrennlich auch äußerlich vereinten Reisebund. Das fühlten wir Alle, und das Gefühl der Trennung blieb auch im

Hintergrunde unserer Fröhlichkeit sichtbar. Doch das Band einer langen, freundlichen Gewöhnung mußte einmal zerrissen werden. Wir durften nur hoffen, die wohlthuende Erinnerung daran lebendig in uns aufbewahren zu können.

Schon in Jamburg war die Gewalt der steigenden Frühlingssonne sichtbar; das hohe Ufer der Luga war ganz von Schnee befreit, und schon von ferne leuchteten uns die bekannten Schichten der silurischen Formation entgegen, der Ungulitensandstein, von einem Kalke bedeckt, in welchem die kleinen Orthisarten einen Hauptbestandtheil bilden. Mit frischem Genuß befreieten wir die reizenden Versteinerungen aus dem lockern Gestein.

Die Stadt Narwa machte einen ergreifenden Eindruck auf mich. Ihre alten Thürme und Straßen rufen die Vorstellung einer deutschen Reliquie aus dem Mittelalter hervor. Gegenüber am andern Ufer der Narowa, liegt die alte russische Festung Iwangorod, der Todesbote der schwedischen. Narwa war die erste deutsche Anschauung auf der ganzen Reise, obwohl ich auch geneigt gewesen war, die einzige Drehorgel, die ich in den Straßen Petersburgs gehört hatte, dahin zu zählen.

Auf den Feldern bei Narwa war an hohen Stellen der Schnee schon weggeschmolzen. Mächtige Steinwälle von finnischen erratischen Blöcken, die in der Richtung der Seeküste meilenweit zu verfolgen sind, treten auf diesen Flächen zu Tage. Aber auch die obern Schichten der silurischen Formation helfen die Ackererde zusammensetzen. Sphäroniten liegen auf den Ackerfeldern in zahlloser Menge zerstreut umher, gleich Kanonenkugeln. Es war nicht schwer, in Zeit von einer Viertelstunde mehr als ein Schock deutlich erhaltener Exemplare zusammen zu finden. Nur die Seeküste bei Waiwara, wo sämmtliche Schichten der silurischen Formation, vom blauen Panderschen Thon an bis zu den höchsten Sphäronitenschichten, vom Meere blos gespült zu Tage treten, und ellenlange Orthoceratiten, wie kolossale Spazierstöcke, mit zahlreichen Trilobiten gemischt, am Fuße der steilen Felsenwand frei umherliegen, kann dem Geognosten einen noch erfreulicheren Anblick darbieten.

Die Wege und alle tieferen Stellen waren noch mit tiefem Schnee bedeckt. Der ununterbrochene Wechsel von tiefen und hohen

Querwellen, die durch das viele Schlittenfuhrwerk auf allen Schneebahnen entstehen, macht das rasche Fahren im höchsten Grade unangenehm. Der Schlitten und sein Inhaber bleibt in einem fortwährenden Ueberstürzen und Rückwärtsschlagen. Noch unangenehmer wurde der Weg im Norden des Peipussees, wo er an höheren Stellen seinen Schnee verlor. Die Pferde konnten in dem raschen Wechsel von weichem Schnee, in den sie bis an den Leib einsanken, und von festem Eise oder schlüpfrigem Boden kaum aus der Stelle. Ohne die vielen hunderte von Esthen, die mit den Wegräumen von Schnee beschäftigt waren, wären wir nicht vom Fleck gekommen, außer, was doch häufig genug geschah, durch Umstürzen des Schlittens Kopf über seitwärts in den weichen Schnee.

So suchten wir denn möglichst bald den Peipussee zu erreichen, um auf dessen Eise bequemer und rascher uns Dorpat zu nähern. Das Eis des See's war schon seit einigen Tagen mit Wasser überflossen; wir ließen uns jedoch nicht abhalten, und fuhren in einiger Entfernung von der Küste etwa über die Hälfte der Länge des See's in der Richtung nach Dorpat zu. Das spiegelglatte, an vielen Stellen schon geborstene Eis legte dem Fluge des Schlittens kein Hinderniß in den Weg.

Ueberall in der Umgebung des Sees sieht man schon die charakteristischen Sand- und Thonschichten der Formation des alten rothen Sandsteins zu Tage treten, die ganz Livland bedecken, und hier so reich an den mannichfaltigen und theilweise riesenmäßigen Fischüberresten sind, die Dr. Asmus mit so seltener Ausdauer gesammelt, und soviel als möglich zu vollständigen Skeletten wieder zusammengesetzt hat.

Obschon Dorpat eine von den ältesten Städten Rußlands ist, und schon im Jahre 1030 vom Großfürsten Jaroslaw gegründet wurde (Kar. II. 18.), so glaubt man auf den ersten Anblick doch eine ziemlich junge, freundliche, deutsche Stadt vor sich zu sehen. Von russischen Formen und russischem Geiste ist äußerlich nirgend eine Spur zu sehen.

In Dorpat interessirten wir uns hauptsächlich für die zoologische Sammlung, die durch Dr. Asmus, einen der vielseitigsten und scharfsinnigsten Zoologen Rußlands, durch Jahre lange, mühsame

Arbeit in eine musterhafte Ordnung gebracht worden ist. Was wir von Unbefangenen wie von Partheimännern von den Universitätsverhältnissen erfuhren, stimmte darin überein, daß es unerfreulich war.

Schon damals glühte der Funke, der später in so lichte Flammen ausbrach, nicht mehr unter der Asche. Schon damals wurden Befürchtungen laut, daß durch die Maximen der Regierung die nationalen Interessen der Universität gefährdet würden. Rußland hat sein Nivellirungssystem, seine Russificirungsbestrebungen, noch nie verhehlt, oder mindestens doch zur Verhehlung die verkehrten Mittel angewandt. Ueber dies Nivellirungssystem waren nun die Ansichten getheilt: die eine Parthei erklärte es ebenso heftig für einen Rückschritt, als die andere für einen zeitgemäßen Fortschritt. Zu der letzteren, russischen Parthei gehörte der größte Theil der deutschen Professoren. Ueber die Lage des Sachverhältnisses liegen seit der Zeit die Akten vor. Mag auch das Urtheil jedes Einzelnen, der Interesse an der Sache genommen hat, ausfallen, wie es will; darin muß jede Ansicht übereinstimmen, daß der Kampf Rußlands gegen die Interessen der deutschen Ostseeprovinzen, für Rußland sehr bequem, in beiden Partheien von Deutschen geführt wird. Ein Schauspiel, das so oft von den Deutschen aufgeführt ist, auch in anderen Verhältnissen augenblicklich noch von den Deutschen mit wahrer Meisterschaft gespielt wird, und dessen unermüdliche Wiederholung auch für die Zukunft noch die Ueberzeugung giebt, daß der ehrliche Michel nicht allein Bestimmung, sondern auch eine unverwüstliche Neigung für das bekannte heiße Kastanienvergnügen hat.

Von Dorpat aus fanden wir durch den doppelten Fortschritt der Jahreszeit und unseres Weges nach Süden die Gegend schon zum großen Theil von Schnee entblößt. Kibitze an Sümpfen und Flußufern, und einzeln ziehende Störche, die selten bis zu diesen Breiten nach Norden vordringen, riefen die ersten Frühlingsgefühle und Frühlingserinnerungen in uns hervor.

Baron Meyendorff verließ uns, noch ehe wir Riga erreichten, um einige Zeit auf seinen Gütern in Livland zuzubringen. Doch nahmen wir nur auf kurze Zeit Abschied von ihm, da er auf seiner Reise nach Paris noch unterwegs mit uns zusammenzutreffen hoffte.

Die livländische Aa war schon ganz vom Eise befreit, als wir

am Ostufer derselben ankamen, um etliche Stunden auf die Ueberfahrt zu warten. Die Fähre blieb ungeachtet aller unserer Wünsche und Versprechungen am andern Ufer, und zwar auf Befehl. Man erwartete seit einiger Zeit den Prinzen von Hessen auf seiner Durchreise nach Petersburg hier. So war denn strenger Befehl gegeben, sich zur Ueberfahrt bereit zu halten. Unsere Ueberfahrt hätte höchstens zwei Minuten in Anspruch genommen; aber grade inzwischen hätte der Prinz kommen können. Es war zufällig, daß der Prinz an demselben Tage noch ankam, und dadurch unsere Reflexionen über die Flußpassage durch die Passage selber unterbrochen wurden, ohne daß wir darüber in's Reine gekommen waren, ob die Unterbrechung der Aa- und Rheinflußschifffahrt unter Einfluß und Mitwirkung Hessens vielleicht ein und denselben Grundursachen zuzuschreiben sei.

Riga erreichten wir noch zur rechten Zeit, um die Düna auf ihrer Eisdecke überschreiten zu können. Man erwartete mit jeder Stunde das Brechen des Eises, das auch noch an demselben Tage, an dem wir den Strom überschritten, eintraf.

Die kurische Aa war schon ausgetreten, als wir vor Mitau ankamen. Das Wasser bedeckte die flache Gegend weithin, und die Stadt erschien wie eine Insel in einem ausgedehnten See. Um zur wirklichen Ueberfahrt zu kommen, hatten wir mehrere Ueberschwemmungsarme zu durchschneiden, zwischen denen Menschen, Thiere und Wagen zusammengedrängt unter Aufsicht der Polizei standen, um nach Regel und Ordnung in die Stadt hineinzukommen. Nach stundenlangem Warten kamen wir denn auch hier an die Reihe und in die Stadt.

Für den Naturforscher muß es überraschend sein, in Mitau eine in ihrer Art so ausgezeichnete zoologische Sammlung zu finden, wie sie durch die ausdauernden und aufopfernden Bemühungen eines einzigen Mannes, des Dr. Lichtenstein, hier zu Stande gebracht ist. Diese Sammlung enthält eine möglichst vollständige zoologische Ausbeute von Kurland, die nicht allein durch ihren Reichthum an sich, sondern auch durch das merkwürdige Zusammentreffen von seltenen nordischen Arten mit südlichen Thierformen in hohem Grade interessant und lehrreich wird.

In Mitau blieb ich noch etliche Tage mit meinem Freunde, dem Grafen Keyserling zusammen, und setzte dann, auch von diesem letzten Reisegenossen getrennt, ganz allein den Weg durch Kurland und Lithauen fort.

Um jene Zeit erstreckte sich der regelmäßige Verkehr durch Diligenzen blos von Petersburg nach Riga. Von Mitau aus bestieg ich wieder das russische Nationalfuhrwerk, die Telega, um die Reise in Rußland zu vollenden, wie ich sie angefangen hatte.

Eine solche Telega ist das einzige Extrapostfuhrwerk Rußlands, und wird auf jeder Station gewechselt. Das Gepäck, was mit etwas Stroh oder Heu bedeckt, als alleiniges Sitzbrett in einer Telega fungirt, wird, in Ermangelung eines Dieners, durch den alten Kutscher in die neue Telega besorgt. Bei Anbruch des Morgens überzeugte ich mich in der lithauischen Stadt Schawle davon, daß dies während der Nacht regelmäßig geschehen sein, und fuhr nun beruhigt weiter.

Versteinerungsreiche Kalkschichten aus der Formation des alten rothen Sandsteins, die ich in der Nähe der Windau fand, hatten mich vollends sorglos gemacht, und so war ich schon etliche Poststationen von Schawle entfernt, ehe ich meine Reisesachen wieder musterte, und dabei zwar Koffer und Reisesack sah, aber unangenehmer Weise einige kleinere Gegenstände, die in eine Bastmatte eingenäht gewesen waren, nirgend finden konnte.

Da unter den vermißten Gegenständen eine verschlossene Hutschachtel mit Versteinerungen sich befand, auf die ich Werth legte, so beschloß ich, augenblicklich zurückzukehren, um nichts unversucht zu lassen, die beseitigten Gegenstände wieder aufzufinden. Die Rückkehr hatte jedoch Schwierigkeiten, im Fall ich nicht Lust hatte, zu Fuß zu gehen. Mein Reisepaß lautete nämlich für die Reise von Petersburg nach Tilsit, und die Postmeister bemerkten ganz richtig, daß er nicht für die Reise von Tilsit nach Petersburg gültig sei, und sie also nicht verpflichtet seien, mir Pferde und Telega zu verabfolgen. Diese Logik war mir ganz verständlich; die Folgerungen oder Forderungen aber für diese umgekehrte Richtung der Fahrten waren so unverschämt, daß ich die Geduld verlor, mich mit Bauern unterwegs verständigte und zu Pferde setzte.

Bis zur Stadt Schawle, wo ich die Sachen am Morgen noch in Händen gehabt hatte, war nichts aufzufinden; mein Kutscher aus Schawle mußte also Besitz von denselben genommen haben, oder Auskunft wissen. Der Polizeimeister, dem dies ebenfalls klar schien, ließ ihn holen. Nach stundenlangem Suchen wurde er herbeigebracht, erklärte aber standhaft, nichts von den Sachen zu wissen. Der Polizeimeister fragte mich nun um meine Ansicht, die in dem natürlichen Wunsche bestand, mein Eigenthum wieder zu erhalten.

Darauf wurde Befehl gegeben, den Kutscher zu entkleiden, und die Ruthe herbeizubesorgen. Als die Prozedur begann, und der Mensch sah, daß es ernst gemeint sei, erklärte er sich bereit, die Sachen zu holen. Er brachte jedoch nur die schwere Hutschachtel, die er, am Schloß vorbei, aufgeschnitten und auf ihren Inhalt untersucht hatte. Die leichteren Sachen hatte er schon auf der Rückkehr geöffnet und beseitigt, und in der verschlossenen, schweren Hutschachtel wahrscheinlich Geld vermuthet. Der Polizeimeister richtete nun die Frage an mich, ob er mit dem Durchpeitschen fortfahren, und nun die Strafe an ihm vollziehen sollte. Da ich die Versteinerungen wieder in Händen hatte, und die übrigen Sachen doch für mich verloren waren, so erklärte ich, daß ich am Anblick der Fortsetzung keine weitere Genugthuung fände, und ich jede weitere Verhandlung ganz seinem Ermessen anheim stellen müsse. Auch hatte der Polizeimeister anfangs schon erklärt, es sei schade, daß er den Menschen wegen Hartnäckigkeit müsse durchpeitschen lassen: er sei immer der ehrlichste gewesen. Eine Ehrenerklärung, der ich aus meiner eigenen einseitigen Erfahrung nichts entgegenstellen konnte, bei der ich mich aber lebhaft meiner Erlebnisse in Petersburg erinnerte, wo ich unter andern mit Behörden in Berührung kam, die dort auch für die ehrlichsten gelten.

Die Rückreise von Schawle wurde wieder zu Roß gemacht, da ich nach meinem Postpaß nur zu einer einmaligen Tour zwischen Petersburg und Tilsit berechtigt war. Mit meinen übrigen Sachen wieder zusammengetroffen, reisete ich noch in der Nacht, obwohl es heftig regnete und später fror, in der offenen Telega weiter.

Eine Postreise durch diese Theile von Lithauen bietet wenig Naturreize dar: einen ziemlich regelmäßigen Wechsel von Wäldern und

Feldern, durchschnitten von einer über Höhen und Niederungen schnurgrade fortlaufenden Straße, auf der man vor sich hin stundenweit in die Ferne sieht. Das Prinzip, die Straßen möglichst grade und zugleich möglichst horizontal anzulegen, wird in der erstgenannten Beziehung vom äußersten Westen bis zum äußersten Osten Rußlands consequent durchgeführt, obwohl leider dabei im zweiten Punkte die Wegebaumeister sich hin und wieder noch den Tadel der ängstlicheren oder gewissenhafteren Behörden zuziehen. Die größte Reisefreude besteht darin, daß dieser Tadel wirklich begründet ist, daß die Heerstraße, wie ein Zug von Wandermäusen, keinem Berge und keinem Thal aus dem Wege geht, sondern schnurstracks über Alles weg ihren Lauf fortsetzt. Da kann man denn doch noch hoffen, daß man in den Niederungen die Aussichten, die stundenlang unveränderlich vor dem Auge aufgedeckt liegen, einmal aus dem Gesicht verliert, ohne die Augen zu schließen. Ein Privatvergnügen bestand für mich noch darin, am andern Tage zu beobachten, wie meine Kleider, die während der Nacht durchnäßt und durchfroren waren, allmählich wieder aufthaueten und auftrockneten.

Von alle diesen Reisefreuden fast gesättigt, kam ich schon Nachmittags auf der letzten russischen Poststation an, und wünschte schleunig weiter gefördert zu werden, um noch an demselben Tage Tilsit zu erreichen. Es soll aber selten vorkommen, daß ein nach Westen Reisender, auch wenn er Morgens früh ankommt, nicht hier übernachten müßte, und so entging ich diesem allerletzten russischen Reisevergnügen erst recht nicht. Hier wird dafür gesorgt, daß die Reisenden das Land nicht binner Nacht und Nebel verlassen, sondern unter den Strahlen der Morgenröthe, oder der aufgehenden Sonne.

Daß man damit dem Reisenden symbolisch andeuten wolle, die beiden Gränzländer seien verschieden, wie Tag und Nacht, ist nicht wohl anzunehmen. Auch überzeugt sich ein Jeder, der sich durch eigenen Augenschein bei Tageslicht davon überzeugen will, daß da, wo die beiden Adler als Gränzsäulenheilige freund-brüderlich und freund-nachbarlich zusammenstehen, zwischen beiden Ländern auch mit den besten Willen kein wesentlicher Unterschied aufzufinden ist. Er besteht nur in den Menschen. Nicht einmal in den Adlern; obwohl der eine mehr Kopf hat. Es ist daher auch eine übertriebene

Anforderung, ohne Gränzpfähle, aus der bloßen Luft, merken zu wollen, daß man auf deutschem Grund und Boden sei; abgesehen davon, daß hier gar nicht davon die Rede sein kann, da die schützende Hand des deutschen Bundes nicht bis hieher reicht.

Ich fühlte mich erst ganz in einem fremden Lande, als ich nicht blos die Gränze überschritten, sondern auch die Telega verlassen hatte und in einem bequemen Extrapostwagen von nicht blos wohlgenährten, sondern sogar fetten Pferden langsam und gemächlich in der Richtung auf Tilsit weiter gezogen wurde. Diese langsame Bewegung auf dem schaukelnden Federwagen war mir so fremd geworden, daß ich mir zuletzt, ungeachtet aller rühmenswerthen Sicherheit und Pünktlichkeit des Postfuhrwerks ein gewisses Gefühl von Seekrankheit und den naheliegenden Schluß, daß die Geschwindigkeit der Pferde wohl mit der Stärke und Wohlgenährtheit derselben in umgekehrtem Verhältnisse stehen müsse, nicht länger verbergen konnte.

Fast war ein Jahr seit meiner Abreise nach Rußland verflossen, als ich im Frühling 1841 wieder in der Heimath ankam.

# Schluß.

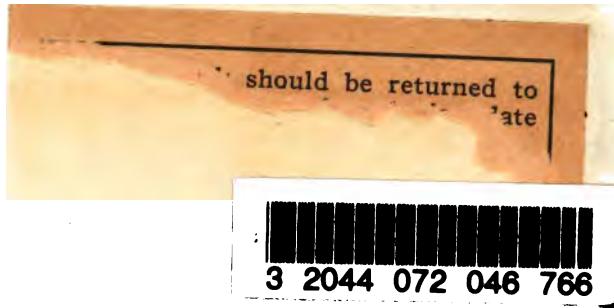
Ein Zeitraum von drei Jahren liegt zwischen der Rückkehr in die deutsche Heimath und dem gegenwärtigen Augenblicke, in dem ich diesen Reisebericht aus den Händen gebe. Jetzt, zu Ende dieses Zeitraums, blicke ich mit anderem Gefühl auf die Reise zurück, wie zu Anfang desselben.

In Bezug auf die Natur und ihre Kenntniß hatte ich mir für diesen Bericht von vorn herein bestimmte Gränzen gesetzt. Ich bin von der Ansicht ausgegangen, daß Alles, was kein allgemeineres menschliches Interesse in Anspruch nimmt, auch für die Wissenschaft verloren ist, und daß die Verbreitung einer wissenschaftlichen Kenntniß am wenigsten durch hergebrachte Pedanterie gefördert wird. Ich kann und will nicht entscheiden, ob ich überall diese Gränzen eingehalten habe, und beabsichtige zum Schluß nur noch ein Wort über menschliche Verhältnisse auszusprechen.

Daß sich Rußland in diesen drei Jahren auffallend verändert habe, ist nicht anzunehmen, so rasch auch die Gährung in seinen innersten Lebenselementen fortgeschritten sein mag. Die Verhältnisse werden nicht wesentlich anders sein, als wie ich sie gesehen habe. Nur ich selber kann diesen Verhältnissen gegenüber mich wesentlich geändert haben. Doch nicht in Bezug auf die Thatsachen, sondern nur in Bezug auf die Deutung und Werthschätzung derselben. Diese Aenderung kann jedoch weniger zum Nachtheil, als zum Vortheil einer solchen Deutung ausfallen.

Ich habe mich bemüht, die Verhältnisse Rußlands, soweit sie in den Kreis meiner Beobachtung gefallen, mit unbefangenem Auge aufzufassen. Es kann nicht ausbleiben, daß der Fremde, der Rußland in vielseitigen Beziehungen, und das Volk in allen Klassen und Verzweigungen kennen lernt, zu entschiedenen Vorstellungen

und Vergleichen über daſſelbe gelangt. Es iſt ſchwer für den Beobachter, ſich in dieſen Vorſtellungen und Vergleichen ganz von ſeinen perſönlichen Neigungen und Abneigungen loszureißen. Während der Reiſe ſelber wirkt der Augenblick mit ſeinen grellen Lichtern und Schatten nicht zum Vortheil für die Ruhe des Bildes und Urtheils. Jetzt, nachdem Jahre verfloſſen, ſind in meiner Erinnerung wenigſtens viele ſchroffe Gegenſätze gemildert; die Blätter des Augenblicks waren mit grelleren Farben beſchrieben, als die vorliegenden. Nur die wohlthuenden Erinnerungen ſind in ihrer urſprünglichen Friſche in mir zurückgeblieben, und ſogar die Schattenſeiten liegen in ihrer erfreulichſten Geſtalt vor mir. So habe ich denn auch in dem vorliegenden Bericht nur in den Lichtſeiten der Stimmung des erſten Augenblicks wieder Raum zu geben, und die trüberen Stellen mindeſtens von jedem perſönlichen Gefühl zu entkleiden geſucht. Daß ſolche trübe Schattenſeiten vorhanden ſind, habe ich weder verhehlen können noch wollen; in mir aber haben ſie die Zuneigung für das Volk ſelber nicht zu vernichten vermocht.




3 2044 072 046 766

The borrower must return this item on or before the last date stamped below. If another user places a recall for this item, the borrower will be notified of the need for an earlier return.

*Non-receipt of overdue notices does* ***not*** *exempt the borrower from overdue fines.*

**Harvard College Widener Library**
**Cambridge, MA 02138 617-495-2413**

WIDENER
SEP 1 0 2003
APR 3 0 2003
BOOK DUE
CANCELLED

**Please handle with care.**
Thank you for helping to preserve library collections at Harvard.